Lesebuch

für

die Mittelklassen der Volksschulen

des

Regierungsbezirkes Oberbayern.

Bearbeitet

von mehreren Schulmännern.

Ministeriell genehmigt.

München.
Verlag von R. Oldenbourg.
Abteilung für Schulbücher.

Preis ungeb. 80 Pf.

Lesebuch

Lesebuch

für

die Mittelklassen der Volksschulen

des

Regierungsbezirkes Oberbayern.

Bearbeitet

von mehreren Schulmännern.

Ministeriell genehmigt.

Dritte Auflage

München.
Verlag von R. Oldenbourg,
Abteilung für Schulbücher.

Preis ungeb. 80 Pf.

1896

Druck von R. Oldenbourg in München.



Jesus, der Kinderfreund.

Wilhelm Hey.

Hab' ich recht und wahr vernommen? Jesus Christus spricht: „Laßt die Kleinen zu mir kommen, wehret ihnen nicht!" Hält sie dann so fest an sein Herz gepreßt, schenket ihnen seinen Segen, der sie führt auf allen Wegen.

Sieh, geschwinde will ich kommen, bin ja auch ein Kind, weil so freundlich aufgenommen doch die Kleinen sind. Jesu, laß mich dein nur auf ewig sein, dein im Leben und im Sterben, deinen Himmel laß mich erben!

Alles mit Gott.

Paul Hohlfeld.

Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
können nie das Ziel verfehlen;
sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden,
froh wirst du dein Werk vollenden;
denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an!

Aus Natur und Menschenleben.

I.

1. Der goldene Schlüssel.

Gebrüder Grimm.

1.

Einmal zur Winterzeit lag tiefer Schnee. Da mußte ein armer Junge in den Wald hinausgehen und Holz auf



einem Schlitten holen. Schon hatte er seinen Schlitten beladen. Aber er wollte noch nicht nach Hause gehen; denn er

gedachte, erst ein Feuer anzumachen und seine erstarrten Glieder zu wärmen. Da scharrte er den Schnee weg und fand einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein. Er grub in die Erde und fand bald ein eisernes Kästchen. Er probierte den Schlüssel, und sieh, er paßte wirklich. Da drehte er einmal herum, und — nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen hat. Dann werden wir erfahren, welche wunderbaren Sachen in dem Kästchen liegen.

2.

Warum dies Märchen seine Statt
fand auf des Buches erstem Blatt?
Lieb Kind! der goldne Schlüssel wert,
er ward dir selbst ja längst beschert.

Die Lesekunst eröffnet hier
auch eines Kästleins Schätze dir.
Drum zieh den Schlüssel flugs hervor,
dreh um, den Deckel heb empor!

Dir ward ja längst das Wunder kund:
das stumme Buch hat weisen Mund.
Drum hör sein Wort mit klugem Sinn;
wie Gold und Perlen nimm es hin!

Das Buch erzählt von Pflanz' und Tier
und Mensch und Gott im Himmel dir,
läßt schauen dich ins eigne Herz,
lenkt deine Blicke himmelwärts.

2. Kenntnis der lateinischen Schrift.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n

o p qu r ſ s t u v w x y z —
o p qu r s t u v w x y z —

u n m v w c e o a ei ie eu
i l t d b h p qu t f
ä ö ü au äu ai j g ng ch

in im um nun nimmer nennen nie nein neun vor von wo wie weinen arm malen wühlen sollen räumen der die das drei breit hoch lang dünn alt jung jammern zwingen zwinkern bringen krank kränkeln schlängeln plappern zappeln pfeffern treffen quer quitt quellen quälen fix und fertig exerzieren kurieren exakt vexieren christlich hätscheln säubern albern lachen lächeln

s ſ ch ſch ß ſſ ſt ck tz
s s ch sch ſs ss st ck tz

ei ai au eu äu ä ö ü
ei ai au eu äu ä ö ü

das aus hinaus sammeln sprechen sehen rieseln blasen essen rasseln prasseln blaſs naſs gewiſs muſs heiſs schieſsen schlieſsen heiſsen dick keck bücken drücken spritzen schnitzen spitzig nützlich mäſsig wässerig wachen waschen wachsen sich sechs sehen wiehern wischen wichsen

A B C D E F G H I K L M
A B C D E F G H I K L M

N O P Q R S T U V W X Y Z
N O P Q R S T U V W X Y Z

Ä Ö Ü
Ä Ö Ü

B R C G E F O Qu I L V N M
W Ä Ö Ü Au Äu Sch St Ch Ph

Bäume Räume Christoph Gregor Cypresse Geige Eiche Fichte Tanne Onkel Quaste Igel Licht Fafs Veilchen Nelke Main Wein Äste Öhr Überzug Auge Äuglein Schale Stall Christian Pharao Epheu.

3. Die vier Brüder.

Friedrich Rückert.

1. Vier Brüder gehn jahraus, jahrein
   im ganzen Land spazieren;
   doch jeder kommt für sich allein,
   uns Gaben zuzuführen.

2. Der erste kommt mit leichtem Sinn,
   ins reine Blau gehüllet,
   streut Knospen, Blüten, Blätter hin,
   die er mit Düften füllet.

3. Der zweite tritt schon ernster auf
   mit Sonnenschein und Regen,
   streut Blumen aus in seinem Lauf,
   der Ernte reichen Segen.

4. Der dritte naht mit Überflufs
   und füllet Küch' und Scheune,
   bringt uns zum süfsesten Genufs
   viel Äpfel, Nüss' und Weine.

5. Verdriefslich braust der vierte her,
   in Nacht und Graus gehüllet;
   sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
   die er mit Schnee erfüllet.

6. Nun sagt mir, wer die Brüder sind,
   die fort einander jagen?
   Leicht rät sie wohl ein jedes Kind;
   drum brauch' ich's nicht zu sagen.

4. Schneeglöckchen.

Georg Scheurlin.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus.
Schneeglöckchen läutet: „Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläfer in Feld und Heid'!
Es ist nicht länger Schlafenszeit.
Ihr Sänger, hervor aus Feld und Wald!
Die Blüten erwachen, sie kommen bald.
Und wer noch schlummert im Winterhaus —
zu Leben und Weben heraus, heraus!" —
So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land.
Da hören's die Schläfer allerhand,
und es läutet fort bei Tag und Nacht,
bis endlich allesamt sind aufgewacht,
und läutet noch immer und schweigt nicht still,
bis auch dein Herz erwachen will.

5. Frühlings Ankunft.

Des Knaben Wunderhorn.

Der Lenz ist angekommen!
Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen's euch die Blümelein,
es singen's euch die Vögelein:
Der Lenz ist angekommen!

Ihr seht es an den Feldern,
ihr seht es an den Wäldern;
der Kuckuck ruft, der Finke schlägt.
Es jubelt, was sich froh bewegt:
Der Lenz ist angekommen!

Hier Blümlein auf der Heide,
dort Schäflein auf der Weide!
Ach, seht doch, wie sich alles freut!
Es hat die Welt sich schön erneut.
Der Lenz ist angekommen!

6. Frühlingsfreude.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Gott Lob und Dank! Der strenge Winter hat Abschied genommen, und der liebliche Frühling ist wieder ein-

gekehrt. Schon hat das Schneeglöckchen das Frühlingsfest eingeläutet. Milde Lüfte wehen durch die Flur. Viele Boten sagen uns laut, daß die Natur wieder erwacht ist; Tulpen und Kaiserkronen zeigen ihre kräftigen Keime. Deutlich sieht man schon die Blütenkätzchen an den Spitzen der Weiden; an Bäumen und Sträuchern schwellen die Knospen; bald wird man Blüten und Blätter sehen. Lerchen und Finken haben bereits ihren Festgesang angestimmt.

Auch wir Kinder wollen, wie die muntern Vögelein, hübsche Frühlingslieder singen und dem gütigen Gott herzlich danken, daß er die Natur verjüngt hat.

7. Der Mai.

Wilhelm Curtman.

Lange genug hat uns der April geneckt. Bald wehte der Wind; bald war es gelinde; bald war der Himmel trüb, und Schnee und Regen lösten einander ab; bald war auch wieder Sonnenschein. Nun ist der Mai gekommen, und alles ist schön, heiter und fröhlich durch ihn. Er wird auch Wonnemonat genannt; denn Himmel und Erde erfreuen uns. Die Sonne lächelt vom lieblichen Blau herab, und ihre Strahlen fallen uns noch nicht beschwerlich wie im heifsen Sommer. Die Erde zieht ihr frisches, grünes Kleid an, und der Garten schmückt sich mit Blumen. Die Knospen thun sich auf; die Blätter brechen hervor an allen Zweigen. Die Bäume blühen in Fülle, weifs und rötlich, und zwischen den Blüten steht das neue Grün. Auf den Äckern fangen alle Arten von Pflanzen an zu wachsen; darum siehst du auch den Landmann auf dem Felde und auf den Wiesen und den Gärtner in seinem Garten. Die Weinreben bekleiden die dürren Pfähle mit ihren breiten

Blättern. Im Wasser schwimmt munter die Schar der Fische. Die Vögel jubeln in Wald und Feld und hüpfen und fliegen von Zweig zu Zweig. Wohin man nur blickt, ist reges Leben. Es ist aber auch angenehm, den schönen Mai im Freien zu genieſsen. Auch uns Kindern ist wohl, und wir spielen mit frohem Herzen unsere muntern Spiele.

8. Der Maispaziergang.

Georg Nikolaus Marschall.

1. Es ist Frühling. Die Sonne scheint freundlich in das Schulzimmer. Die Vögel singen und hüpfen so munter auf dem blühenden Apfelbaume, der im Gärtchen vor dem Schulhause steht, daß der Lehrer ans offene Fenster tritt und zum blauen Himmel hinausschaut. Dann wendet er sich zurück zu seiner Schuljugend und verkündet ihr, daß er heute die Nachmittagsstunden in Gottes freier Natur abhalten wolle. Wie jubeln da die muntern Kleinen auf! Rasch ordnen sie sich, und der Zug setzt sich in Bewegung. Alle Leute, die der fröhlichen Kinderschar begegnen, bleiben stehen, ergötzen sich an den freudestrahlenden Gesichtern der Knaben und Mädchen und sehen noch lange dem Zuge nach. Vor dem Dorfe wird unter einer mächtigen Linde Halt gemacht, ein Kreis gebildet, und aus frohen Kinderherzen erklingt rein und klar ein Frühlingslied.

2. Und weiter geht's durch freundliche Baumfelder und über grüne Saatfluren einer Anhöhe zu. Die Aufmerksamkeit der Kleinen wird bald durch dies, bald durch das in Anspruch genommen. Einer der Knaben erhascht einen bunten Schmetterling, der andere einen goldgrünen Käfer; ein dritter bringt dem Lehrer eine dichtbehaarte Raupe, ein vierter aber bunte und seltene Steine. Die Mädchen richten ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Blumen, und jedes ist bestrebt, dem verehrten Lehrer die schönsten zu pflücken. Des

Fragens um die Namen von Tierchen und Blumen ist kein Ende, und der Lehrer rät den Schülern, sich den einen oder andern Gegenstand mitzunehmen, damit man später mehr davon sprechen könne. Nun führt der Weg über eine Waldwiese, die durch eine Hecke von den Getreidefluren geschieden ist. Da wird die Aufmerksamkeit aller von einer Menge Maikäfer in Anspruch genommen, welche sich das Laub der Hecke wohl schmecken lassen. Gierig und unaufhörlich fressen die gefährlichen Baumverderber, so daß man das Zermalmen der Blätter deutlich hören kann.

3. Nachdem für den Unterricht des nächsten Tages ein paar der Braunröcke in Verhaft genommen waren, erstieg die Schar einen Hügel, auf welchem ein kräftiger Apfelbaum seine Äste ausbreitete. Er stand in voller Blüte. Als man aber in seine Nähe kam, zeigte sich, daß viele Blüten wie verbrannt aussahen. „Hier wollen wir ein wenig Halt machen!“ sprach der Lehrer. Bald hatte sich die Kinderschar auf dem Rasen gelagert. „Aber warum sind denn so viele Blüten verbrannt?“ fragte ein Mädchen mit hellen, braunen Augen. „O, das weiß ich,“ entgegnete rasch ein lebhafter Knabe, „das kommt vom Giftregen!“ „So,“ versetzte der Lehrer, „und woher weißt du das?“ „Nun, von unserm Knecht, dem Michel.“ „Hm!“ meinte der Lehrer, „wir werden's bald finden. Wer kann mir einige dieser Blüten herabholen?“ Daß da gleich ein ganzes Dutzend bereit war, den Baum zu besteigen, könnt ihr euch denken. Die zwei keckſten Buben waren zuerst oben. „Aber nehmt euch in acht und verderbt nichts!“ mahnte der Lehrer. Dieser nahm sodann eine der Blüten und öffnete sie sorgfältig. Und siehe, innen war ein kleines Würmchen von schmutzigweißer Farbe. Auch mehrere Knaben zerlegten die halbvertrockneten Blüten, und fast in allen fand sich ein ähnliches Tierchen. „Nun, Max,“ fragte der Lehrer den uns schon bekannten Schüler,

„geht dir jetzt ein Licht auf?“ „Ich denke,“ antwortete nun dieser, unbekümmert um das hie und da hervorbrechende Kichern seiner Mitschüler und Mitschülerinnen, „ich denke, das Würmlein ist schuld, daß die Blüte verdorben ist.“ „Richtig, Kleiner! das Würmchen ist die Larve eines Käfers. Dieser bohrt zeitig im Frühlinge mit seinem Rüssel ein Loch in die Knospen und legt ein Ei hinein, aus welchem dann das Würmchen sich entwickelt. Dieses frißt dann die inneren Blütenteile ab und spinnt mit seinen Seidenfäden eine Decke über sich, wie ihr das deutlich sehen könnt. Eine solche Blüte kann keine Frucht mehr bringen, und wenn daher viele Blüten von diesem Insekt verheert werden, sieht es mit der Obsternte nicht gut aus!“ — Die Kinder hatten mit großer Aufmerksamkeit dieser Belehrung zugehört und waren erfreut, wieder etwas Neues gelernt zu haben.

4. „Nun, ihr lieben Kinder,“ sprach der Lehrer, „weil ihr so aufmerksam gewesen seid, so dürft ihr auch ein heiteres Spiel machen!“ Die Knaben stellten sich zusammen, wählten einen Anführer und spielten Soldaten. Die Mädchen aber führten unter heiterem Gesang einen Ringeltanz aus. Die Kinder fühlten sich so wohl und heiter wie junge Lämmer auf der Weide. Keines ließ sich eine Unart zu schulden kommen, und jedes leistete dem Worte des Lehrers schnell und pünktlich Folge. So kam der Abend heran. Der Lehrer sammelte seine jugendliche Schar, und mit fröhlichem Gesange kehrte diese wieder in das Dorf zurück. Dort trennten sie sich, um zu Hause den lieben Eltern von der Herrlichkeit des heutigen Tages zu erzählen.

9. Die Milch.

Christoph von Schmid.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, liess sich für sein Geld eine Schüssel

Milch geben, setzte sich unter einem schattigen Baum in das Gras, brockte Brot in die Milch und aſs nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaſs aussah, stand nicht weit von ihm, schaute traurig zu und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör und aſs begierig fort. Als er nun die Milch aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der Schüssel einen Vers. Er las ihn mit Erröten, lieſs sogleich die Schüssel noch einmal füllen und sich ein groſses Stück Brot dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brot selbst ein und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen.

„Den Spruch,“ sagte Ferdinand, „der in der Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln der Leute schreiben, die sich satt essen können.“ Der Spruch aber lautete so:

Der du des Armen kannst vergessen,
verdienest nicht, dich satt zu essen.

10. Das Erwachen der Blumen.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Bei der Rückkehr des Frühlings erwacht auch wieder die Erde, und die Blumen, groß und klein, kommen aus ihr hervor.

Die Märzblümchen können gar nicht erwarten, bis der Winter recht fort ist, sondern schlüpfen mit ihren weißen Glöckchen zwischen dem Schnee heraus und läuten den

Frühling ein. Daher heißen sie auch Märzglöckchen, — und Schneeglöckchen, weil sie schon kommen, ehe der Schnee ganz weg ist.

Die Veilchen halten es auch nicht lange mehr unter der Erde aus, sondern strecken bald ihre Blättchen in die Höhe, gucken heimlich durch die Gesträuche und sagen vergnügt zu einander: „Der Frühling ist wieder da; die Sonne scheint schon hübsch warm; kommt nun alle schnell!"

Die Schlüsselblumen schließen ihre Winterschlafkammern auf und zeigen sich in ihrer lieblichen gelben Farbe.

Die Gänseblümchen kommen gar mit einem gelben Auge aus der Erde und umkränzen ihre Krönchen mit weißen oder rötlichen Spitzen. Da sieht es aus, als ob alles voll kleiner, gelber Augen wäre, die alle zum Himmel sehen.

Wer kann aber die Blumen alle zählen, die jetzt aus der Erde nach und nach hervorsprießen? Ich vermag es nicht; aber freuen kann und will ich mich über eine jede; denn sie alle kommen aus der Hand Gottes, die nun unserer Erde ein Gewand umlegt, wie es kein König hat.

11. Die Tulpe.

Nach Friedrich Schierhorn.

Die Tulpenzwiebel wird schon im Herbst in die Erde gesteckt. Hier bleibt sie den ganzen Winter hindurch unter Frost und Schnee liegen. Kaum aber hat im Frühling die Sonne den Schnee geschmolzen und die harte Eisrinde der Erde gebrochen, so öffnet sich oben die Zwiebel, und zwei dicke, blaugrüne Blätter ohne Stiel kommen hervor. Zwischen ihnen windet sich ein runder, derber Blumenstengel hindurch, der an seiner Spitze stolz und hoch eine sechsblätterige Blüte trägt. Sie hat harte, dicke Blumenblätter, die sich nichts aus dem Froste machen. Anfangs sind sie grün; aber allmählich nehmen sie im Glanze der Frühlingssonne

die Farben an, in denen sie prangen. Unten behalten sie jedoch einen weifsgrünen Fleck. An der Spitze sind sie zierlich nach aufsen umgebogen und bilden daher einen grofsen Becher oder eine Glocke, die mit der Öffnung aufwärts gewendet ist. Inmitten dieses Bechers steht der kurze dreikantige Stempel oder Griffel, welcher von sechs messerförmigen Staubgefäfsen umgeben ist und oben eine dreieckige Narbe hat. So deutlich wie bei der Tulpe sind selten alle diese Teile bei einer Blume gebildet.

Obgleich die Tulpe sehr schön ist, so fehlt ihr doch das, was uns an den Blumen am meisten erfreut — der Geruch. Sie gilt als das Sinnbild des Stolzes; denn das Hochtragen des Kopfes und die äufsere Schönheit ohne innern Wert sind Merkmale des Hochmutes.

12. Sei bescheiden!

Johannes Trojan.

Brichst du Blumen, sei bescheiden,
nimm nicht gar so viele fort;
sieh, die Blumen müssen's leiden,
doch sie zieren ihren Ort.

Nimm ein paar und lafs die andern
in dem Grase, an dem Strauch.
Andre, die vorüber wandern,
freuen sich an ihnen auch.

Nach dir kommt vielleicht ein müder
Wandrer, der des Weges zieht
trüben Sinns, — der freu sich wieder,
wenn er auch ein Röslein sieht!

13. Der Ursprung der Rose.

Friedrich Rückert.

Den Rosenzweig benagt' ein Lämmchen auf der Weide;
es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zuleide.

Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
ein Flöckchen Wolle nur, es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest.
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: „Thu auf die Hand und gib das Flöckchen mir,
und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir!"
Er gab, sie nahm und baut'; und als sie nun gesungen,
da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

14. Der Maibaum.

Friedrich Adolf Krummacher.

Die Jünglinge eines Dorfes setzten einst einen Maibaum. Die schönste Birke in dem nahen Walde wurde hiezu erwählt und aufgestellt in der Mitte des Dorfes.



Der Baum ragte über die Häuser empor und ward mit buntfarbigen Bändern und mit Flittergold geziert. Das Gold aber und die Bänder rauschten im Winde, und lieblich erklangen die daran hängenden Glöcklein.

Die Jugend des Dorfes hüpfte herum und freute sich des schön gezierten Baumes.

Nachdem aber der Maibaum einige Tage lang in der Sonnenhitze gestanden hatte, verschwand seine Schönheit auf einmal. Sein grünes Laub war verdorrt und abgefallen, und die Äste hingen matt und erstorben herab.

Da kam des Lehrers kleiner Sohn niedergeschlagen nach Hause und sprach zum Vater: „Ach, woher mag es doch kommen, daſs der vorhin so zierliche Baum auf einmal so häſslich und entstellt ist? Es ist doch schade um das Gold und die Bänder und die Glöcklein an dem ausgetrockneten Holze!“

„Sieh, lieber Sohn,“ antwortete darauf der Vater, „weil der Baum von seinen Wurzeln getrennt ist, so kann er nicht mehr die Säfte der Erde an sich ziehen, noch den Tau und den Regen des Himmels, und jeder Sonnenstrahl, der sonst wohlthätig für ihn war, beschleunigt jetzt sein Verderben.“

„Mein Kind! so ergeht es auch jedem Menschen, der seinen Gott aus dem Herzen verliert. Denn Gott ist die alleinige Wurzel, an welcher wir bleiben müssen, wenn unser Leben grünen und blühen soll, und wir vermögen ohne Gott weder das Wollen noch das Vollbringen des Guten. Hat sich der Mensch durch seinen Wandel geschieden von Gott, so ist er reif zum Verderben, und er hat als ein Gottloser Schönheit und Menschenwürde verloren, sollte er auch mit Gold und Seide geschmückt sein.“

15. Der Hausvater und die Birke.

Gustav Pfarrius.

1. Dich pflanz' ich ein zu des Hauses Zier;
nun sprich, o Birke, was schenkst du mir?
Ich schenke dir einen grünen Strauſs;
den trägt zur Maienlust dein Haus.

2. Der grüne Straufs gefällt mir sehr;
doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Ich schenke dir eine schwanke Rute,
die deinen Kindern kommt zu gute.

3. Die schwanke Rute gefällt mir sehr;
doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Ich schenke dir einen Besen rauh;
den führt mit Fleifs im Haus die Frau.

4. Der rauhe Besen gefällt mir sehr;
doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Ich schenke dir einen Peitschenstiel;
den schwingst du über den Rossen viel.

5. Der Peitschenstiel gefällt mir sehr;
doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Ich schenke dir einen zähen Ast,
damit du den Reif zum Weinfafs hast.

6. Der zähe Ast gefällt mir sehr;
doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Ich schenke dir auch den Wein dazu;
lafs träufeln mein Blut, so hast du Ruh'!

7. Der Birkensaft gefällt mir sehr;
doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Nachdem ich alles gegeben dir,
bleibt nichts als das nackte Leben mir;
doch um nicht zu leben mir zur Pein,
so komme ich noch und heize dir ein.

16. Rätsel.

Hoffmann von Fallersleben u. a.

1. Ein Glöcklein ist mir wohlbekannt,
es schimmert hell im ganzen Land.
Aus Silber scheint es dir gegossen;
doch ist es aus der Erd' entsprossen.

Mit einem Klöppel ist's versehn;
doch hörte niemand sein Getön.
Auch ist's auf keinem Turm gehangen;
es kann nur in der Tiefe prangen.

2. Du siehst es stets beim Sonnenschein;
am Mittag ist es kurz und klein
und wächst bei Sonnenuntergang
und wird gar wie ein Baum so lang.

3. Wenn der Sommer kehret wieder, kehr' auch ich ins Land zurück. Singen dann die Vöglein wieder, sing' auch ich mein Meisterstück.

Und ich muſs dann immer wandern ohne Nest und heimatlos; doch es ziehen mir die andern meine eignen Kinder groſs.

Könnt' ich lesen nun und schreiben, schrieb' ich meinen Namen noch; aber nein, ich lass' es bleiben: mein Gesang verrät mich doch.

17. Die Rückkehr der Vögel.

Walther.

Mit dem wiederkehrenden Frühlinge stellen sich auch die ausgewanderten Vögel ein. Die Lerche ist unser erster Gast und kann die Zeit kaum erwarten, da sie unsere Gegend wieder besuchen darf. Oft ist sie nur zu ungeduldig und kommt zu frühe; das muß sie aber übel verspüren, wenn der vertriebene Winter noch eine Ladung Schnee in das Frühjahr hineinschüttet.

Der Storch steht auch bald wieder auf seinen hohen Beinen neben seinem alten Nest und streckt seinen langen Schnabel so weit hinaus, als er nur kann. Er freut sich, wenn er noch alles beim alten findet.

Auch die Wachtel ruft bald wieder: „Hörst du mich?" — Aber gar mancher hört sie nicht mehr, weil er einen

langen Schlaf unter der Erde schläft, und die Frühlingssonne nicht zu ihm dringt.

Die Schwalbe kommt ganz hitzig angeflogen und guckt in ihr altes Nest, ob noch alles in Ordnung ist. Geschwätzig erzählt sie allerlei Neuigkeiten; aber man versteht sie nicht, weil es gar zu schnell bei ihr hergeht.

Die Bachstelze macht wieder ihre flinken Spaziergänge am hellen Bache und freut sich über die Blumen am Rande desselben, aber über die Fliegen und Schnaken noch mehr. Sie schaut fleißig ins Wasser und schwänzelt dabei und sagt: „Ei, wie schön bin ich doch!“ Sei nur nicht so eitel, du liebes Tierchen! Es möchten dir's sonst die Mädchen nachmachen!

Der Fink sagt den Leuten aufs neue wieder, wie er heißt, und in den Wäldern hört man von allen Seiten her seine alten, fröhlichen Lieder.

Unser lieblichster Frühlingssänger, die Nachtigall, kommt erst im April, wenn ihr der Tisch schon gedeckt ist. Wir freuen uns, daß sie uns wieder mit ihrem Besuch beehrt hat, und horchen gar gerne den zauberischen Tönen, die ihrer geübten Kehle entströmen.

Auch der Kuckuck ergötzt uns durch seinen einfachen Ruf, und wir hören diesen oft viel lieber als das schönste Lied eines andern Vogels.

18. Die Singvögel.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Die Singvögel kommen aus den wärmeren Ländern wieder in unsere Gegend. Sie suchen ihre alten Nester in Feld und Wald, an Häusern und in Ställen wieder auf. Sie waren ein halbes Jahr lang von uns weg. Im Herbste zogen sie fort. Mit frohem Gezwitscher begrüßen sie die alte Heimat. Emsig bauen sie an ihren Nestern. Treulich helfen dabei Männchen und Weibchen zusammen. Aus Sorg-

falt für die künftige Brut füttern sie das Nestchen weich aus. Bald liegen Eier auf dem sanften Bettchen. Den ganzen Tag bleibt das Weibchen über denselben sitzen. Von seiner Wärme werden die Eier ausgebrütet. Nach etlichen Wochen kriechen die nackten Vögelchen aus. Laut schreiend sperren sie ihre Schnäbel auf. Voll treuer Elternliebe bringen die Alten das Futter herbei. Begierig schnappen die Nesthocker nach den saftigen Bissen. Endlich sind sie flügge. Dann flattern sie aus dem Neste. Sie suchen sich von nun an selbst ihre Nahrung.

19. Das Lied der Vögel.

Hoffmann von Fallersleben.

Wir Vögel haben's wahrlich gut;
wir fliegen, hüpfen, singen.
Wir singen frisch und wohlgemut,
dafs Wald und Feld erklingen.

Wir sind gesund und sorgenfrei
und finden, was uns schmecket.
Wohin wir fliegen, wo's auch sei,
ist unser Tisch gedecket.

Ist unser Tagewerk vollbracht,
dann ziehn wir in die Bäume.
Wir ruhen still und sanft die Nacht
und haben süfse Träume.

Und weckt uns früh der Morgenschein,
dann schwingen wir 's Gefieder;
wir fliegen in die Welt hinein
und singen unsre Lieder.

20. Die Schwalben.

Adalbert von Chamisso.

1. Mutter, Mutter! unsre Schwalben —
sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
und die Alten füttern sie.

2. Als die lieben kleinen Schwalben
wundervoll ihr Nest gebaut,
hab' ich stundenlang am Fenster
heimlich ihnen zugeschaut.

3. Und nachdem sie eingerichtet
und bewohnt das kleine Haus,
schauten sie mit klugen Augen
gar verständig nach mir aus.

4. Ja, es schien, sie hätten gerne
manches zwitschernd mir erzählt,
und es habe sie betrübet,
was zur Rede noch gefehlt.

5. Eins ums andre, wie ein Kleinod
hielten sie ihr Haus in Hut.
Sieh doch, wie die kleinen Köpfchen
streckt hervor die junge Brut!

6. Und die Alten, eins ums andre,
bringen ihnen Nahrung dar.
O wie köstlich ist zu schauen
so ein liebes Schwalbenpaar!

7. Mutter, weißt du noch, wie neulich
krank im Bett ich lag und litt?
Pflegtest mich so süß, und abends
brachte Vater mir was mit.

21. Das Schwalbennest.

Christoph von Schmid.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten und in dem Hausgang eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte er zu seinen Kindern: „Thut mir ja den guten Vögelein nichts zuleid! Wer die Schwalben von seiner Tenne vertreibt, der verscheucht

das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest vor seinem Fenster zerstört und die Eier zertreten — und von der Zeit an geht es mit seinem Hauswesen zurück, und er gerät ins Verderben."

Der kleine Christian fragte den Vater, wie denn das zu verstehen sei. Der Vater antwortete: „Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten seiner Väter verlassen. Seine Voreltern und Eltern haben die unschädlichen, ja vielmehr nützlichen Schwalben mit milder Schonung geduldet und sich von den muntern, geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen zur Arbeit wecken lassen. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Tiere hartherzig war und halbe Nächte im Wirtshause saß, verträumte lieber die schönen Morgenstunden, und weil ihn die Schwalben in seinem Morgenschlafe störten, so vertilgte er ihr Nest. Der unfreundliche, faule und verschwenderische Mann vertrieb so mit den Schwalben zugleich Glück und Segen von seinem Hause."

Vergönn' der Schwalb' ihr kleines Haus!
Sie singt: „Vergelt dir's Gott!" heraus.

22. Die Schwalbe und die Katze.

Robert Reinick.

Eine Schwalbe safs am Rande einer Pfütze und füllte ihren Schnabel mit feuchter Erde, um sich ein Nest zu bauen. Dies sah aus einiger Entfernung eine Katze, und weil sie die Schwalbe gern verspeist hätte, so schlich sie auf dem Bauche kriechend heran, das zarte Tierchen zu überfallen. Allein die Schwalbe bemerkte noch zur rechten Zeit die Bosheit der Katze, deren Augen begierig funkelten, und entfloh, als die Hinterlistige eben einen Sprung nach ihr ausführen wollte. Unser Schwälbchen hätte sich nun freuen sollen, dem Feinde so glücklich entkommen zu sein, und hätte den Flug nach einer andern Gegend lenken sollen; aber das that die Schwalbe nicht. Weil sie mutwillig war und auf die Schnelligkeit ihrer Flügel allzusehr

vertraute, so kehrte sie wieder, nachdem sie die Erde an ihr Nest geklebt hatte, schoſs dicht über dem Kopfe ihrer Feindin hin und rief ihr neckend zu: „Greif mich doch, Kätzchen, greif mich doch!“ Allein die Katze that, als hörte und sähe sie nichts, wiewohl dieser Hohn noch mehr ihre Mordlust reizte. Noch sicherer gemacht durch die Unthätigkeit der Katze, wiederholte die Schwalbe zum öftern ihren herausfordernden Flug und die neckenden Worte. Als sie aber zum fünftenmale dies Wagestück vollbringen wollte, machte die Katze einen gewaltigen Sprung in die Höhe, erhaschte den einen Flügel der Schwalbe, biſs ihn wütend entzwei und zerriſs bald darauf ihr Opfer.

Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, kommt darin um.

23. Der Storch.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Freudig begrüßt wird der Storch, der Bote des Frühlings. Er kommt mit den ersten lauen Märzwinden zurück in sein Dorf und sucht sein altes Nest. Welcher Jubel unter dem Volke! Er wird wie ein treuer, langvermißter Freund empfangen; die Kinder jubeln ihm freudig entgegen, und die Alten im Dorfe heißen ihn willkommen als den lieben Genossen ihrer Jugend. Hoch auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest; denn eines Hochsitzes bedarf er, um sich frei umschauen zu können in dem Gebiete seiner Wiesen, Wälder und Sümpfe. Er ist ein wundersamer Vogel.

Sieh seine Gestalt an! Auf dem hohen Stelzfuß wiegt er den stattlichen Leib; sein Kleid ist weiß und schwarzgesäumt; sein Schwanz ist kurz, der Hals schlank; weithin streckt er seinen Schnabel. Steif und feierlich ist Gang und Haltung. Schweigend und stolz geht er durch Sümpfe und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er gemessen den langen Fuß auf, während Kopf und Hals beständig vornübernicken. Gewahrt er den fetten, zappelnden Frosch, so schleudert er mit einem Rucke seinen spitzen Schnabel vorwärts und fängt den Unglücklichen, um ihn in der Tiefe seines Kropfschlundes zu verbergen. Geräuschlos ist seine Jagd. Stößt ihm etwas Ungewöhnliches auf, so steht er plötzlich still.

Das eine Bein zieht er dann dicht an und umklammert das andere. Der Hals reckt sich forschend in die Höhe. So bleibt der Vogel regungslos minutenlang stehen, bis er sich überzeugt, daß er ungefährdet weiter ziehen kann oder daß weise Vorsicht Flucht gebietet. Sein mächtiger Körper hat Mühe, sich zu erheben. Er macht ein paar Sprünge; einige schwere Flügelschläge erfolgen; der Fuß streckt sich nach hinten, und der Leib hebt sich kaum über den Boden. Da mit einem Ruck hebt er sich auf und zeigt nun seinen schönen Flug. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, um endlich zu seinem Neste niederzufliegen, wo ihn die hungernde Brut in klappernder Sprache freudig begrüßt.

Zuweilen kommt es vor, daß der Storch sein Nest gegen einen andern verteidigen muß. Schon von weitem hat er den Feind erschaut, duckt sich nieder und richtet zischend seinen Schnabelspieß empor; zugleich schwingt er die Flügel zum zerschmetternden Hiebe. Der Kampf beginnt. Beide Störche bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust; wütend schwingen sie sich auf, und die Flügel schlagen krachend nieder. Wildes Geklapper erfüllt die Luft. Noch ein paar Streiche schwirren; noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt zu Boden. Das Nest ist gesichert. — Sonst ist der Storch ein duldsames Tier; er läßt es ruhig geschehen, daß Schwalben und Sperlinge sich unter seinem Riesenneste ansiedeln. Er ist auch ein reinlicher Vogel; er badet sich fleißig, und sein Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste. Gegen Menschen ist er sehr zutraulich. Sorglos spaziert er im Hof und im Garten des Landmannes umher. In Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult, wandert von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen und fordert von jedem, daß er ihm ausweiche.

Wenn im Hochsommer die Triften versengen und die Teiche und Sümpfe austrocknen, dann sucht der Storch das Innere der Laubwälder mit ihren Quellen und Wiesen auf, und wenn ihm auch hier die Nahrung auszugehen anfängt, rüstet er sich zur Reise nach Süden. Diese erfolgt meist plötzlich und in geordnetem Zuge. In ununterbrochenem Fluge, zuweilen in Heeren von 2—3000, ziehen die Störche nach Ägypten, wo sie in dem

frosch- und schlangenreichen Nilthale einen günstigen Aufenthaltsort finden. Wenn aber die Glühhitze des angehenden Sommers von dem wolkenlosen Himmel Ägyptens niederstrahlt, kehren sie wieder zurück in die grünenden Fluren unseres Vaterlandes.

24. Storch und Spatz.

Karl Enslin.

Es hat der Storch sein Nest gebaut,
und als er froh umher nun schaut,
hoch über allen Häusern,
da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
und bittet um ein wenig Platz
zum Nestchen in den Reisern.

Da spricht der Storch: „Mein Nest ist grofs;
du bist ein kleines Vöglein blofs;
ich thu' dir nichts zuleide.
Du bist in gutem Schutz bei mir;
auch nehm' kein Mietgeld ich von dir.
Platz ist ja für uns beide!"

Das Spätzlein dankt und baut sich an.
Der Storch hat ihm kein Leid gethan
und hat es nicht verstofsen.
So wohnten beide lange Zeit
in Frieden und in Einigkeit,
der Kleine bei dem Grofsen.

25. Der Kuckuck.

Christoph von Schmid.

An einem lieblichen Maimorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da liefs sich der muntere Kuckuck das erstemal hören.

„Das ist ein Glücksvogel," sagte der abergläubische Jörg; „sein Ruf verkündet mir Glück, zum wenigsten eine Tasche voll Geld."

„Warum denn gerade dir?“ sprach Michel, der ebenso abergläubisch war. „Ich sehe nicht ein, warum du bei dem Kuckuck höher in Gnaden stehen solltest als ich. Ich bin wohl noch besser als du, und ich behaupte, mir verkündet er Glück.“

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fingen sie nun an zu streiten. Vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, in gröſstem Zorn auseinander.

Beide Knaben kamen bei dem Wundarzt wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen sei, und fragten ihn, welchem von ihnen beiden wohl der Kuckuck ein Glücksvogel sein möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden, sondern mir. Denn euch beide hat der Kuckuck mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt; mir aber schafft er Geld in die Tasche!“

Ein Streit wird immer beide reuen
und oft den dritten nur erfreuen.

26. Ihr Nest war in dem grünen Busch.

Schottisches Volkslied, übersetzt von Gustav Seuffer.

1. *Ihr Nest war in dem grünen Busch,*
gar weich und warm, gar weich und warm;
dort wähnten sie die kleine Brut
ganz frei von Harm, ganz frei von Harm.
Sie flogen aus und brachten just
der Jungen Futter froh daher;
da war wohl noch der grüne Busch,
doch Nest und Nestlinge nicht mehr!

2. *Die Mutter, weichend nicht vom Platz,*
umflog ihn rund, umflog ihn rund,
bis daſs des Räubers Schuſs sie traf
zur rechten Stund', zur rechten Stund'!

So wird sie ja nicht hören mehr
ihr hilflos klägliches Geschrei,
und nicht das Herz voll Weh's sie seh'n
sich härmen in der Sklaverei! —

3. *Auf Menschen, liebe Rotbrüstlein,*
vertrauet nie, vertrauet nie!
Denn ihre harten Herzen, ach,
nicht kennt ihr sie, nicht kennt ihr sie!
Nicht wärmt sie euer bißchen Flaum,
noch schützt sie euer Fleisch vor Not;
doch weil ihr seid ein lebend Ding,
ist ihre Freude euer Tod. —

4. *Ihr Hoch- und Tieflandjungen ihr,*
den Vöglein gleich, den Vöglein gleich,
sie pfeifen lustig stets wie ihr
und hüpfen froh von Zweig zu Zweig:
O schonet sie, sie sind gemacht,
der holden Freiheit sich zu freu'n,
und wie ihr ihnen Freiheit gönnt,
mögt ihr auch frei und glücklich sein!

27. Die Kröte.

Johannes Trojan.

Kinder beiſs' ich nicht,
Wurzeln mag ich nicht,
nach Blumen frag' ich nicht;
Würmlein und Schnecken,
die lass' ich mir schmecken.
Ich sitz' in dunklen Ecken
und bin so gar bescheiden;
doch keiner mag mich leiden.
Das betrübt mich in meinem Sinn;
kann ich dafür, daſs ich häſslich bin?

28. Der Schmetterling.

Friedrich Adolf Krummacher.

Der kleine Rudolf kam in wilder Freude aus dem Garten gesprungen und rief: „Welch ein schönes Vögelein hab' ich gefangen! Es saß auf einer Blume, und seine Flügel glänzten wie lauter Gold und Silber und noch viel schöner! Da trat ich leise herzu und griff danach, und ich hatte es sogleich. Nun will ich es aber auch recht gut bewahren. Es soll mir nicht entkommen; ich will ihm Milch und Brot zu essen geben."

Da sprach der Vater: „Nun, Rudeli, so laß uns doch auch deinen schönen Fang bewundern!"

Darauf griff der Knabe hastig in seine Tasche und zog ein Sommervögelein hervor.

Aber siehe! die Fittiche des Vögleins hatten ihren Glanz verloren; der bunte Flügelstaub klebte an den Fingern des Knaben, und die zarten Schwingen waren ganz zerzaust.

Da seufzte der Knabe bitterlich und sprach: „O, wie ist das Ding so jämmerlich entstellt worden! Sieht es doch dem Vöglein nicht mehr ähnlich, das auf der Rose saß! Pfui, wenn sie auch so gebrechlich sind!" — So sprach der Knabe und warf das Vöglein zürnend zur Erde.

Der Vater aber antwortete: „Wem zürnest du? Ist es denn des Vögeleins Schuld, daß es so zart gebildet wurde? Du hast es mit rauhen Händen angefaßt, darum verwelkte sein Flügelglanz und sein Blumenleben."

29. Von der Raupe und der Fliege.

Hermann Wagner.

Der Gärtner hat eine Kohlpflanze gesteckt, den Boden gegraben, hat das zarte Pflänzchen begossen und das Unkraut hinweggeschafft. So wächst denn das Stöckchen lustig empor, treibt ein zartes, saftiges Blättchen nach dem andern und wird größer und stärker. Der Gärtner sieht es und freut sich.

Zur Nachtzeit aber, als alles schläft, kommt die gefräßige Raupe und kriecht am Kohlstengel empor. Es sieht's ja keiner! Die ganze Nacht hindurch frißt sie, die zartesten Blättchen zuerst, dann die andern und versteckt sich unter das Laub, wenn es hell wird. Die Raupe wird groß und dick von dem fremden Kohl, den sie nicht gesäet und gepflanzt hat. Daß sie von fremdem Eigentum sich gemästet, — wer hat's denn gesehen?

Mit dem hellen Sonnenstrahl kommt die kleine Schlupfwespe herbei. Eine Fliege ist sie, so winzig, daß man sie kaum bemerkt. Schnell auf den Flügeln und flink auf den Beinen hüpft sie von Blume zu Blume, von Blatt zu Blatt und kommt auch zum zerfressenen Kohl und zur verborgenen Raupe. Mit spitzem Stachel bohrt sie ein feines Loch in den Leib der schlafenden Raupe und legt ein Ei hinein, so winzig und klein, — es sieht's keiner! Was schadet es denn! Dann fliegt sie fort.

Die gefräßige Raupe achtet kaum auf den leichten Stich und frißt weiter. Der Kohlstock steht nach wenigen Tagen kahl. Dann kriecht sie, dick und rund, nach der Hauswand und klettert empor bis zum Dache. Dort oben hängt sie sich auf und verpuppt sich. Wird nun nicht bald der geflügelte Schmetterling aus ihr hervorgehen und stolz über den zerfressenen Garten hinwegfliegen, in welchem der Gärtner traurig die Verwüstungen sieht?

Es geschieht nimmer! Hat die That der Raupe keiner gesehen, bevor es zu spät war, so hat auch ihre Strafe bis dahin niemand bemerkt. Aber jetzt öffnet sich die Hülle der Puppe, und statt des Schmetterlings kommt eine junge Schlupfwespe hervor, die, mit scharfem Stachel bewehrt, weiter zieht, um eben so still und unbemerkt zu strafen, wo gefräßige Raupen im verborgenen Schaden anrichten.

30. Die Grille und der Schmetterling.

J. A. C. Löhr.

Es safs eine kleine Grille im Grase und sah einen niedlichen Schmetterling auf der Wiese von Blume zu Blume flattern. Wie sehr beneidete sie den

Schmetterling um seine Schönheit und das herrliche Farbenspiel auf seinen Flügeln! „Ach!“ seufzte sie, „warum bin ich denn nicht so schön als er? Warum muſs ich ihm in allen Stücken so weit nachstehen? Ich bin hier unbekannt und verachtet.“

Über die Wiese daher kam eben eine ganze Schar Kinder, Knaben und Mädchen. „Heida!“ schrien sie, als sie den Schmetterling kaum erblickt hatten, „seht doch den schönen Schmetterling; den müssen wir haben!“ Gleich ging's mit Hüten, Tüchern, Netzen und Händen hinter dem Schmetterlinge her, und er wurde auch endlich gefangen, so sehr er zu entwischen sich bemühte. Ein Knabe brach ihm unvorsichtig den einen Flügel beim Zugreifen ab, und der andere drückte ihm das Köpfchen ein. — Die Grille hatte alles mit angesehen. „Ach,“ sagte sie, „wenn diese Pracht und dieser Schimmer so viel Qual erregen können, wie gut ist es, daſs ich unbekannt und im Verborgenen lebe!“

31. Rätsel.

Es ist ein kleiner Soldat,
der ein giftig Spießlein hat.
Täglich zieht er mit Gesang ins Feld;
nur im Winter bleibt er in dem Zelt.
Er erobert ohne Zahl
die schönsten Schlößlein zu Berg und Thal.
Er bricht in ihre Keller ein
und trinkt aus goldnen Becherlein
immer neuen süßen Wein.
Dann füllt mit feinem Mehl er jede Hand
und baut zu Hause Kammern, Wand an Wand.
Die Kammern füllet er mit süßem Most
und sorgt im Sommer für des Winters Kost.
Und wäre jedermann so arbeitsam wie er,
so gäb's im Lande keine Bettler mehr.

32. Die Bienen.

Nach Wilhelm Curtman.

In einem guten Stocke wohnen während des Sommers bei 10000, im Winter 3—4000 Bienen. Sie zanken sich nicht, sondern arbeiten zusammen und gehorchen ihrer Königin.

Es gibt wenige Tiere, welche so fleißig, reinlich und pünktlich sind wie die Bienen. Sobald des Morgens die Sonnenwärme fühlbar wird, kommen sie aus dem Flugloche ihrer Wohnung. Aber sie säumen nicht lange vor ihrem Hause. Frisch fliegen sie mehrmals des Tages hinaus in das Feld und suchen die Blumen und Blüten auf, in denen ihre Nahrung steckt. Mit ihrem kleinen Rüssel saugen sie den Saft aus den Blumen, und an ihren Hinterfüßen tragen sie den verschiedenfarbigen Staub aus den Blüten nach Hause. Derselbe bildet mit Honig vermischt das Futter für die Brut.

Wind und Wetter ist den Bienen sehr ungünstig. Wenn ihre vier dünnen, durchsichtigen Flügel recht naß werden, was besonders bei Platzregen der Fall ist, so können sie nicht weiter, und manches Bienchen kommt auf diese Weise ums Leben. Ist aber warmer Sonnenschein, so summen sie und scheinen sich ihrer Arbeit zu freuen.

Im Innern der Bienenwohnung haben sie ihre Hauptarbeit zu verrichten. Hier bereiten sie aus Honig und Blütenstaub Wachs und formen aus diesem unzählige sechseckige, sauber gearbeitete Zellen. Von April bis Juni befindet sich in den meisten Zellen Brut. Ist die Brut, wie der Bienenzüchter sagt, ausgelaufen, dann wird der größte Teil der Zellen mit Honig gefüllt.

Die Bienen nähren sich von Honig. Ihren Überfluß nimmt ihnen der Züchter; denn der Honig ist süß und wird teuer bezahlt. Haben die Bienen reichliche Nahrung oder Tracht, so sind sie sehr stechlustig. Wer sie in Ruhe läßt, den verletzen sie gewöhnlich nicht; aber wer nach ihnen schlägt, kann es leicht bereuen müssen. Doch hat die Biene, welche sticht, ihren Jähzorn zu büßen; denn der Stachel bleibt stecken, und sie muß an dieser Verletzung sterben.

Schön ist die Biene nicht; Käfer und Schmetterlinge haben meist lebhaftere Farben. Aber die schönsten Tiere sind nicht

immer die nützlichsten. Die Bienen werden denn auch geschont und gepflegt, manche Käfer und Schmetterlinge aber vertilgt.

Die Biene ist ein Sinnbild des Fleißes.

33. Sprichwörter.

I.

1. Schönheit vergeht; Tugend besteht. — 2. Friede ernährt; Unfriede verzehrt. — 3. Fleiß erwirbt; Trägheit verdirbt. — 4. Geduld bauet; Ungeduld reißt ein. — 5. Der Mensch denkt; Gott lenkt. — 6. Die Welt schaltet; Gott waltet. — 7. Unkraut verdirbt nicht. — 8. Aufschieb ist ein Tagdieb. — 9. Ein Wort ist kein Pfeil. — 10. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. — 11. Keine Antwort ist auch eine Antwort. — 12. Sprichwort — Wahrwort. — 13. Bettelbrot — Schandbrot. — 14. Schmeichler sind Heuchler. — 15. Anfangen ist leicht; Beharren ist schwer. — 16. Allzuviel ist ungesund. — 17. Irren ist menschlich.

II.

1. Zeit bringt Rosen. — 2. Geduld überwindet alles. — 3. Fleiß bricht Eisen. — 4. Übung macht den Meister. — 5. Die Zeit hat Flügel. — 6. Übermaß sprengt das Faß. — 7. Not lehrt beten. — 8. Borgen macht Sorgen. — 9. Vorsorge verhütet Nachsorge. — 10. Gelegenheit macht Diebe. — 11. Die Katze läßt das Mausen nicht. — 12. Scham hindert Schande. — 13. Gott hilft dem Fleißigen. — 14. Wahrheit bedarf keiner Ränke. — 15. Der Gerechte erbarmt sich des Viehes.

---

34. Am Morgen.

Guido Görres.

Der Morgen graut, es weicht die Nacht;
der Traum erbleicht, der Tag erwacht;
der Himmel lacht in Purpurpracht:
die Sonne ist erschienen!

Da tönt die Thäler rings entlang
der Vöglein froher Waldgesang;
sie rufen all mit einem Klang:
Die Sonne ist erschienen!

O Herz, mein Herz! wach aus der Ruh,
o hör den kleinen Vöglein zu
und jubelnd sing, mein Herz, auch du:
Die Sonne ist erschienen!

35. Der fromme Bauer.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Ein frommer und fleißiger Bauersmann besorgte im Frühjahre sein Feld. Er düngte, ackerte, säete aus und eggte. Da er mit allem fertig war, kniete er nieder, blickte mit vollem Vertrauen zum Himmel und sagte: „Nun, lieber Gott, habe ich das Meine gethan; ich bitte dich, thue nun auch du das Deine!“

Und der liebe Gott schickte zur rechten Zeit milden Tau und Regen, heiteres Wetter und Sonnenschein. Er wandte von den Feldern gnädig ab Dürre, Nässe, Reif und Hagel, und es gab eine reiche Ernte.

An Gottes Segen
ist alles gelegen. —

Bet und arbeit!
Gott gibt allzeit.

36. Der betende Prinz.

Christoph von Schmid.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde und nahm niemand mit sich als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet. Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhause im Gebirge und blieben da übernacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen; es war ihm sehr bange vor dem Feinde, und überdies ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der

Eile nicht hinreichend versehen hatte. Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: „O Gott, erbarme dich eines armen Prinzen!“ Diese Worte hörte der Bauer und sprach am Morgen zu dem Bedienten: „Ich weiß, euer Herr ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist?“ Der Bediente gestand die Wahrheit und bat, den Prinzen nicht zu verraten. Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer und sprach: „Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir ihren Kummer entdeckt. Erweisen sie mir die Gnade und nehmen sie diese zwanzig Goldstücke, bis sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich ihnen einen Weg zeigen, auf dem sie bald in Sicherheit sein sollen.“ Der erstaunte Prinz dankte dem edelmütigen Bauern — noch mehr aber Gott, der, ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann. Er langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an und ersetzte in der Folge dem braven Manne das Geld zehnfach.

Bet recht von Herzen in der Not,
so rettet dich der liebe Gott.

37. Gottes Lob.

Georg Christian Dieffenbach.

Was rauschen doch die Bäume im Walde alle so?
Sie loben Gott, den Herren; drum rauschen sie alle so froh.
Was blühen doch die Blumen so lieblich in dem Thal?
Sie danken ihrem Schöpfer; drum blühen sie alle zumal.
Was springen doch die Bächlein so lustig hier vorbei?
Sie preisen Gott im Himmel; drum springen sie alle so frei.
Was singen doch die Vöglein so fröhlich in dem Wald?
Sie rühmen Gott den Herrn; drum singen sie, dafs es schallt.

Und wenn die Bäum' und Blumen, die Bäch' und Vögelein
den lieben Gott so preisen, wie sollt' ich stille da sein?
Nein, Herr, ich will dich loben mit frohem Sang und Klang,
will singen dir und danken voll Freude mein Leben lang!

38. Der Sonntag.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

„Mutter," sprach an einem Sonntag der kleine Edmund, „wäre es nicht besser, wenn man alle Tage fleifsig arbeiten und sich so mehr Geld verdienen würde, statt den Sonntag müfsig zu gehen?" „Mein Kind," versetzte die Mutter, „du weifst noch nicht, was du sagst! Menschen und Tiere müfsten erliegen, wenn sie diesen Tag nicht zur Ruhe hätten. Die meisten Menschenkinder, o wie bald vergäfsen sie vor lauter Arbeit um Erdenlohn Gott und Gottes Lohn! Was nützte ihnen dann die ganze Welt?

Der Tag des Herrn kommt. Früh schon weckt der Klang der Glocke die Christen und ruft sie laut zum Dienste Gottes in den Tempel hin. Da hören sie auch Gottes Wort; das ist so klar und mild und labend für die Seele. Da betet grofs und klein fromm zum lieben Gott — und nicht umsonst; er hört sie alle und gibt zur rechten Zeit, was jeder braucht. Man sucht dann auch die Lieben heim, die draufsen ruhen im Gottesacker, geht hin zu Armen, Kranken und tröstet und labt sie, bis man sich selbst zur Ruhe legt. Sieh, dazu ist der Sonntag! Ist das nicht schön und gut?"

„Liebe Mutter," schlofs dankend und mit einem Blicke zum Himmel das Kind, „ja, ja, so will auch ich von nun an den Sonntag feiern!"

39. Die wandelnde Glocke.

Johann Wolfgang von Goethe.

Es war ein Kind, das wollte nie
zur Kirche sich bequemen,
und Sonntags fand es stets ein Wie,
den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
und so ist dir's befohlen,
und hast du dich nicht hingewöhnt,
sie kommt und wird dich holen."

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
als lief' es aus der Schule.

„Die Glocke — Glocke tönt nicht mehr;
die Mutter hat gefackelt."
Doch welch ein Schrecken! Hinterher
die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum.
Das arme Kind im Schrecken,
es läuft, es kommt als wie im Traum.
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
und mit gewandter Schnelle
eilt es durch Anger, Feld und Busch
zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
gedenkt es an den Schaden,
läßt durch den ersten Glockenschlag,
nicht in Person, sich laden.

40. Das hohe Pfingstfest.

Karl Nacke.

Das Pfingstfest fällt in die schönste Zeit des Jahres, wenn die Erde von neuem ihr grünes Kleid angezogen hat, wenn Feld, Wiese und Wald mit Blumen sich schmücken, und die Knospen der Bäume zu Blättern und Blüten sich entfalten. Das Pfingstfest erinnert die Menschen an den heiligen Geist, der sich auf die Jünger des Herrn herabsenkte, als sie zehn Tage nach der Himmelfahrt einmütig bei einander versammelt waren. Wie aber der wiedererwachte Frühling in der Natur einzieht, und die Menschen das Siegeszeichen desselben, die Maien, in ihre Häuser, auf die Gassen und die Kirchtürme tragen, so soll auch der Geist des Herrn einziehen in die Häuser und Herzen der Menschen, daß Friede und Freude darinnen wohnen.

41. Des Frühlings Herrlichkeit.

Oskar von Redwitz.

1. Waldvögelein, wie singst du heut'
so herzig lieb, wie nie zuvor!
Möcht' fliegen ja vor lauter Freud',
ein Vöglein, hoch zu Gott empor!

2. Du liebes Vöglein, sing nur fort,
so lang's vermag die kleine Brust!
Sing von des Frühlings Herrlichkeit,
sing von des Frühlings Lieb' und Lust!

3. Und sängest du auch ewig fort,
viel tausend Jahre, Tag und Nacht,
du könntest singen nie genug.
So schön hat Gott die Welt gemacht!

II.

42. Der Sommer.

Friedrich Noll.

Am längsten sind die Tage im Sommer. Morgens um vier Uhr schon gehen die fleißigen Landleute an ihre Arbeit, und spät abends spielen die Kinder noch im Freien. Ja, gerade in der Abendkühle spielt es sich am besten.



Aber welche Hitze herrscht auch oft den Tag über! Viele Tiere liegen in ihren schattigen Erdlöchern; die Vögel bergen sich schweigend im dunkelbelaubten Walde, und auch

die Menschen suchen die kühlsten Plätzchen ihrer Wohnungen auf. Eidechsen und Insekten sind jetzt am vergnügtesten. Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume; Bienen summen; Grillen zirpen, und Heuschrecken schwirren in der Mittagszeit durch die Wiese.

Diese prangt jetzt in ihrem höchsten Schmucke. Feine Blütenrispen nicken über fußhohem Grase und streuen Blütenstaub aus, wenn ein vorüberschnurrendes Insekt sie berührt; Blumen prangen in allen Farben und versenden weithin Wohlgerüche. Bald aber wird all dieser Herrlichkeit durch die Sense des Mähers ein Ende gemacht, und dann wird nur kurze Zeit noch das duftende Heu an die vergangene Pracht erinnern.

Glühend brennt die Mittagssonne im weiten Saatfelde zur Freude des Landmannes; ihre Strahlen werden in wenigen Wochen das Getreide gereift haben. Dann gibt es ein fröhliches, wenn auch mühsames Ernten. Sind unter unzähligen Schweißtropfen die schweren Garben endlich auf den Wagen gebracht, so schmücken sich Schnitter und Schnitterinnen mit Feldblumen und ziehen mit heiterem Gesang abends in das Dorf.

43. Sommertag.

Ludwig Bauer.

1. *Fischlein im Bach so hell,*
hei, wie der Blitz so schnell
suchst du in rascher Flucht
Schatten der Erlenbucht.
Munter und froh wie du
eil' ich dem Walde zu;
unter des Laubdachs Hut
wird mir so leicht zu Mut,
Fischlein im Bach!

2. *Häslein im Klee versteckt,*
wie dir's so köstlich schmeckt
unter den Blumen rot,
wo dir kein Jäger droht!
Blumen an jedem Ort,
Beeren bald hier, bald dort,
binde ich mir zum Strauſs,
pflücke sie mir zum Schmaus,
Häslein im Klee!

3. *Täublein fliegt heim, — es schallt*
Glockenton her zum Wald,
bald blitzt der Abendtau
ringsum auf Feld und Au.
Schattiger Wald, ade,
bis ich dich wiederseh';
heut ist's der Lust genug,
mir auch die Stunde schlug,
Täublein fliegt heim.

4. *Vöglein im Nest so weich*
duckt sich zum Schlummer gleich;
still wird's dorfein, dorfaus,
Friede in jedem Haus.
Mild in das Kämmerlein
strahlt mir der Mondenschein;
bis uns die Nacht entwich,
schütze Gott dich und mich,
Vöglein im Nest!

44. Der Sommerabend.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Wenn der Abend kommt, dann sinkt auch die Sonne immer tiefer am westlichen Himmel, und endlich verschwindet sie unsern Augen, um die Bewohner der andern Erdhälfte

mit ihrem freundlichen Lichte zu beglücken. Wo sie untergeht, ist der Himmel oft sanft gerötet, gleichsam als wollte sie uns beim Abschiede noch einmal erfreuen und grüßen. Allmählich verfließt das Licht des Tages in Dämmerung, und eine erfrischende Kühle tritt an die Stelle der Hitze. Die Pflanzen, welche im Laufe des Tages oft nach Erquickung schmachteten, richten jetzt ihre Blätter wieder empor; denn ein belebender Hauch senkt sich auf sie herab und gibt ihnen die nötige Stärkung. Alles schickt sich nun zur Ruhe an. Der Hirt zieht mit seiner Herde heim; die Vögel suchen ihre Nester, und das Wild des Waldes schlüpft in seine Höhlen. Schmetterlinge und Käfer suchen in Blumenkelchen oder unter Blättern eine sichere Ruhestätte, und auch der Landmann kehrt heim von der Arbeit, um im Kreise der Seinigen auszuruhen.

Friedlich ertönt durch die Stille in der Natur das Abendgeläute und erinnert uns Menschen an die Pflicht, Gott für alle Wohlthaten zu danken, mit welchen er im Laufe des Tages seine Kinder erfreute.

Immer dunkler wird es um uns her. Die Nacht bricht herein, und mit ihr ziehen freundlich glänzende Sterne und der schimmernde Mond am Himmelsgewölbe herauf. Bald umfängt uns alle die Ruhe. Wir vertrauen uns dem Schutze Gottes, dessen Auge auch des Nachts segnend über uns wacht.

45. Die Wiese.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Wie wohlthuend für unser Auge ist der Anblick eines grünen Wiesenthales! Da zieht sich die Grasfläche zu beiden Seiten des silberhellen Baches hin wie ein sammtner Teppich. Im Frühlinge ist das Grün der Wiese hell und saftig. Von Woche zu Woche aber wird es dunkler; es mischen sich andere Farben darein, und mehrfach wechselt das buntgestickte Gewand. Bald ist es gelb, bald weiß, bald rötlich,

je nach der Farbe der vorwiegenden Blumen. So lange das Gras noch kurz ist, dient die Wiese den Kindern als Spielplatz; später müssen sie sich andere Orte aussuchen. Dafür tummelt sich auf den Matten eine zahlreiche Insektenwelt. Bienen und Hummeln, Käfer und Schmetterlinge, Grillen und Heuschrecken schwärmen lustig herum und betrachten sich als die Herren des Thales. Auch die Maus nistet im dichten Grase, und der Igel schlägt am Bache sein Lager auf. Lerchen, Grasmücken und manche andere Vögel bereiten auf dem Grunde der Wiese ihren Jungen ein verborgenes Bettchen. Der Kiebitz legt seine schmackhaften Eier in das Gras, und selbst das Rebhuhn brütet da seine zahlreiche Nachkommenschaft aus.

Manchmal naht die Ernte schon, bevor die Eier ausgebrütet oder die Jungen flügge sind, und es kommt vor, daß der Mäher mit seiner scharfen Sense unversehens in ein Vogelnest fährt; dann geht freilich manches zarte Vögelchen zu grunde.

Sind im Spätsommer die Wiesen zum letztenmale abgemäht worden, dann wird das Vieh auf dieselben zur Weide getrieben. Das ist für die Kinder eine willkommene Zeit. Sie haben Ferien, und da sind sie dann oft den ganzen Tag bei der Herde. Eine besondere Lust ist es für sie, am Hirtenfeuer Äpfel und Kartoffeln zu braten. O, wie köstlich mundet solch ein Mahl im Freien!

46. Die Eidechse.

Nach Hermann Wagner.

Die kleine Eidechse wohnt im Sandhügel am Walde. Wo die Sonne am heifsesten scheint, hat sie sich eine Höhle gegraben tief unter die Wurzeln des Haselstrauches. In dieser schläft sie während der kühlen Nacht, ja den ganzen langen Winter hindurch. Schnee und Frost mag sie nicht leiden.

Im Frühjahr kommt sie aus ihrem Verstecke wieder hervor. Sie ist noch müde und schläfrig. Sie fröstelt und sucht sich ein Plätzchen, auf welches die Sonnenstrahlen am heissesten fallen. Dort fühlt sie sich behaglich. Sie wendet sich bald links und bald rechts, damit alle Seiten ihres Körpers vom lieben Sonnenlicht hinreichend erwärmt werden. Ihre alte Haut blättert ab, und die neue kommt prächtig zum Vorscheine. Diese sieht aus, als sei sie aus brauner Seide gewebt und mit goldgrünen Perlen und Edelsteinen gestickt. Von dem heissen Sonnenscheine wird die Eidechse munter und guter Dinge. Sie springt lustig umher, fängt Spinnen und Käfer, dazu auch Würmchen, Heuschrecken und Nachtfalter. Nachher läuft sie zum Wasser und trinkt. Dann spielt sie mit ihren Kameraden Verstecken und Haschen und treibt allerlei Kurzweil.

Sobald aber die Sonne am Abend sich neigt und hinter den Bäumen verschwindet, schlüpft auch die Eidechse wieder in ihr verborgenes Kämmerchen. Dort schläft sie und träumt wahrscheinlich vom lieben Sonnenschein auf heissem Sande.

47. Der Maulwurf.

Friedrich Rückert.

Der Maulwurf ist nicht blind. Gegeben hat ihm nur
ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur,
mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf,
im unterirdischen Palast, den er entwarf.

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.
Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
braucht er nicht zu erspähn; nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen;
und ohne daß er's weiß, nimmt er mit sich hernieder
auch einen Strahl und wühlt vergnügt im Dunkeln wieder.

48. Vom Spinnlein und Mücklein ein trauriges Stücklein.

Friedrich Güll.

Die Spinne hat gesponnen
den Silberfaden zart und fein.
Du Mücklein in der Sonnen,
nimm wohl in acht die Flügelein!

Die Spinne hat gewebet
ihr seidnes Netz mit kluger Hand.
Wer weiſs, wie lang noch lebet
fein Mücklein, das die Flügel spannt.

Fein Mücklein, horcht, wie denkt es?
„Durchs Netz zu fliegen ist ein Spiel!“ —
Frau Spinne aber fängt es
und speist es auf mit Stumpf und Stiel.

49. Das Bächlein.

Johann Wolfgang von Goethe.

„Du Bächlein, ſilberhell und klar,
du eilſt vorüber immerdar.“
Am Ufer ſteh' ich, ſinn' und ſinn':
„Wo kommſt du her, wo gehſt du hin?“ —
„Ich komm' aus dunkler Felſen Schoß;
mein Lauf geht über Blum' und Moos.
Auf meinem Spiegel ſchwebt ſo mild
des blauen Himmels freundlich Bild.
Drum hab' ich frohen Kinderſinn.
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
er, denk' ich, wird mein Führer ſein.“

50. Das treue Fischlein.

Wilhelm Curtman.

In einem silberhellen Bache lebte ein junges Fischchen, so schön, wie man nur eines sehen konnte. Seine Schuppen glänzten wie Gold im Sonnenscheine, und es spielte gar lustig im Wasser. Aber der Fischer hatte sich eine Angel gemacht und ein Würmchen daran gesteckt und hielt sie ganz ruhig in das Wasser. Da kam unser Goldfischchen geschwommen. Weil es Hunger hatte und nichts Schlimmes ahnte, schnappte es nach dem Würmchen, und sieh, es war gefangen. Schnell zog es der Fischer an das Land und wollte es in sein Fäßchen stecken. Aber das schöne Fischlein bat ihn gar beweglich: „Lieber Fischer, laß mich doch leben! Ich bin ja so jung und möchte mich so gern in den Wellen tummeln. Jetzt hast du doch noch keinen Nutzen von mir; wenn ich größer bin, dann kannst du mich ja wieder fangen und schlachten.“ Der Fischer hatte Mitleid mit dem jungen, schönen Tierchen und sagte: „Nun, wenn ich mich auf dein Wort verlassen kann, so will ich dich noch auf ein Jahr frei geben. Aber denke daran und halte Wort!“ Das Fischlein versprach es und war bald wieder im Wasser. Hier schwamm es wieder wie früher fröhlich auf und ab, spielte und ward immer größer. Als aber das Jahr um war, da erinnerte es sich seines Versprechens. Obgleich es in eine andere Gegend hätte fliehen können, so wollte es doch lieber sterben, als sein Wort brechen. An dem bestimmten Tage war es wieder an dem Platze, wo der Fischer angelte, und sprach: „Hier bin ich, Fischer! Du hast mir vor einem Jahre das Leben geschenkt; jetzt ist die Zeit um. Mache nun mit mir, was du willst!“ Der Fischer erstaunte über die Treue des Tierchens und sprach: „Goldfischchen, du hast brav Wort gehalten. Gott bewahre mich, daß ich dich umbringe. Schwimme hin, wohin du willst.“ — So fand die Treue ihren Lohn.

51. Der Karpfen.

Schurig.

Der Karpfen lebt wie alle Fische im Wasser; denn dazu ist sein Körper eingerichtet. Er ist langrund, an den Seiten zusammengedrückt und hat einen zugespitzten, dreieckigen Kopf. Auf dem gebogenen Rücken befindet sich eine lange Rückenflosse mit einem scharfen Stachel. So kann er das Wasser leicht durchschneiden wie ein Schifflein. Seine gabelige Schwanzflosse ist das Steuer und das eigentliche Werkzeug der Bewegung. Gewiß habt ihr, wenn die Mutter einen Fisch ausgenommen hat, auch schon seine Schwimmblase gesehen. Diese ist dem Karpfen gar notwendig. Will er nämlich an die Oberfläche des Wassers, so bläht er die Blase mit Luft auf; will er aber auf den Grund des Wassers, so zieht er sie zusammen und entleert sie. Die Menschen können nur kurze Zeit im Wasser untertauchen; dann müssen sie wieder Luft schöpfen, sonst ersticken sie. Das braucht der Karpfen und brauchen alle andern Fische nicht. Sie haben am Kopfe zu beiden Seiten eine Öffnung; hornige Deckel, beim Karpfen mit Streifen verziert, liegen darauf. Unter diesen Deckeln befinden sich die Kiemen. Das sind dunkelrote Fleischfransen, an welchen das Wasser vorbeiströmt, oben am Kopfe hinein und an den Seiten zu den Kiemenlöchern wieder heraus. Dabei scheiden die Fische aus dem Wasser die in demselben enthaltene Luft und verbrauchen sie. Sie haben also nicht nötig, Luft mit dem Maule einzuatmen.

Auf der Haut des Karpfen liegen dünne, rundliche Schuppen wie Dachziegel übereinander. Das Schuppenhemd sieht gewöhnlich auf dem Rücken blaugrün, am Bauche weißgelb und an den Seiten bräunlichgelb aus.

An beiden Seiten ziehen sich schwarze Punkte in einer Linie hin. Schwanz- und Rückenflossen sind grau, Brust- und Bauchflossen braun. An seinem kleinen Kopfe hat der Karpfen dicke, bewegliche Lippen und große Augen mit schwarzen Sternen und gelblichen Kreisen darum. Wozu mag er wohl die vier kleinen Bartfäden am Maule haben? Alle Fische fühlen sich kalt an,

denn ihr Blut ist kalt. Außer den festen Knochen haben die Fische viele spitzige Gräten.

Weil der Karpfen ein so wohlschmeckendes Fleisch hat, so pflegt man ihn in besondern Teichen. Er nährt sich von Würmern und allerhand andern kleinen Wassertierchen, frißt auch Aas und Modererde. Im Winter brauchen die Karpfen keine Nahrung. Da halten sie im Schlamme einen Winterschlaf. Der Karpfen legt viele Tausend kleiner Eierchen und läßt sie von der Sonne ausbrüten. Der wohlbekannte Rogen besteht aus lauter Fischeiern. Glückt es einem schlauen Karpfen, den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, so kann er wohl 200 Jahre am Leben bleiben. Solchen alten Knaben sieht man diese Jahre an; denn ihr Rücken ist mit Wasserfäden bewachsen und schaut wie bemoost aus.

52. Der Fischdieb.

Christoph von Schmid.

Dionys, ein sehr leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischgrube unweit des Dorfes, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme, so tief er konnte, in das Wasser und wühlte lange darin herum.

„Ha!“ sagte er, „endlich habe ich einmal einen herrlichen Fisch; es ist, glaube ich, gar ein Aal.“ Er zog den Arm heraus — und sieh, um seine Hand wand sich eine greuliche Wasserschlange. Er that vor Entsetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken; denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm.

„Diesesmal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davonkommen lassen,“ sagte der Fischer. „Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen solchen Abscheu

vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Tiere! Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn:

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
gereicht uns immer zum Verderben."

53. Der Krebs.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Unter den Krustentieren, die in unserer Gegend leben, ist der Krebs das größte und zugleich das einzige, welches wir essen. Er ist ein gar sonderbarer Geselle, sowohl nach seiner Gestalt als auch nach seiner Lebensweise. Auffallend sind besonders die großen und starken Scheren oder Zangen an seinen beiden Vorderfüßen. Außer diesen besitzt er auch noch acht kleinere Füße. Sein ganzer Körper ist in einen harten Panzer gehüllt, als ob er ein Ritter aus frühern Jahrhunderten wäre. Der Krebs, der gar keinen schlechten Appetit hat, wächst Jahr für Jahr. Da aber sein harter Panzer nicht mitwächst, so wird dieser bald zu enge, und er wirft ihn alle Jahre ab, um sich einen neuen und größern wachsen zu lassen. An den beiden Seiten seines Kopfes stehen zwei große Augen, und vorne streckt er neben vier kleinern zwei sehr lange Fühlfäden aus. Sein Schwanz besteht aus mehreren Gliedern, und er kann ihn einwärts zusammenrollen. Unter demselben sitzen beim Weibchen zeitweilig die Eier.

Am liebsten wohnt der Krebs in Uferlöchern, die er sich selbst gräbt, und die er so enge macht, daß er gerade hineinpaßt. Um bei Angriffen seine Waffen sogleich brauchen zu können, kriecht er rückwärts in sein Loch und streckt seine Scheren nach vorne aus. Hier liegt er gewöhnlich untertags ruhig. Er geht nämlich erst nachts seiner Nahrung nach, welche vorzugsweise in Wasserpflanzen, Wassertieren und Aas besteht. Letzteres liebt er besonders, und es wird deshalb als Köder verwendet. Auf dem Trockenen kriecht er nur schwer und langsam; im Wasser aber bewegt er sich rasch; da wie dort kann er sowohl vorwärts als rückwärts vom Flecke kommen.

Wenn eine Sache rückwärts geht, sagt man: sie geht den Krebsgang. Kinder, hütet euch, daß ihr rückwärts geht wie der Krebs!

54. Der Fuchs und der Krebs.

Ludwig Bechstein.

Ein Krebs kroch aus seinem Bache hervor auf das grüne Gras einer Wiese, wo er sich gütlich that. Da kam ein Fuchs daher, sah den Krebs langsam kriechen und sprach spöttisch zu ihm: „Herr Krebs, wie geht ihr doch so gemächlich? Wer nahm euch eure Schnelligkeit? Oder wann gedenkt ihr über die Wiese zu kommen? Aus eurem Gange merke ich wohl, daß ihr besser hinterrücks als vorwärts gehen könnt!“ Der Krebs war nicht dumm; er antwortete alsobald dem Fuchs: „Herr Fuchs, ihr kennt meine Natur nicht. Ich bin schneller und leichter und laufe rascher als ihr und eure Art, und wer mir das nicht gönnt, den möge das Mäuschen beißen. Herr Fuchs, wollt ihr mit mir eine Wette laufen?“

„Nichts wäre mir lieber,“ sprach der Fuchs. „Wollt ihr von Bern nach Basel laufen oder von Bremen nach Brabant?“

„O nein,“ sprach der Krebs, „das Ziel wäre zu fern! Ich dächte, wir liefen eine halbe oder eine ganze Meile miteinander; das wird uns beiden nicht zu viel sein!“

„Eine Meile, eine Meile!“ schrie der Fuchs eifrig, und der Krebs begann wieder: „Ich gebe euch eine hübsche Vorgabe, ohne daß ihr die annehmt, mag ich gar nicht laufen.“

„Und wie soll die Vorgabe beschaffen sein?“ fragte der Fuchs neugierig. Der Krebs antwortete: „Gerade eine Fuchslänge soll sie beschaffen sein. Ihr tretet vor mich, und ich trete hinter euch, daß eure Hinterfüße an meinen Kopf stoßen, und wenn ich sage: Nun wohl hin! — so heben wir an zu laufen.“

Dem Fuchs gefiel die Rede wohl; er sagte: „Ich gehorche euch in allen Stücken.“ Und da kehrte er dem Krebs

seinen Rücken zu mit dem großen haarigen Schwanze. In den schlug der Krebs seine Scheren, ohne daß der Fuchs es merkte, und rief: „Nun wohl hin!“ Und da lief der Fuchs, wie er in seinem Leben noch nicht gelaufen war, daß ihn die Füße schmerzten, und als das Ziel erreicht war, so drehte er sich geschwind herum und schrie: „Wo ist nun der dumme Krebs? Wo seid ihr? Ihr säumt gar zu lange!“ Der Krebs aber, der dem Ziele jetzt näher stand als der Fuchs, rief hinter ihm: „Herr Fuchs, was will diese Rede sagen? Warum seid ihr so langsam? Ich stehe schon eine hübsche Weile hier und warte auf euch! Warum kommt ihr so saumselig?“

Der Fuchs erschrak ordentlich und sprach: „Euch muß der Böse aus der Hölle hergebracht haben!“ zahlte seine Wette, zog den Schwanz ein und strich von dannen.

55. Der Teich.

Nach Wilhelm Curtman.

Nicht weit von der Mühle ist ein Teich. Darin sind Fische, groſse und kleine, die schwimmen hin und her und sind bald oben an der Fläche, bald unten auf dem Grunde. Wirft man ihnen ein Bröckchen Brot ins Wasser, so eilt ein ganzer Trupp herbei und schnappt danach. Anfangs sind es nur kleine Fischchen, welche sich sammeln, hernach kommen aber auch gröſsere, darunter Karpfen, so breit wie meine Hand. Manchmal gerät auch ein Hecht in den Teich. Vor dem fürchten sich die andern; denn er ist ein Raubfisch, hat scharfe Zähne, beiſst die kleinen Fischchen tot und friſst sie. Ihr könnt euch auch in acht nehmen, daſs euch ein Hecht in die Finger beiſst. Der Müller will nicht haben, daſs die kleinen Fischchen alle gefressen werden, und läſst deshalb keinen Hecht in dem Teiche. Wollt ihr wissen, wie er

ihn fängt? Ich habe ihm einmal zugesehen. Da nahm er eine Angel und steckte ein getötetes Fischlein so in einen Haken, daſs man dessen Spitze nicht sah und daſs man meinte, das Tierchen schwimme im Wasser. Hierauf setzte er sich ganz ruhig an das Ufer und lieſs die Angel in den Teich hängen. Über eine Weile kam der Hecht, betrachtete den Wurm und dachte: „Ei, der soll mir gut schmecken!“ Geschwind fuhr er darauf los, sperrte sein Maul weit auf und biſs hinein. Aber wie war er angeführt! Er hatte sich den spitzen Haken in den Gaumen gebissen und konnte ihn nicht wieder losmachen. Zwar riſs er gewaltig an der Angelschnur und tobte hin und her; doch der Müller zog den Räuber in die Höhe, warf ihn ans Land und tötete ihn. Die Müllerin nahm den Hecht in die Küche, sott ihn in heiſsem Wasser, und des Abends gab er eine leckere Mahlzeit.

56. Die Wasservögel.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Auf dem ruhigen Spiegel des Teiches, wie auf dem eilenden Mühlbache schwimmt das geschäftige Volk der Enten und Gänse und taucht behende unter, Wasserpflanzen oder andere Nahrung vom Grunde zu holen. Während einzelne den Teich nach allen Richtungen befahren, ist eine Schar am Ufer beschäftigt, ihr Federkleid einzuölen. Die schnatternden Vögel legen sich dann auf das Wasser, schütteln einigemale das Schwänzchen und tauchen unter. Die Tropfen rollen beim Auftauchen über die fettigen Federn, und nun schwimmt groß und klein mit Leichtigkeit dahin.

Schöner als alle gefiederten Schwimmer auf dem Teiche ist der Schwan. Prächtig, wie ein stolzes Schiff, liegt er auf der Flut. Jetzt hebt er die Flügel; mit starken Stößen treibt er daher, daß die Wellen an seine Brust anschlagen.

Bald hat er das Ufer erreicht und harrt des Bröckchens, welches ihm die Kinder zuwerfen. Der Körper des Schwanes ist breit und zum Schwimmen wohl geformt. Seine Beine sitzen weit hinten, und er ist daher ein schlechter Gänger; aber durch eine Schwimmhaut sind die Füße zum Rudern vortrefflich geeignet. Der schön gebogene Hals ist eine besondere Zierde des Schwanes. Seiner Schönheit verdankt er auch die Pflege, die er genießt; denn sein Nutzen empfiehlt ihn nicht. Viel nützlicher sind die Enten und Gänse, wenn sie auch sprichwörtlich für dumm gehalten werden.

57. Die Gans.

Nach Hermann Wagner.

Die jungen Gänschen haben keine Schuhe und laufen barfufs; sie haben aber wunderschöne goldgelbe Flaumfedern, so dafs sie aussehen wie Kanarienvögelchen. Am Morgen marschiert ihre Schar, von einem Kinde getrieben, aus dem Dorfe auf die grüne Weide. Hier zupfen sie da und dort ein Hälmchen oder ein Blättchen ab, bis sie satt sind; dann geht's zum Teiche. Die Kleinen, welche erst vor ein paar Tagen das Ei verlassen haben, schwimmen schon so niedlich, als hätten sie bereits jahrelang Schwimmunterricht gehabt. Kurz vor Sonnenuntergang zieht alles wieder heimwärts; und da jede Gans ihr Haus mit leichter Mühe und sicher wieder findet, so fehlt der Bauersfrau am Abende auch selten ein Stück von der vollen Zahl.

Die Gänse kommen, so lange sie leben, nicht weiter als vom Stalle auf die Weide, von hier auf den Teich und dann wieder zurück zum Hause. Das ist ein einförmiges Leben; doch die Gans will nicht mehr.

Sie ist ein sehr nützliches Haustier. Ein Gänsebraten schmeckt vortrefflich, und auf den Federn der Gans ruht sich's sehr angenehm. Als man noch keine Stahlfedern hatte, benützte man die gröfsern Schwungfedern der Flügel zum Schreiben.

Im Herbste füttert man die Gänse besonders gut; ja, die armen Tiere müssen oft mehr fressen, als sie wollen. Sie sollen recht fett werden, damit sie schwer wiegen und einen reichlichen Braten geben. Das wird nun auch durch die Mast erreicht. Besonders grofs und fett wird die Leber der Gans. Aus derselben bereitet man die Gänseleberpasteten, welche gerne gegessen und teuer bezahlt werden.

58. Das Getreidefeld.

Hermann Wagner.

Wie wallet und woget die herrliche Saat! Ein Meer aus Halmen schwankt und wankt sie, wenn der Wind darüber streift. — Hörst du, wie's lispelt, wie ein geheimnisvolles Säuseln und Rauschen über das weite Gefilde zieht!

Hier, wo Halme an Halmen zu Tausenden stehen, war ehedem düsterer Wald oder sumpfige Wiese, ein Tummelplatz wilden Getiers. Hier kämpfte der rauhe Jäger mit Speer und Pfeil gegen den Bären und den Urochsen; er selbst war rauh und wild wie seine Beute, unstet und flüchtig wie sie. Aber der Wald sank unter der Axt; der Pflug wandte die Scholle, und die zerrissene Erde nahm das Getreide auf. Aus dem Jäger und wandernden Hirten ward ein Landmann; das leichte Zelt ward zum Haus. Feste Wohnsitze und Dörfer entstanden. Mit dem friedlichen Feldbau zogen auch mildere Sitten ein.

Gott der Herr ist's, zu dem der fromme Landmann emporschaut, wenn er den Samen der Erde übergibt; ihn bittet er um Segen, daß die Saat treibe und vielfältige Frucht bringe. Jahraus, jahrein vollendet der Allmächtige hier das Wunder, aus wenigen Körnern Speise für vieles Volk zu schaffen. Ein kleines Säcklein voll streut der Säemann aufs Land; wagenweise fährt er zur Erntezeit die Garben nach Hause und füllet die Speicher.

59. Der Feldumgang.

Nach Franz Grafen von Pocci.

Heute läutet's im Dorfe mit allen Glocken. Die Kirche ist prächtig aufgeputzt, und den Hochaltar zieren Blumensträuße zwischen hohen Leuchtern, auf welchen Kerzen flackern. Das Gotteshaus ist gedrängt voll. Vorn sind die Kinder, rechts die Männer und links die Frauen und Jungfrauen. Auf dem Friedhofe an den geschmückten Gräbern stehen noch viele, die nicht Platz in der Kirche fanden. Sie beten still, und manche seh' ich weinen. Also ist's auf dem Lande gebräuchlich, daß, wenn die Lebendigen an Sonn- oder Festtagen in die Kirche gehen, der Toten dabei nicht vergessen wird.

Jetzt ist das Hochamt aus. Die Prozession zieht aus der Kirche durchs Dorf hinaus über Wiesen und Felder. Und die Kinder schreiten auch mit und dürfen brennende Kerzen tragen oder schöne Blumenbüschel. Unter dem prächtigen Baldachin geht der Pfarrer mit dem Hochwürdigsten in funkelnder Monstranz. Vier Evangelien werden gelesen, und immer wird der Segen dabei gegeben. Das gläubige Volk kniet nieder und betet seinen Heiland an. Welch herrlicher, sonniger Tag! Wie die Fahnen an den hohen Stangen durch das schöne Blau wehen! Das ist der Feldumgang.

60. Das blühende Roggenfeld.

Württembergisches Lesebuch.

Ich ging einmal durch die Saat, es war an einem schönen Nachmittage. Stille wie am Sonntag war es um mich her. Da trat ich hin zu einem Roggenfelde, das gerade in der Blüte stand. Die mannshohen Halme, die von einem sanften Winde leise bewegt wurden, erregten zuerst meine Bewunderung. Ich sprach bei mir selbst: „Welch ein Wunder Gottes ist doch so ein Roggenhalm! Schlank und hoch wie ein Mann steht er da und trägt eine lange, schöne Ähre, die jetzt zwar noch leicht ist

und aufrecht steht, nach wenigen Wochen aber, mit mehlreichen Körnern angefüllt, sich zur Erde beugt. Hohl wie ein Rohr, kaum halb so dick wie ein Federkiel, ist der Halm doch stark genug, die schwere Ähre zu tragen und dazu manchmal noch starke Windstöße auszuhalten und Regengüssen zu widerstehen. Das kommt haupsächlich daher, daß er nicht steif und stolz sich erhebt, nicht trotzig sich entgegenstellt, wenn Stürme sich ihm nahen, sondern daß er sich zu neigen weiß, ohne zu brechen."

Jetzt zogen die blühenden Ähren meine Aufmerksamkeit auf sich. Aus steifen Hüllen drangen je drei längliche Beutelchen hervor, angefüllt mit feinem Blütenstaub, der überall da nötig ist, wo Fruchtkörnlein entstehen sollen. Jene Beutelchen hingen an sehr feinen Fädchen, Staubfäden genannt, und das leiseste Lüftchen wehte sie hin und her. Ich gab genau acht, wie die Staubbeutelchen aus den Hüllen hervorbrachen und wie sie alsbald auch zerbarsten und sich leerten. Den herausfallenden Blütenstaub zerrieb ich zwischen den Fingern, und es kam mir vor, als bestehe er aus lauter kaum sichtbaren Körnchen von öliger Beschaffenheit. Ich dachte: „Wie wunderbar bereitet doch der liebe Gott das nahrhafte Brot für uns Menschenkinder! Wären diese fast unsichtbaren Körnchen des Blütenstaubs nicht, oder fehlte sonst etwas, das zum Wachstum der Getreidekörner noch nötig ist, kein Mensch äße Brot auf Erden. Nun aber läßt Gott alle Jahre neben den Gräsern für das Vieh auch das Getreide für die Menschen wachsen, und seine Verheißung bleibt wahr, daß nicht aufhören soll Samen und Ernte."

61. Die Gerste und ihre Verwendung.

Nach Hermann Wagner.

Die Gerste besteht aus Wurzel, Halm und Ähre. Aus der faserigen Wurzel schiesst ein weicher, knotiger Halm. An den Knoten umfassen ihn bandförmige, gerippte Blättchen. Oben schwankt die Ähre mit 2, 4 oder 6 Zeilen von Körnern. Jedes Korn ist von einer Spelze dicht umschlossen und mit ihr verwachsen. Lange, steife Grannen umstehen die Ähre. Sie haben scharf gezahnte

Ränder, als wollten sie die Gerstenkörner in ihrem Hause beschützen.

Die Gerste ist eine gar schöne Gottesgabe. Beim Dreschen springen Körner aus den Ähren und gehen auf Reisen. Mehrere kommen auf den Hühnerhof. Mit Freudengeschrei eilen Hühner, Enten und Gänse herbei; ein Taubenschwarm flattert vom Schlage herzu, und auch der schelmische Sperling hüpft aus dem leeren Schwalbenneste schlau heran. Alle erfreuen sich an den Körnchen. Viel Gerste wandert in die Mühle. Hier wird ein Teil nur geschält und kommt als Graupen zum Kaufmann und zur Speisekammer. Andere Körner werden zu Mehl gemahlen. Die Kleie wandert zum Kuhstall und wird hier mit freudigem Brüllen begrüſst.

Die meiste Gerste kommt aber zum Bierbrauer. Dieser läſst sie im Wasser aufquellen und dann keimen. Sobald die Keimchen aber einen halben Finger lang herausgeschossen sind, dörrt er sie schnell und verwehrt ihnen so das Weiterwachsen. Nun bringt er sie zur Mühle und läſst sie grob zermahlen. So erhält er das Malz. Er thut es in die Braupfanne und kocht es mit Wasser. Den süſsen Saft läſst er abflieſsen und vermischt ihn mit bitterem Hopfen, bringt dann Hefe hinzu und läſst die Flüssigkeit gären. Männer sind nun geschäftig, das fertige Bier in Fässer zu füllen und in den kühlen Keller zu schaffen, während andere das klare Bier auf Flaschen ziehen. Dann ist es den Menschen ein erquickendes, nahrhaftes Getränk.

62. Rätsel.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Kein edleres Geschenk als mich beut dir die Erde.
Doch gleicht der Marter nichts, mit der gequält ich werde.
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehn.
Ich muß durchs Wasser dann und drauf durchs Feuer gehn.
Zuletzt, nachdem man mir dies alles angethan,
zerschneid't das Messer mich, zerbeißt mich noch der Zahn.

63. Die Rüben und die Kohlarten.

Nach Hermann Wagner u. a.

Keines der Pflanzengeschlechter, die ihres Nutzens wegen gebaut werden, ist so vielgestaltig und einer so vielfältigen Verwendung fähig, wie die Rübe und ihre Verwandten, die Kohlarten.

Die saftigen, süßen Wurzeln der weißen Rüben und der Kohlrüben (Erdrüben, Dorschen) geben gesundes Gemüse und nahrhaftes Viehfutter. Auch die gelben Rüben sind eine sehr schmackhafte Speise. In all diesen Rübensorten ist Zucker enthalten; besonders reichlich findet sich derselbe aber in den Runkelrüben. Diese werden in manchen Ländern zur Bereitung von Zucker in großer Menge angebaut.

Noch zahlreichere Gestalten nimmt der Kohl an. Sind seine Blätter gekräuselt, so bildet er Krauskohl (krausen Winterkohl). Formen sie am Ende des Stengels einen lockeren Kopf und sind dabei etwas runzelig, so bezeichnet man das als Wirsing. Sind dagegen die Blätter glatt und schließen sich zu einem festen Kopf dicht aneinander, dann gibt es Kopfkohl, der je nach der Farbe Weißkraut oder Blaukraut genannt wird. Manchmal verwendet aber die Kohlpflanze ihren Saft nicht darauf, um die Blätter in möglichster Üppigkeit auszubilden, sondern sie lagert ihre Reichtümer im untern Teil des Stengels ab. Dann schwillt dieser auf, und es entstehen Kohlrabi. In noch anderen Fällen verwandelt der Kohl seine Blüten und Blütenstände zu einer weißen, weichen, sonderbaren Masse, die fast wie Zuckerbäckerarbeit aussieht. Das ist dann der Blumenkohl oder Karviol.

Dies sind jedoch nur die allerwichtigsten Formen der Rüben- und Kohlpflanzen. Würdest du etwa bei einem Gärtner nachfragen, so würde dieser dir lange Verzeichnisse von hunderterlei Spielarten vorlegen, die er zu ziehen versteht.

64. Die Feldpolizei der Tiere.

Hermann Wagner.

Feld und Flur sind zwar mit Kräutern und Gräsern so reichlich gesegnet, daß es Menschen und Vieh an Nahrung und Futter nicht fehlt. Aber auch die vielerlei Tiere des Feldes, welche sich von Gras und Kraut nähren, vermehren sich in großer Zahl. Würde nur ein halbes Jahrzehnt hindurch keiner dieser kleinen Felddiebe getötet, ihr Heer würde bald zahlreicher sein als die Halme auf der Wiese. Von einem einzigen Paar Feldmäusen können in einem Sommer 18 Paar junge Mäuse kommen, im nächsten Jahre sind es schon über 300 Paare, und im fünften Jahre würden fast 4 Millionen Stück vorhanden sein. Wenn sich die Rebhühner auch nur halb so stark als die Mäuse vermehrten, so ergäbe ein einziges Paar nach fünf Jahren schon über 100000. Welche Mengen von Sperlingen und Ammern plündern das Kornfeld, sobald die Ähren beginnen gelb zu werden! Wahrlich, kein Blümlein könnte mehr aufkommen, diese Felddiebe müßten einander zuletzt selbst auffressen, wenn nicht der liebe Gott ihrer Vermehrung Einhalt thun würde. Dazu hat er mancherlei Feldpolizei aufgestellt, größere Tiere, welche den kleineren nach dem Leben trachten.

Aufmerksam geht der Rabe durch die Ackerfurchen und dreht rechts und links seinen Kopf. Wo sich ein Wurm, ein Maikäfer zeigt, da haut er mit seinem Schnabel nach ihm. Ein Mäuschen ist vorsichtig aus seiner Wohnung geschlüpft; aber schon hat es auch der Rabe erwischt. Wie es auch zappelt und winselt, er bekümmert sich nicht darum und läßt es sich herrlich schmecken. Das flinke Wiesel sucht die kleinen Wühler in ihren Gängen und Löchern unter der Erde auf. Bei Nacht steht der Iltis auf der Lauer. Lautlos schleicht er auf den weichen Sohlen seiner Pfoten hin. Schon hat er die Spur von Rebhühnern entdeckt. Dort neben dem Klee hat die alte Henne ihr Nest. Sie sitzt auf den Eiern und schläft, und hinter ihr funkeln die Augen des Mörders. Ehe sie zu sich kommen kann, faßt sie der Iltis und beißt ihr den Kopf ab. Da er schon lange gejagt und keinen Hunger mehr hat, so trinkt er nur ein wenig Blut, frißt etwas vom Hirn und schleppt dann das Rebhuhn

nach Hause. In der Nacht wacht auch die Eule und geht auf Raub aus. Krähen und Raben und eine ganze Schar kleiner Vögel haben sie lange genug bei Tag geneckt, und sie hat sich alles gefallen lassen müssen, weil sie das Licht blendete. Bei Nacht ist es anders. Jetzt wird die Eule zum Angreifer und vergilt der Spötterschar ihren Übermut dadurch, daß sie so viele von den kleineren Vögeln verzehrt, als sie erlegen kann. Bei Tag haben andere Raubvögel Dienst. Hoch in den Lüften kreist der Weih und späht nach Beute. Da hat sich ein kleines Häschen allzu kühn vom Neste auf dem Felde entfernt. Ehe es sich's versieht, hat es der Weih mit seinen scharfen Augen erblickt. Pfeilschnell stürzt er aus der Luft herab, packt den armen Wicht mit seinen Krallen und weidet ihn mit seinem Schnabel aus.

65. Das Ährenfeld.

Hoffmann von Fallersleben.

1. Ein Leben war's im Ährenfeld,
wie sonst wohl nirgends auf der Welt:
Musik und Kirmeſs weit und breit
und lauter Lust und Fröhlichkeit.

2. Die Grillen zirpten früh am Tag
und luden ein zum Zechgelag:
„Hier ist es gut, herein! herein!
Hier schenkt man Tau und Blütenwein.“

3. Der Käfer kam mit seiner Frau,
trank hier ein Mäſslein kühlen Tau,
und wo nur winkt ein Blümelein,
da kehrte gleich das Bienchen ein.

4. Den Fliegen ward die Zeit nicht lang,
sie summten manchen frohen Sang.
Die Mücken tanzten ihren Reih'n
wohl auf und ab im Sonnenschein.

5. Das war ein Leben rings umher,
als ob es ewig Kirmeſs wär'.
Die Gäste zogen aus und ein
und lieſsen sich's gar wohl dort sein.

6. Wie aber geht es in der Welt!
Heut ist gemäht das Ährenfeld,
zerstöret ist das schöne Haus,
und hin ist Kirmeſs, Tanz und Schmaus.

66. Das Rebhühnernest.

Christoph von Schmid.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saſs, zu fangen.

„Du,“ sagte der gröſsere, „nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel wert als die Henne.“ — „Wenn das ist,“ sagte der kleinere, „so gib mir die Henne, und behalte du die Eier!“

Sie fingen nun an, miteinander zu zanken, und gerieten sich in die Haare. Während des Raufens entkam dem gröſsern Knaben die Henne, und der kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie beide gar nichts.

67. Das Landleben.

Johann Heinrich Voß.

1. Ihr Städter, sucht ihr Freude,
so kommt aufs Land heraus!
Seht! Garten, Wald und Weide
umgrünen jedes Haus.

2. Kein reicher Mann verbauet
uns Mond- und Sonnenschein,
und abends überschauet
man jedes Sternelein.

3. Wir sehn, wie Gott den Segen
aus milden Händen streut,
wie Sonnenschein und Regen
uns Wald und Flur erneut.

4. Uns blühn des Gartens Bäume;
uns wallt das grüne Feld;
uns singen in dem Haine
die Vöglein ohne Geld.

5. Die rasche Arbeit würzet
dem Landmann seine Kost,
und heitre Freude kürzet
die Müh' in Hitz' und Frost.

6. Ja, wollt ihr Freude schauen,
so wallet Hand in Hand,
ihr Herren und ihr Frauen,
und kommt heraus aufs Land!

68. Rätsel.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern

1. Die Wolke ist mein Mütterlein;
der Wind, der soll mein Vater sein;
mein Söhnlein ist der kühle Bach;
die Frucht folgt mir als Tochter nach.
Ich bin des Regenbogens Bett;
die Erd ist meine Ruhestätt';
der Mensch, der ist mein Plagegeist,
der mich bald gehn, bald kommen heißt.

---

2. Ein Sämann schreitet durch das Land,
mit dunklem Mantel angethan.
Die Körner schüttet vom Gewand
er über Wald und Wiesenplan.
Doch sprosset weder Halm noch Frucht,
wo er den schlimmen Samen streut.
Sein Fuß zertritt in wilder Flucht,
was sich des jungen Lebens freut.

---

3. Ein Augenblick ist meine Zeit;
doch kann ich viel verrichten
und Werke für die Ewigkeit
in einem Nu vernichten.
Stumm bin ich. Allein mein Sohn,
der ist zum Lärm geboren.
Von seiner Stimme Riesenton
erzittern Herz und Ohren.

69. Der Pappelbaum und der Blitz.

Wilhelm Curtman.

Am Wasser stand ein hoher, hoher Pappelbaum; der hatte tausend Wurzeln unter der Erde und einen so dicken Stamm, daß ein Mann ihn nicht umspannen konnte, und in der Höhe hatte er tausend Äste und tausend Blätter an jedem Aste, und die Spitze war so hoch in der Luft, daß man sie kaum sehen konnte. Deshalb war der Pappelbaum stolz und meinte, er sei besser als alle andern Bäume im Felde, im Garten und im Walde, und rief aus: „Ich bin der König unter den Bäumen!“

Aber es dauerte nicht lange mit diesem Hochmut. Ein Gewitter kam am Himmel heraufgezogen; es wurde sehr dunkel und schwarz; man sah die Sonne nicht mehr, und der Donner hallte weit durch das Feld. Der Wind erhob sich und faßte den stolzen Pappelbaum und zauste ihn hin und her und zerstreute seine Blätter in die Luft und riß ihm die kleinen Zweige ab. Das war aber noch nicht genug. Der Wind wurde immer ärger, bis er ein Sturm war, und der Donner rollte immer fürchterlicher. Endlich zuckte ein feuriger Blitzstrahl wie eine ungeheure Flamme auf den Gipfel des Pappelbaumes und spaltete den hohen, starken Stamm von oben bis unten und splitterte ihn entzwei wie einen Strohhalm. Und der Sturm faßte nun noch die Splitter und die Äste und schleuderte sie auf dem ganzen

Felde umher, so daß von dem Baume, der ein König hatte sein wollen, nichts übrig war als ein armseliger Stumpf.

Nun kamen die Leute herbei, und als sie sahen, wie die Pappel zerstört war, sagten sie: „Der liebe Gott ist doch stärker als die Menschen; er hat seinen Blitz geschickt und seinen Sturm, um den hochmütigen Baum zu strafen. Wir wollen hingehen und ein junges Bäumchen an seinen Platz setzen, welches nicht stolz ist und nicht König sein will.“

70. Gottes Schutz in Gefahr.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

An einem heifsen Sommertage pflügte ein Landmann auf seinem Stoppelfelde. Nach beendigter Schulstunde kam sein achtjähriger Sohn auf den Acker, um den Vater zu besuchen. In der Ferne stieg ein Gewitter am Himmel empor, und der Donner begann fürchterlich zu rollen. Das Gewitter näherte sich, und der Regen fiel in grofsen Tropfen nieder. Der besorgte Vater sagte deshalb zu seinem Sohne: „Tritt jetzt unter die grofse Eiche dort; das Gewitter wird schon wieder vorüberziehen.“ Bald flofs aber der Regen in Strömen herab; der Landmann liefs Pferde und Pflug stehen und suchte ebenfalls unter der Eiche Schutz. Das Zucken der Blitze und das Rollen des Donners machten die Pferde scheu, und diese liefen in wildem Galopp von dannen. Der erschrockene Landmann eilte ihnen über Hals und Kopf nach, und das ängstliche Kind lief ebenfalls hinter dem Vater her. Kaum waren beide vierzig Schritte von der Eiche entfernt, so zuckte ein Blitzstrahl nieder und zerschmetterte den Baum vom Wipfel bis zur Wurzel. Betäubt stürzte zwar der Vater zu Boden, erholte sich aber nach einigen Minuten wieder, und sein und seines Kindes Leben war gerettet.

71. Nachtgewitter auf dem Lande.

Nach Johannes Trojan.

In der Stadt sind die Leute nicht sonderlich in Sorge, wenn es wettert. Sie sitzen in festen, aus Steinen auf-

geführten und mit Ziegeln gedeckten Häusern, welchen das Feuer so leicht nicht schadet. Wenn der Blitz in ein solches Gebäude schlägt und zündet, so ist Hilfe bereit und nahe. Anders ist es auf dem Lande, in Dörfern oder in einsam liegenden Gehöften. Da sieht man meist Wohnhäuser aus Holz und mit Strohdächern und daneben Scheunen, die mit reifer Frucht gefüllt sind. Darum sind dort alle Herzen von Angst und Sorge erfüllt bei einem Gewitter, besonders wenn es in der Nacht kommt. Der Hausvater weckt die Seinen, wenn er die ersten Donnerschläge gehört hat. Die Knechte erhalten ihre Arbeit zugeteilt. Auf die Ställe muß geachtet werden, damit das Vieh sogleich hinausgetrieben werden kann, wenn Feuer ausbricht. Die Pferde werden angeschirrt, damit sie bei Rettungsarbeiten bereit sind, wenn solche nötig werden sollten.

Unten in der Stube aber sind alle versammelt, die draußen nicht gebraucht werden. Auch die kleinen Kinder sind aus den Betten geholt und notdürftig angezogen. Furchtsame schmiegen sich zuerst an die Mutter oder an die ältern Geschwister an, bald aber schlafen sie wieder ein. Aber die ältern Kinder halten sich wach. Mitten in der Stube unter Großen und Kleinen sitzt wohl ein altes Mütterchen und hält in den Händen ihr Gebetbuch. Daneben steht der Tisch mit zwei brennenden, geweihten Wachskerzen. Die Familie betet. Dazwischen hört man das Rollen des Donners und den strömenden Regen, den der Sturm heftig an die Fenster schlägt.

Näher kommt das Gewitter; immer rascher folgen Blitz und Donner aufeinander. Jetzt — ein furchtbarer Schlag mit einem Blitze zugleich, der die Nacht taghell erleuchtet. Alles schrickt zusammen und wagt kaum zu atmen. Gottlob! es bleibt alles still auf dem Hofe und draußen. Vielleicht hat der Blitz in der Nähe einen Baum getroffen.

Das Gewitter rückt weiter, und der Regen läßt nach. Nur aus weiter Ferne noch grollt der Donner. Endlich

kann man sagen: „Die Gefahr ist vorüber." Nun treten die Landleute vor die Thüren ihrer Häuser. Wie frisch ist die Luft, wie erquickend! Welch ein Duft geht aus von der Erde, von Gesträuchern und Bäumen! Aber sieh! in der Ferne ist ein Feuerschein sichtbar. Die Männer treten zusammen und sprechen darüber, wo das Feuer sei. An diesem Orte, sagen die einen, und die andern, an jenem. Aber alle denken bei sich: „Gott helfe den Armen, bei denen der Blitz gezündet hat, und Dank sei ihm, daß er unser schonte!"

72. Die grüne Stadt.

Ernst Ortlepp.

1. Ich weiß euch eine schöne Stadt,
die lauter grüne Häuser hat.
Die Häuser, die sind groß und klein,
und wer da will, der darf hinein.

2. Die Straßen, die sind freilich krumm;
sie führen hier und dort herum.
Doch stets gerade fortzugehn,
wer findet das wohl allzuschön?

3. Die Wege, die sind weit und breit
mit bunten Blumen überstreut;
das Pflaster, das ist sanft und weich
und seine Farb' den Häusern gleich.

4. Es wohnen viele Leute dort,
und alle lieben diesen Ort.
Ganz deutlich sieht man dies daraus,
daß jeder singt in seinem Haus.

6. Die Leute sind da alle klein;
denn es sind lauter — Vögelein;
und meine ganze grüne Stadt
ist, was den Namen Wald sonst hat.

73. Im Walde.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Wie schön ist's im Walde, wenn die Bäume wieder grün sind, wenn aus Busch und Gras freundliche Blumen winken, wenn der Kuckuck ruft und tausend andere Vögel fröhlich ihre Lieder singen!

Wie Säulen stehen sie da, die schlanken Stämme der Buchen. Alle sind schön rund; die saubere Rinde ist glatt und weißgrau. Die Äste und Zweige mit ihren zarten, länglichrunden Blättern bilden hoch oben ein lichtes, grünes Gewölbe. Nun betrachte jene alte, ehrwürdige Eiche! Sieh den kräftigen Stamm und die gewaltigen, wunderlich gekrümmten Äste! Die dicke, braune Rinde hat tiefe Risse. Auch die Blätter sind viel derber, als die der Buche, und am Rande gleichmäßig auf beiden Seiten tief eingebogen. Das lichte Grün der Laubbäume hebt sich freundlich ab von den dunkeln Tannen und Fichten. — Unten am Boden zwischen welken Blättern kriecht Epheu hin. Kommt er auf seinem Wege an einen Baum, so zieht er sich sogleich an dessen Stamm hinauf. Mit den vielen kleinen Wurzeln an seinen Zweigen klammert er sich so fest an die Rinde, daß man ihn nur mit Mühe losreißen kann.

Etwas tiefer im Walde, wo es recht still ist, sieht man auch manchmal ein flinkes Eichhorn an einem Baumstamm. Aber kommt man ihm näher, um es besser berachten zu können, husch! ist es auf der andern Seite des Stammes. Zuweilen wird man wohl auch erschreckt durch ein plötzliches Rauschen im nahen Busche. Blickt man schnell hin, so sieht man in großen Sätzen ein Reh oder einen furchtsamen Hasen davoneilen. In vielen Wäldern gibt es auch Baummarder, Dachse, Füchse, Damhirsche, Edelhirsche und andere jagdbare Tiere.

74. Die Eiche.

Hermann Wagner.

1. Die Eiche ist der stattlichste und kräftigste Baum unserer Laubholzwälder, ein wahrer Riese des Waldes. Tief in die Erde schlägt sie ihre starken, knorrigen Wurzeln. Ihr mächtiger Stamm hebt sich gerade empor und erreicht eine beträchtliche Höhe. Ihre hundert kräftigen Äste reckt sie wie riesige Arme schirmend aus. Ihren Stamm können oft mehrere Männer kaum umfassen; er erreicht einen Umfang von 3—6 m. Unzählige schöngebuchtete Blätter bilden die große, grüne Krone. Der müde Wanderer eilt freudig zu ihr hin; in ihrem Schatten findet er süße Ruhe. Hoch in den Zweigen singt ihm der Vögel Chor das Schlummerlied.

2. Und welche Menge von Tieren pflegt die königliche Eiche! Schnecken kriechen langsam an ihr empor, um von dem Laube zu speisen. Kleine Gallwespen laufen auf den Blättern hin und her und bohren mit ihrem feinen Stachel ein kleines Loch in dieselben. Ein winziges Ei kommt dann ins grüne Blatt, der Saft strömt hinzu, und ein runder Gallapfel bildet sich. Marienkäferchen und Florfliegen geben dem Eichbaum ihre Eier in Verwahrung. Verschiedene Raupen in Menge zehren von dem Laube und puppen sich am Eichenstamme ein. Schöne Eichenschmetterlinge kriechen aus ihnen hervor. Die Eiche ist ihr Vaterland und ihre Ernährerin. Maikäfer schmausen hier; Hirschkäfer zerreißen mit ihrem zackigen Geweih die jungen Zweige und trinken ihren Saft. Der Laubfrosch verbirgt sich zwischen den grünen Blättern. Der Specht kommt und klopft an den Stamm und zieht die fliehenden Würmchen ans Tageslicht. Eichhörnchen bauen zwischen den breiten Zweigen ihr Haus und sammeln ihren Wintervorrat. Die Holztaube hat nicht weit davon ihr Nest und führt ihre Jungen auf dem Aste spazieren. Der Marder späht nach Eiern; der Kuckuck sucht nach Raupen, und die Eule umschwebt zur Nachtzeit den Stamm und forscht nach einem Vögelein. Auf dem höchsten Wipfel einer Bergeiche hat manchmal der Adler seinen Horst und bringt dorthin seinen Kleinen Rebhühner und Kaninchen zur Speise.

3. Auch den Menschen erweist sich die Eiche sehr nützlich. Ihren Überfluß an dürren Ästen wirft sie den armen Leuten herab. Ein Mütterchen sucht die Eicheln unterm Baume sorgfältig zusammen. Es will Eichelkaffee kochen fürs kranke Kind. Der Apotheker läßt die Galläpfel aufsuchen zur Arznei. Die Rinde schält man nach dem Ausschlagen der Blätter ab. Sie wird getrocknet und gemahlen, heißt dann Lohe und dient zum Gerben des Leders.

Das Holz bekommt der Zimmermann. Er schlägt mächtige Eichenpfähle in den sumpfigen Boden und baut darauf das schöne, hohe Haus. Ganze große Städte samt Kirchen und Türmen sind auf Eichenpfählen aufgebaut. Die Anwohner der Meeresufer fertigen aus Eichenholz starke Dämme, welche das Land vor Überschwemmung schützen. Sie zimmern auch große Schiffe daraus; die fahren in ferne Länder und bringen Kaffee und Zucker, Thee und Gewürze nach Hause.

Die Eiche wird aber auch von allen Menschen hoch gehalten. Sie ist ein Sinnbild der Stärke. Unsern Vorfahren, den alten, heidnischen Deutschen, war sie ein heiliger Baum. Auch jetzt wird sie oft bei Festlichkeiten gepflanzt. Aus ihren Blättern werden Gewinde und Kränze gebunden zum Schmuck des Festes. Verdienten Männern schenkt man silberne Eichenlaubkränze, und tapfere Krieger erhalten Ehrenzeichen, mit Eichenlaub geziert.

Die Eiche ist erst nach 200 Jahren ganz ausgewachsen und wird über 500 Jahre alt. Was kann ein solcher Baum nicht alles erzählen!

75. Waldverkehr.

Gottlob Dittmar.

„Heda, gute Frau! Was wollt ihr?“ ruft der Förster eine Frau an, welche mit einem Korbe in den Wald tritt und sich forschend umsieht. „Ich wollte nur ein wenig Maiwuchs für mein kränkliches Kindlein brechen,“ antwortet sie bittend, „damit ich es darin baden könne.“ Damit meint sie die jungen, grünen Schößlinge, welche zur Zeit des Mai aus den Zweigen der Nadelbäume treiben. — „Es mag sein!“ spricht der gute Förster

und läßt sie sammeln. — „Und was sucht ihr, guter Freund, der ihr meine Tanne von oben bis unten beschaut?“ — „Ei,“ versetzt der ehrliche Schiffer, „ich suche einen Mastbaum für mein Schiff, schlank und gerade, wie er nur sein muß.“ — „Ihr sollt ihn haben!“ beteuert der Förster und wendet sich an einen neuen Ankömmling. „Ich bin ein Instrumentenmacher,“ sagt dieser, „und wünsche zu meinen Arbeiten Fichten- und Tannenholz, das auf felsigem Boden gewachsen und daher recht fest ist.“ — „Auch euer Wunsch soll erfüllt werden!“ versetzt der Förster. „Und ihr, schwarzer Gesell,“ spricht er zum rußigen Köhler, „ihr seid der wahre Holzwürger. Ist der große Vorrat schon wieder aufgeräumt?“ — „So ist's!“ antwortet derselbe, „und auf meine Holzkohlen warten hundert Menschen, die ohne mich nicht arbeiten können.“ — „Mit Vergunst, Herr Förster, ich bitte mir die unreifen Tannenzapfen, sowie die Wurzeln und Äste der Kiefer aus,“ fällt ein anderer ein, „um Kienöl und Terpentin daraus zu machen.“ — „Nur nicht die Fichtenäste etwa auch,“ wendet der Schäffler ein, „wovon könnte ich sonst die großen Faßreifen machen?“ — Der Zimmermann begehrt Bauholz und der Sägmüller Stämme, um Bretter, Pfosten und Latten liefern zu können. Dieser will Kiefernholz zu Wasserleitungsröhren, jener Tannenholz zu Schindeln, Siebrändern und Schachteln. Der Tischler, Schäffler, Drechsler, der Holzhändler, alle schreien nach Holz, so daß der geplagte Förster weder ein noch aus weiß. Aus den kleinen Wurzeln flicht man Körbe; die Nadeln dienen als Streu in den Viehställen; die Teer- und Pechsieder nutzen das Harz, welches reichlich da hervordringt, wo sie die Rinde geschlitzt haben, und die Bienen holen sich im Frühjahre den gelben Blütenstaub von den Kätzchen, um Wachs daraus zu machen.

So findet jeder Teil des Nadelbaumes, von dem Gipfel bis zur Wurzel herab, seinen Liebhaber.

76. Die Tollkirsche.

Friedrich Adolf Krummacher.

Ein Vater ging mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, in den Wald, und die Kinder

ergötzten sich, Erdbeeren zu suchen, die hier in großer Menge wuchsen. Plötzlich vernahm der Vater ein lautes Freudengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu und sah, daß jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche, in den Händen trug, um sie zu essen. Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde und zertrat sie. Ebenso that er mit den Kirschen, die noch rund umher an den Büschen hingen.

Da murrten die beiden Kinder und sahen den Vater mit Unmut an. Der Vater aber schwieg und ging weiter. Endlich fragten die Kinder: „Wie konntest du, lieber Vater, die schöne Frucht und uns die Freude verderben? Warum thatest du wohl das?"

„Kinder," antwortete der Vater, „hättet ihr diese Frucht gegessen, so wäre es euer Tod gewesen. Es war eine Tollkirsche, eine tödliche Giftpflanze." Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, dankten dem Vater und sprachen: „Lieber Vater, warum sagtest du uns dieses nicht gleich? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser thörichtes Murren!"

Der Vater aber antwortete: „Eben euer Unmut und euer Murren hat mich daran gehindert. Hatte ich euch denn gewehrt, die süßen und heilsamen Erdbeeren zu pflücken? — Jetzt wisset ihr, welche Freude ich euch versage."

77. Der Kellerhals oder Seidelbast.

Ludwig Solereders Lesebuch.

Unter den Sträuchern, die in Hecken und im Walde wachsen und blühen, muß man sich den Kellerhals merken, weil er giftige Beeren trägt, an denen schon manches Kind gestorben ist. Weil die Beeren schön scharlachrot aussehen und so klein wie die Erbsen sind, so gefallen sie den Kindern

und werden von den unverständigen abgebrochen und gegessen.

So ging es zwei Kindern einer armen Frau im Spessart. Während die Mutter Futter für die Kuh holte, waren sie in den nahen Wald gelaufen und fanden dort einen Strauch Kellerhals mit herrlichen, roten Beeren. Lischen, das ältere von ihnen, brach eine ganze Hand voll solcher Beeren ab und teilte sie mit dem kleinen Hans, seinem Brüderchen; dann setzten sie sich zusammen auf das Gras und ließen sich die Beeren wohl schmecken. Allein schon während des Essens that ihnen der Hals wehe, und Hänschen warf die übrigen Beeren weg. Lischen aber ließ sich nicht irre machen und schluckte noch mehr Beeren hinunter. Doch fühlte auch das Mädchen jetzt heftigen Schmerz; darum nahm es sein Brüderchen an die Hand und lief mit ihm nach Hause. Je weiter sie kamen, desto ärger wurde das Brennen im Halse und im Leibe.

Da weinten sie und klagten, so laut sie konnten. Das hörte eine Nachbarsfrau, und sie ahnte ein Unglück. Sie lief hinzu und fragte die Kinder, was ihnen sei. Diese schrien immer heftiger: „Mein Leib, mein Leib!" aber was eigentlich geschehen war, war nicht aus ihnen herauszubringen. Die Frau brachte die Kinder heim und schickte nach der Mutter. Bis diese aber kam, sah es schon recht schlimm mit den Kindern aus, und da auch kein Arzt im Dorfe war, so blieben die Giftbeeren in dem Magen, und am andern Morgen war alle Hilfe zu spät. Als der Arzt endlich erschien, waren die Kinder bereits tot. Da öffnete er ihnen den Leib und fand, daß Hans sechs, Lischen aber zehn Beeren gegessen hatte. Der Hals und der Magen waren fürchterlich geschwollen, und man konnte wohl schließen, welche Schmerzen die armen Kinder gelitten hatten, bis der Tod sie erlöste.

78. Die Erdbeeren.

Christoph von Schmid.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiterreisen, sondern mußte in einer Scheune auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage und schenkte ihm jedesmal einen Sechser. Eines Tages aber sprach der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind, wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den du mir nicht mit gutem Gewissen geben könntest." „O," sagte Agathe, „seid außer Sorgen! Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körbchen voll, verkaufe sie im Flecken und bekomme allemal dafür sechs Kreuzer. Meine Eltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfters: Es gibt noch viel ärmere Leute als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Umstände nur immer erlauben." Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab.

„Gutes Kind," sprach er, „Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!"

Fehlt's dir nicht an gutem Willen,
so kannst du vielen Jammer stillen.

79. Erdbeersträuchlein.

Friedrich Adolf Krummacher.

Ein Mägdlein an des Felsens Rand ein nacktes Erdbeersträuchlein fand, von Sturm und Regengüssen

zerzaust und losgerissen. Da sprach das Mägdlein leise: „Du arme, nackte Waise, komm mit mir in das Gärtchen mein, du sollst mir wie ein Kindlein sein!“

Drauf machte es die Würzlein los und trug das Pflänzlein in dem Schofs, erspähte still und wonnig ein Plätzchen, kühl und sonnig, und wühlte in der Erde mit emsiger Gebärde und pflanzte nun das Pflänzlein drein und sprach: „Das soll dein Bettchen sein!“

Und als die Frühlingszeit erschien, begann das Pflänzchen schon zu blühn wie sieben weifse Sterne. Das sah das Mägdlein gerne. Die wurden sieben Beeren, als ob's Rubinen wären. „Gelt,“ sprach es, „es will dankbar sein und meint, ich sei sein Mütterlein!“

80. Vom Moos.

Nach Hermann Wagner.

Am Waldesboden wächst das bescheidene Moos. Es gehört zu den Zwergen der Pflanzenwelt. Seine größten Stämmchen sind nicht länger als ein Finger. Wie zierlich überziehen sie den Grund des Waldes und wölben dichte Polster von dunkelgrüner Farbe! Und wie schwach ist solch ein Pflänzchen! Sein Stengel ist kaum so stark als ein Fädchen Zwirn. Darum hat sie der liebe Gott auch immer in großer Gesellschaft wachsen lassen, tausend und abertausend nebeneinander. In solcher Menge richten diese Zwerglein gar manches aus. Wenn im rauhen Herbst die stolzen Bäume ihre Blätter verlieren, dann ist das Moos am schönsten grün und wächst am besten. Es fängt Eicheln, Bucheln und Haselnüsse auf und umhüllt sie weich und warm.

Die tausend Käfer des Sommers suchen sich Verstecke, wenn der rauhe Herbstwind kommt. Sie kriechen hinein ins weiche, warme Lager von Moos und schlafen da den ganzen langen Winter hindurch. Hier liegen runde Häufchen Spinneneier, dort ähnliche von Schmetterlingen. Hier hat eine Raupe ihr Winterlager aufgesucht, dort liegt zusammengerollt eine Blindschleiche. Jetzt taut der Schnee. Die Tropfen eilen hurtig nach dem

Bache. „Halt!“ ruft das Moos den Flüchtigen zu. Mit seinen hundert Ärmchen hält es ihrer viele fest. „Ich habe Kinder,“ sagt es, „die brauchen Morgentrank!“ Das Moos reicht jedem von ihnen sein Tröpfchen: der Eichel, der Haselnuß, den Samenkörnchen von der Flockenblume und vom Vergißmeinnicht. Sie wachen auf und trinken und keimen, und das Moos schützt ihre zarten Sprossen vor dem kalten Märzhauche.

Die Pflänzchen kommen nun allenthalben hervor; die Käfer kriechen heraus; die Schnecken schlüpfen ans Tageslicht, und aus den Puppen kommen schöne Schmetterlinge. Aus fernen Ländern kehren die Rotkehlchen und Nachtigallen wieder und beginnen ihre Nester zu bauen. Sie tragen schwache Reislein und Hälmlein in den belaubten Busch und flechten sie ineinander. Nun fehlt es noch an einem weichen Bettchen für die Eier und die künftigen jungen Vögelein. Da fliegen die Alten zum weichen Moos und bitten um seine Hilfe. Gutwillig gibt es seine Pflänzchen her, daß die Vögel ihre Nester ausfüttern können.

Neben dem Walde ist oft ein Sumpf. Darüber bildet das Torfmoos eine dichte weiße und rote Decke. Nach oben wächst es unaufhörlich weiter, nach unten stirbt es ab und wird zum Torf. Den stechen die Torfgräber aus, trocknen ihn und verkaufen ihn als Feuerungsmittel. So heizt das Torfmoos den Menschen die Stube und hilft die Speisen kochen.

81. Die Flechten.

Ludwig Solereders Lesebuch.

An den Flechten kann man keine Blüten wahrnehmen. Diese Pflanzen gehören daher zu den *blütenlosen Gewächsen*.

Sie wetteifern mit den Moosen, den Wald mit ihren niedlichen Heerscharen zu bekleiden. Sie sind von gelber, grauer, weißer, schwarzer, aber niemals entschieden grüner Farbe; auch haben ihre Blättchen keine ausgeprägte Form wie die der übrigen Pflanzenarten. Die Flechten ziehen ihre Nahrung nur aus der Luft. Der Boden, auf dem sie wurzeln, ist ihnen kaum mehr, als was der Ankergrund dem Schiffe ist. Ihre Wurzelhaare saugen keine Nahrung aus dem Boden; sie klammern sich in demselben nur ein. In tauiger Morgenkühle oder bei feuchter

Luft sind die Flechten weich und schmiegsam. Hat aber die steigende Sonne die Feuchtigkeit der Luft vermindert, so trocknen sie schnell aus, werden starr und zerbrechlich und zerbröckeln mit einem feinen Knistern unter dem leisesten Drucke.

Oft findet man den kahlen, bloßgelegten Waldboden mit einem grauweißen, trockenen, käsigen Überzug, der Knotenschwammflechte, bedeckt. Wenn wir diese aufmerksam betrachten, so sehen wir eine Menge weißer Stielchen, die rosenrote Hütchen tragen. — Die Flechten klettern aber auch fast immer an den Baumstämmen selbst in die Höhe und siedeln sich teils auf der Rinde an, teils auf den absterbenden untern Ästchen, denen sie einen bleichen, leichenhaften Laubschmuck verleihen. Die Bartflechten gehen noch höher hinauf und hängen als eisgraue Bärte von den Ästen alter Fichtenwipfel, bis sie der Sturm und das unstete Eichhorn samt den dürren Ästen herabwirft.

Die wichtigsten Flechten sind das sogenannte isländische Moos, welches einen heilsamen Thee für Brustleidende liefert, und die Renntierflechte, welche mit grauweißen, zierlichen, tausendfach verzweigten Büschchen große Strecken des Waldbodens der Fichtenwälder bedeckt und in kalten Ländern die einzige Nahrung der Haustiere ist.

82. Waldlied.

Körner.

1. *Ich möchte ein Jäger sein,*
durchstreifen Felder und Hain,
möcht' der Vögel Ruf verstehen,
möcht' hören der Winde Wehen,
wenn die Tannen rauschen darein!
Ich möchte ein Jäger sein!

2. *Ich möchte ein Jäger sein;*
früh morgens beim ersten Schei'n
wär' ich im Walde schon wieder
und hörte der Vögel Lieder
und hörte den Kuckuck schrei'n!
Ich möchte ein Jäger sein!

3. *Ich möchte ein Jäger sein;*
im Mondschein ständ' ich allein
am Waldweg; jetzt kommt es gegangen,
das Reh, mit freudigem Bangen
nähm' ich die Büchse und — nein!
Ich möchte kein Jäger sein!

83. Der Hirsch.

Christoph von Schmid.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tannau, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben. Er wurde ein trefflicher Forstmann und erhielt den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsche, fehlte ihn, und im Gebüsche rief eine klägliche Stimme: „O Gott, ich bin getroffen!" Hubert eilte hin und — sieh! ein alter Mann wand sich röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfing ihn, bat ihn laut jammernd um Vergebung und beteuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe. Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin jener Wildschütz, der deinen Vater erschossen hat. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden, und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten ohne Wissen und Willen an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen." „Gott ist gerecht!" seufzte er noch, indem er verschied. Ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein, und einer aus ihnen rief:

„Es trifft, o Gott! dein Strafgericht
früh oder spät den Bösewicht."

84. Der weiße Hirsch.

Ludwig Uhland.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch;
sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste:

„Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch;
da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!"

Der zweite:

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
da brannt' ich ihn auf das Fell, piff, paff!"

Der dritte:

„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
da stieß ich lustig ins Horn, trara!" —
So lagen sie da und sprachen die drei;
da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
so war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch, husch! piff, paff! trara!

85. Klage des Hasen.

Wilhelm Curtman.

Ich armer, verfolgter Hase, was soll ich noch anfangen? Wohin mich flüchten? Allenthalben droht mir der Tod. Nicht bloſs der Jäger und sein Hund stellen mir nach; Raubvögel aus der Luft stürzen auf mich herab, Füchse aus den Höhlen schleichen mir nach; selbst Katzen und Raben wagen sich an meine Jungen. Und nichts gewährt mir Schutz vor allen diesen Verfolgern. Ich kann nicht auf

Bäume klettern, wie das Eichhorn, nicht in Höhlen schlüpfen, wie meine Brüder, die Kaninchen. Ich habe wohl Zähne zum Nagen, und mancher Baum kann von der Schärfe derselben reden; aber zum Beifsen, zur Verteidigung fehlt mir der Mut. Höre ich ein Geräusch, sogleich mufs ich meine langen Ohren in die Höhe recken und horchen, wer kommt; und kann ich mich nicht in eine Hecke oder Furche ducken, so laufe ich lieber, so weit mich meine Beine tragen. Es ist wahr, im Laufe holt mich so leicht keiner ein, es müfste gerade ein Windspiel sein; auch an Kreuz- und Quersprüngen lasse ich es nicht fehlen, um meine Feinde irre zu führen; — aber was hilft es mir? Ehe ein Jahr vergeht, bin ich doch ein Kind des Todes. Es pafst mir der Jäger auf, wenn ich des Abends aus dem Walde komme und meinen Hunger an dem fetten Grase stillen will. Da sitzt er in der Dämmerung hinter einer Mauer oder einer Hecke, und ehe ich mich's versehe, knallt sein Gewehr, und ich habe das tödliche Schrot im Leibe. Habe ich noch Leben genug, um dem Walde zuzufliehen, flugs kommt auch noch der Hühnerhund, packt mich unbarmherzig und trägt mich seinem grausamen Herrn zu. Quieke ich dann in der Todesangst vielleicht ein wenig, so werde ich noch ausgelacht.

Im Winter verfolgen sie meine Spuren im Schnee, oder füllen den Wald und das Feld mit häfslichen Treibern, welche klappern und schreien, bis wir armen Hasen unsern Zufluchtsort verlassen und vor die offenen Gewehre der Jäger laufen. Und wäre unser Tod noch ehrenvoll, und würden wir ehrlich begraben wie ein Hund oder ein Pferd! Allein unser Los ist, in die Küche zu wandern. Da streift uns die blutige Hand einer Köchin den Balg ab und spannt ihn aus,

bis er verhandelt wird. Unser Kopf, unsere Beine und Eingeweide werden in einem braunen Pfeffer zerkocht, und der Rest, das Beste an uns, wird mit Spicknadeln zerfleischt und dann erst gebraten. Nachdem die Menschen unser Fleisch abgeschält und verzehrt haben, werfen sie die Knochen ihren Hunden vor. Nein, es ist ein jämmerliches Schicksal, ein Hase zu sein!

86. Eichhörnchen.

Friedrich Güll.

Eichhörnchen auf dem Tannengipfel,
es lugt hinauf, es lugt hinunter;
da wiegen sich im Wind die Wipfel,
auf einmal wird Eichhörnchen munter,
und geschwind,
wie der Wind,
schwingt es sich droben im luftigen Raum,
springt es hinüber zum anderen Baum.
Von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast
hüpft es
und schlüpft es
in fröhlicher Hast. —
Nun sitzt es wieder
zusammengeduckt,
wiegt auf und nieder
sein Köpfchen und guckt.
Schaukelt sich hin und schaukelt sich her,
schaukelt und gaukelt die Kreuz und die Quer.
Doch jetzt auf einmal wird es still,
wie eins, das sich besinnen will.
Und wieder klettert's flott und munter
den Baum hinauf, den Baum hinunter,
einen Augenblick, weg ist's, husch, husch!
Dort sitzt es mitten im Haselbusch
und hält mit seinen niedlichen Füſschen,
als wie mit Händchen, ein Haselnüſschen;

knabbert und knuspert und zwickt und zwackt,
bis es die Schale hat aufgeknackt.
Da noch ein Nüſschen und dort noch eins,
nach und nach alle und zuletzt keins.
Keines mehr hier und keines mehr dort,
also muſs Eichhörnchen gleich wieder fort.
Hopp! ein Schwung,
hopp! ein Sprung,
und hurtig geht's in geschlängeltem Lauf
den Eichbaum bis zum Wipfel hinauf.
Da droben ist Eichhörnchens heimliches Haus,
da schlüpft es hinein, da guckt es heraus.
Und schaut geborgen in guter Ruh
da drunten dem Jägerburschen zu,
wie er die Büchse so ladet und spannt,
und wie er listig lauscht und lauert
und neben ihn der Hund sich kauert,
bis Hirsch und Rehbock kommt gerannt.
Doch springt daher auch nur ein Hase,
Eichhörnchen hält gar gute Wacht
und wirft dem Jäger auf die Nase
'ne Eichel, eh' die Büchse kracht.
Und wenn's auch fürchterlich blitzt und knallt,
geht doch der ganze Schuſs daneben. —
Eichhörnchen, Eichhörnchen im grünen Wald,
was führst du für ein lustiges Leben!

87. Vom tapfern Igel.

Hermann Wagner.

Am Rande des Waldes, am buschigen Abhange stehen Erdbeeren, eine dicht an der andern. Die Kinder haben das schöne Plätzchen jubelnd gefunden und beide Hände voll gepflückt. Die Sonne sank schon, und sie hatten kaum den untersten Saum abgesucht. „Aber morgen kommen wir wieder!" plauderten sie, „dann gehen wir höher hinauf und suchen sie alle!" Oben hat jedoch die giftige Kreuzotter ihr Lager. Ein dunkler Zickzackstreifen, welcher auf kupferfarbigem Grunde längs des Rückens

läuft, macht sie leicht kenntlich. Wehe, wehe den Kleinen, wenn sie arglos in ihre Nähe kommen! Unversehens greift sie an, und ihr Biß hat tödliche Folgen. Wer wird die Kinder beschützen?

Unter dem Eichenbusche ist ein Loch in dem Baumstrunke. In dem Loche liegt Moos und dürres Gras. Es ist das Bett des Igels. Hier schläft er den lieben langen Tag, rollt sich zusammen wie eine Kugel, wendet sich links und wendet sich rechts, und bei jedem Umdrehen spießen sich Moosbüschelchen, dürre Blätter und Halme an seine aufgerichteten Stacheln. Am Abende, da die Kinder nach Hause gehen, um sich in ihr Bettchen zu legen, erwacht er, reckt sich und streckt sich und gähnt. Er kriecht ins Freie. Wie sieht er aus? Sein kleiner Kopf mit der rüsselförmigen Schnauze schaut seltsam und gutmütig unter einer Menge von scharfen Stacheln hervor, die seinen runden Körper rings umstarren. Auf ihnen hängen alle die im Schlafe angespießten Blätter und Halme. So gleicht er einem drolligen, vierbeinigen Grasbüschel.

Der Mond scheint durch das dunkle Laub der Bäume; die Vögel schlafen. Es ist eigentümlich schauerlich im Walde. Der Igel fürchtet sich nicht. Der Marder geht an ihm vorüber; die Eule streift über ihm hinweg; aber sie greifen ihn nicht an; sie scheuen seine scharfen Stacheln, die ihn unverwundbar machen. Neben dem Walde ist der Obstgarten des Bauern. Hierhin huscht der Igel und sucht, ob nicht eine reife Frühbirne abgefallen ist oder die Äpfel bald gut sind. Er findet noch nichts und muß mit hungrigem Magen wieder zurück. Auf dem Fußwege wächst Wegerich. Der Igel wühlt mit seinem Rüssel die Wurzeln desselben heraus und verspeist sie. Er macht es so geschickt, daß die Blätter der Pflanze noch in guter Ordnung im Boden stehen, als sei ihnen nichts widerfahren.

Der Morgen graut, der Igel läuft zum Walde zurück. Er ist noch hungrig, es wollte ihm nicht glücken, ein Mäuschen zu erhaschen. Der Iltis war ihm zuvorgekommen. Da steht er an dem erdbeerreichen Bergabhange. Er wittert die giftige Schlange, die bei kühler Nacht im Moose sich zusammengerollt versteckte. Eine steile, senkrechte Felswand trennt ihn noch von ihr. Kurz

entschlossen kugelt er sich zusammen und stürzt hinab. Ein Mensch würde von solcher Höhe sich schwer verletzen. Die festen und biegsamen Stacheln umgeben den Igel aber schützend. Unbeschädigt gelangt er unten an, rollt sich auseinander und nähert sich dem Feinde. Die Kreuzotter merkt sein Kommen, richtet sich mit dem Vorderteile ihres Körpers auf und züngelt lebhaft. Ihre kleinen Augen sprühen vor Zorn. Er kommt und stürzt behende auf sie los. Sie wendet sich geschmeidig hin und her und hackt die gifterfüllten Zähne in seine Lippen und Füße. Jedes andere Tier würde durch diese Bisse an den Folgen des Giftes sterben. Den Igel stört es wenig. Er packt sie mit scharfen Zähnen und zerknirscht sie tödlich. Sie wird sein wohlverdientes Mahl. Langsam sucht er auf bequemem Umwege gesättigt seine Höhle, um von seinen Heldenthaten auszuruhen.

Die Sonne steht schon höher am blauen Himmel, der Tau verschwand vom Grase. Die Kinder kommen mit den leeren Körbchen, die noch übrigen Beeren einzusammeln, und ahnen nicht, von welcher Gefahr sie durch den tapfern Igel befreit worden sind.

88. Das Leben des Spechtes.

Nach Hermann Wagner.

Der Specht ist der Holzhacker und Zimmermann der Vögel. Kaum graut der Tag, so geht er an die Arbeit. Wo die ältesten und stärksten Bäume sind, im dichten, finstern Walde, da ist seine Werkstatt. Mitten am Stamm klammert er sich an der rauhen Rinde fest. Zwei von seinen Zehen hält er nach vorn, zwei nach hinten. Die Krallen an denselben sind ihm dabei von großem Vorteil. Der Schwanz ist ziemlich kurz, und die Federn, welche diesen bilden, sind steif und hart; denn er muß ihn zugleich als Stühlchen benützen, auf dem er an der Rinde des Baumes festruht. Der starke, gerade Schnabel ist sein Werkzeug. Er ist ganz ähnlich einem Keil, wie ihn der Holzhauer in den Baumstamm schlägt, nur ist er vorn nicht breit, sondern zugespitzt. Damit hackt der Specht durch die Rinde und zieht die Kätermaden hervor, die unter ihr wohnen. Diese leben manchmal zu

Hunderten in einem Stamme und zernagen ihn so, daß die Äste verdorren und die Knospen verwelken. Der Obstgärtner und der Forstmann bemerken oft diese verborgenen Feinde nicht eher, bis sie am Absterben der Bäume ihre Gegenwart erkennen. Da kommt ihnen denn der Specht zu Hilfe. Sein kräftiger Schnabel spaltet das mürbe Holz; fingerlange Splitter fliegen umher, und die Baumverderber erhalten ihre wohlverdiente Strafe. Plötzlich hält der fleißige Arbeiter in seinem Geschäft inne und läuft behende auf die andere Seite. Hier sieht er aufmerksam sich jedes Ritzchen an. Meint er vielleicht, das Loch gehe schon durch den Baum hindurch? Nein. Die Würmer erschraken vor seinem Pochen und Hacken und flohen auf die andere Seite des Stammes. Dort will er sie herausholen. Seine Zunge ist lang, dünn und biegsam, aber vorne hart und spitz wie eine Nadel. Damit fährt er in die Wurmlöcher hinein und holt die Maden heraus, die er um so besser fassen kann, da seine Zunge mit kleinen Widerhäkchen versehen ist. Die großen, tiefen Löcher, die der Specht in die Bäume einhaut, kommen andern kleinen Vögeln sehr zu statten; denn Meisen und Stare benutzen sie als Wohnung. So ist der Specht recht eigentlich der Zimmermann der Vögel, der ihnen Häuser baut.

Er hackt auch für sich ein wohl zwei Spannen langes Loch schräg in einen kernfaulen Baum, erweitert es inwendig und glättet ganz sauber die Wände dieses Gemaches. Vorsichtig trägt er alle Späne ein gutes Stück vom Baume weg, damit niemand merke, daß er hier sein Nest habe. In demselben legt das Weibchen auf seine Hobelspäne oder Wurmmehl schöne weiße Eier und brütet die Jungen aus. Eifrigst fliegen dann die beiden Alten umher und bringen unermüdlich Futter für die Kleinen.

89. Die Gäste der Buche.

Rudolf Baumbach.

Mietegäste vier im Haus
hat die alte Buche:
tief im Keller sitzt die Maus,
nagt am Hungertuche.

Stolz auf seinen roten Rock
und gesparten Samen,
sitzt ein Herr im ersten Stock;
Eichhorn ist sein Namen.

Weiter oben hat der Specht
seine Werkstatt liegen,
hackt und zimmert kunstgerecht,
dafs die Späne fliegen.

Auf dem Wipfel im Geäst
sitzt ein winzig kleiner
Musikante froh im Nest.
Miete zahlt nicht einer.

90. Wie der Wald erwacht.

Nach Friedrich von Tschudi.

Wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt es im Walde sich zu regen. Die Amsel erwacht. Sie schüttelt den Tau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft hinauf am Ahornbaum. Sie wundert sich fast, daß der Wald noch schläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Berge hin. Dann flötet sie mit Macht ihre Weisen, bald lustig, bald klagend. Rasch erwacht nun das Leben im Walde. Alle Vögel erheben sich aus ihren dunkeln Büschen. Manches kleine, arme Vögelein lebt freudig auf; hat es doch eine lange, angstvolle Nacht hinter sich! Es saß auf seinem Zweige, den Kopf ins Gefieder gedrückt. Da flog im Sternenscheine eine Eule durch die Bäume und wählte sich ihre Beute. Aus seinem Eichhorneste kam der Marder herunter; durch die Büsche war der Fuchs gegangen. Es hatte alle gesehen. In der Luft, auf dem Baume, auf dem Boden hatte das Verderben gelauert viele traurige Stunden lang. Angstvoll hatte das Vögelein gesessen und sich nicht zu regen gewagt. Ein paar junge Buchenblätter hatten es geschützt

und verdeckt. Fröhlich hüpft es jetzt hervor, da es Tag wird. — In klaren Schlägen ruft der Buchfink, hell singt das Rotkehlchen vom Gipfel des Lärchenbaumes, der Zeisig im Erlengebüsch. Der Kuckuck läßt seinen Lockruf hören, dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Baummeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, piepst das Goldhähnchen, trommeln die Spechte. Welches Morgenkonzert in den grünen Hallen des Waldes!

91. Sprichwörter.

I.

1. Unrecht Gut gedeiht nicht. — 2. Alte Bäume lassen sich nicht biegen. — 3. Stille Wasser sind tief. — 4. Ein schlafender Hund fängt keinen Hasen. — 5. Hunger ist der beste Koch. — 6. Gutes Wort findet einen guten Ort. — 7. Böse Beispiele verderben gute Sitten. — 8. Viel Naschen macht leere Taschen. — 9. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — 10. Großes Gut — große Sorge. — 11. Volkes Stimme — Gottes Stimme. — 12. Viele Hunde sind des Hasen Tod. — 13. Der Jugend Fleiß ist des Alters Preis. — 14. Jeder ist seines Glückes Schmied. — 15. Müßiggang ist aller Laster Anfang. — 16. Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand'.

II.

1. Jeder kehre vor seiner Thür! — 2. Gebet ist der Schlüssel zum Himmel. — 3. Aus schlechtem Samen erwächst schlechte Frucht. — 4. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. — 5. Nach dem Regen scheint die Sonne wieder. — 6. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. — 7. Verstand kommt nicht vor Jahren. — 8. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. — 9. Gute Bäume tragen zeitig. — 10. Ehrlich währt am längsten. — 11. Leere Ähren stehen hoch. — 12. Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze

Land. — 13. Den Vogel erkennt man am Gesang. — 14. Am Lachen erkennt man den Narren. — 15. Durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche.

---

92. Morgenlied.

Hoffmann von Fallersleben.

Die Sterne sind verblichen
mit ihrem güldnen Schein.
Bald ist die Nacht gewichen;
der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
im Thal und überall;
auf frisch betauten Zweigen
singt nur die Nachtigall.

Sie singet Preis und Ehre
dem hohen Herrn der Welt,
der über Land und Meere
die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben.
Ihr Kindlein, fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
der Vater alles Lichts.

93. Wo wohnt der liebe Gott?

Wilhelm Hey.

1. Wo wohnt der liebe Gott? — Sieh dort den blauen Himmel an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt so hoch, sich streckt so weit, daß ihn kein Mensch erfassen kann! Und sieh der Sterne goldnen Schein, gleich als viel tausend Fensterlein: Das ist des lieben Gottes Haus, da wohnt er drin und schaut heraus und schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder.

2. Wo wohnt der liebe Gott? — Hinaus tritt in den dunklen Wald! Die Berge sieh zum Himmel gehn, die Felsen, die wie Säulen stehn, der Bäume ragende Gestalt! Horch, wie es in den Gipfeln rauscht! Horch, wie's im stillen Thale lauscht! Dir schlägt das Herz, du merkst es bald, der liebe Gott wohnt in dem Wald; dein Auge zwar kann ihn nicht sehen, doch fühlst du seines Odems Wehen.

3. Wo wohnt der liebe Gott? — Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin! Wie lieb und traut und doch wie bang! Wie singen sie mit frommer Lust! Wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herrgott wohnet da; drum kommen sie von fern und nah, hier vor sein Angesicht zu treten, zu flehn, zu danken, anzubeten.

4. Wo wohnt der liebe Gott? — Die ganze Schöpfung ist sein Haus. Doch wenn es ihm so wohlgefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die engste Kammer aus. Wie ist das Menschenherz so klein! Und doch auch da zieht Gott hinein. O, halt das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein und kommt mit seinen Himmelsfreuden und wird nie wieder von dir scheiden.

94. Die Sonnenblume.

Tersteegen.

Die Sonnenblume liebt das Licht;
sie will sich stets zur Sonne drehen.
So mufst du Gottes Angesicht,
willst du nicht irren, auch ansehen.

95. Zum Himmel.

Georg Scheurlin.

Geschah, daß Christus zog einmal, zu pred'gen, durch des Jordans Thal, und viel des Volkes mit ihm her, zu lauschen seiner hohen Lehr'.

Da stand ein Kindlein auch von fern. Das schaute eifrig nach dem Herrn in Hoffnung, ob ein gut Geschick ein Wort ihm brächte, einen Blick vom lieben Heiland, der so gar ein holder Freund der Kleinen war.

Und wie geglaubt, so ist's geschehn. Der Heiland hat das Kind ersehn und schreitet freundlich nach ihm zu: „Mein

Kindlein, wem gehörest du?" — „Gehöre niemand, möchte dein, o Herr, mit ganzem Herzen sein!"

Der Heiland neigt herab sich lind: „Wo ist dein Vater, liebes Kind?" „Im Himmel," klingt die Antwort leise. „Und deine Mutter, kleine Waise?" „Ist auch im Himmel," spricht es nun. „Hab' nichts auf Erden mehr zu thun und weiß doch niemand, der zur Thüre des Himmels mich die Steige führe, als dich allein, der alles weiß. Denn dieses Wort hat mir mit Fleiß die Mutter tief ins Herz geschrieben: „Mein Kindlein, wandle vor dem Herrn und ruf ihn an! Er ist nicht fern von allen denen, die ihn lieben."

In Rührung steht der Gottessohn. Er küßt das Kindlein auf das Haupt und spricht: „Den Himmel hast du schon; denn drinnen lebt, wer liebt und glaubt. Es ruht der Himmel unbewußt im Frieden einer frommen Brust. So trägst auch du ihn im Gemüte; nur bete, daß ihn Gott dir hüte!"

Und seiner Mutter ruft er gleich: „Nimm hin zu dir die reine Blüte; denn solcher ist das Himmelreich!"

96. Der Schutzengel.

Julius Sturm.

1. Einen Engel, liebes Kind,
   hat dir Gott gegeben,
   der, wenn du recht fromm gesinnt,
   stets dich wird umschweben.

2. Wenn du bei des Morgens Schein
   nicht versäumst, zu beten,
   dann wird in dein Kämmerlein
   still ein Engel treten.

3. Bleibt bei dir den ganzen Tag,
   wird dich treu bewahren,
   dafs kein Leid und Ungemach
   dir kann widerfahren.

4. Hält dir alles Böse fern,
daſs du nicht muſst weinen,
bis der goldne Abendstern
ruft zu Bett die Kleinen.

5. Sprichst du dann beim Schlafengehn
fromm den Abendsegen,
wird der Engel bei dir stehn,
wiegen dich und pflegen;

6. wird auch einen bunten Traum
dir, mein Kindlein, schicken,
läſst wohl gar den Weihnachtsbaum
dich im Traum erblicken.

7. Wie der Engel angethan,
soll ich dir verkünden? —
Weiſse Kleider hat er an,
weil er rein von Sünden.

8. Auch zwei güldne Flügel sind
ihm vom Herrn verliehen,
daſs er von dem bösen Kind
eilig könne fliehen.

97. Der bekehrte Dieb.

Robert Reinick.

Im nächſten Städtchen gab es Kirchweih und Jahrmarkt. Alle Leute waren aus dem Dorfe dorthin gezogen, um einzukaufen, luſtig zu ſein und zu tanzen. So war es denn am Abend gar ruhig im Orte, kein Menſch war zu ſehen und zu hören. Allmählich kam die Dämmerung herauf, es wurde immer dunkler und ſtiller, und nachdem die lauten, luſtigen Vögel in ihre Neſter gekrochen waren, ſchlüpften die häßlichen Fledermäuſe hervor und ſchwirrten und huſchten durch die Abendluft.

Da kam um die Ecke der Scheune ein Mann daher. Er schlich leise und ängstlich immer die Mauer entlang, wo es am dunkelsten war. Dabei sah er sich scheu nach allen Seiten um, ob kein Mensch da wäre, der ihn bemerken könnte. Als er sich ganz sicher glaubte, kletterte er auf die Mauer, kroch dort auf allen vieren wie eine Katze weiter bis an eine Stelle, wo die Mauer ans Haus stieß, und schwang sich dann in ein offenes Fenster. Der Mann aber hatte recht böse Dinge im Sinne; denn er war ein Dieb und gedachte, die Leute, die im Hause wohnten, zu bestehlen. Nachdem er durch das Fenster hineingekrochen war, befand er sich in einer leeren Kammer. Dicht daneben war die Wohnstube der Hausbewohner. Eine Thüre, die dort hineinführte, war nicht verschlossen, sondern nur leicht angelehnt.

Der Dieb wußte wohl, daß die Leute ebenfalls auf den Jahrmarkt gegangen waren; doch dachte er, es könnte vielleicht zufällig jemand in die Stube gekommen sein, legte daher das Ohr an die Thürspalte und horchte. Drinnen hörte er ein Kind laut sprechen, und wie er durchs Schlüsselloch guckte, sah er beim Dämmerscheine, daß es ganz allein mit gefalteten Händen in seinem Bettchen saß. Das Kind betete, wie es immer vor dem Schlafengehen that, laut sein Vaterunser.

Schon sann der Mann darüber nach, wie er dennoch seinen Diebstahl am besten ausführen möchte; da hörte er, wie das Kind mit lauter, klarer Stimme eben die Worte betete: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!“ Das ging dem Manne tief zu Herzen, und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er eben hatte begehen wollen. Da falteten sich auch seine Hände, und auch er betete inbrünstig für sich: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!“ Und der liebe Gott erhörte ihn.

Auf demselben Wege, den er gekommen, schlich er wieder zurück bis in sein Kämmerlein. Dort bereute er von ganzem

Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung und dankte ihm für den Schutz, den er ihm durch den Mund eines frommen Kindes hatte angedeihen lassen.

Er ist darauf ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch geworden.

98. Eine Frage.

Festkalender von Pocci und Görres.

Wer lehrt die Vögel singen so süß und mannigfalt', und Hirsch und Rehe springen im grünen Buchenwald? Wer heißt die Winde wehen, bald stürmisch und bald leis, die Jahreszeiten gehen in wundervollem Kreis? Und wer die Bächlein gleiten herab von steiler Höh', und stolz die Ströme schreiten zur weiten, tiefen See? Wer hat den Tag gezieret mit goldnem Sonnenschein, und wer am Himmel führet die tausend Sternelein, daß sie gleich guten Kindern still gehen ihre Bahn und nicht einander hindern und sich nicht stoßen an?

O sag, wer ist der eine, der Meister, so geschickt, der mit so reichem Scheine die Blümlein hat geschmückt? Der hoch am Himmelskreise sein Zelt gespannet aus und auch mit treuem Fleiße gebaut das Schneckenhaus? Der über Länder zücket die Blitze, weiß und blau, und dann das Feld erquicket mit kühlem, frischem Tau? Den Meister, groß und milde, den nenne mir geschwind, der dich mit seinem Bilde geziert, mein liebes Kind! Und der, bist du gegangen dem stillen Grabe zu, dich jenseits wird empfangen in seiner ew'gen Ruh!

Und kannst du mir ihn nennen, so folge ihm auch fromm! Dann wird er dich auch kennen und sprechen: „Sei willkomm'!"

99. Die Abendglocke.

Frey.

1. Nun ist der Abendstern erwacht;
er zieht empor mit leisen Tritten,
und langsam kommt die dunkle Nacht
ihm stumm und leise nachgeschritten.
Da horch, ein Ruf so mild und traut:
Glockenlaut, — Glockenlaut.

2. Das Kind vom Spiele schaut empor;
ihm ist's, als ob vom Muttermunde
die Mahnung rührte an sein Ohr:
„Komm heim, nun ist es Schlafensstunde!"
So ruft und mahnet mild und traut:
Glockenlaut, — Glockenlaut.

3. Und arbeitsmüde sinkt die Hand;
sie faltet leise sich zum Beten.
Der fromme Sinn schaut in das Land,
wohin nur sel'ge Geister treten.
So ruft zur Andacht mild und traut:
Glockenlaut, — Glockenlaut.

4. Was nur das arme Herz bewegt
den langen Tag in bangen Sorgen,
nun sei es still zur Ruh gelegt, —
bald steigt empor der goldne Morgen.
So ruft und tröstet mild und traut:
Glockenlaut, — Glockenlaut.

III.

100. Der Herbst.

Lorenz Kellner.

Die Tage werden immer kürzer, und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die muntern Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur der Sperling, die Goldammer, der Rabe und wenige andere Vögel bleiben in unserer kältern Gegend zurück. Einige, wie Rotkehlchen und Drosseln, werden in Sprenkeln gefangen. Die Beeren des schwarzen Holunders und der Vogelkirschen dienen zur Lockspeise; kommt das hungrige Vögelchen, um zu naschen, und setzt es sich auf das kleine Springholz, so fällt dieses zur Erde, und der Näscher ist in der Schlinge.

Nur wenige Blumen, wie die Aster und die Georgine, blühen noch; das Gras auf den Wiesen ist längst abgemäht; die Blätter aller Kräuter welken und verdorren.

Birnen, Äpfel, Nüsse und andere Obstsorten sind reif und werden abgepflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rotwangigen Äpfel und legen sie in Körbe. Vieles Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man schüttet und legt es deshalb auf Stroh, damit es mürbe wird und dann noch besser schmeckt. Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet si:

freudig in die Kelter. Sie werden gepreßt, und dann quillt jener süße Most aus ihnen, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher Traurige erfreut!

Wie tot ist bald alles auf dem Felde! Haber und Gerste sind gemäht worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann noch oder säet Korn und Weizen fürs künftige Jahr, und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

Alles ist jetzt eingeerntet; der Mensch hat nun für den Winter zu leben und vergesse nicht, Gott zu danken für alles, was er ihm so reichlich wachsen ließ.

101. Rätsel.

Friedrich Güll.

Was hab' ich für ein Bübchen
  im Sinn?
Es hat ein rotes Grübchen
  im Kinn,
dazu ein rotes Bäckchen
  wie Glut;
es steht sein grünes Jäckchen
  ihm gut.
Die Käppchen und die Läppchen
  sind fein;
doch ist ihm fast sein Käppchen
  zu klein.

Es hat sich oft geschwungen
  im Wind,
ist hin und her gesprungen
  geschwind.
Da fiel's vom Steckengäulchen
  ins Gras;
dort fand's nach einem Weilchen
  die Bas —
und thät's ins Kämmerlein tragen;
  dort liegt's.
Wer kann den Namen sagen?
  Der kriegt's!

102. Die Obsternte.

Georg Nikolaus Marschall.

Die letzte Woche im September, die Michaeliswoche, heißt Goldwoche, weil in ihr die Obstbäume ihrer goldenen Schätze entladen werden. Reizend ist der Anblick der blühenden Obsthaine im Frühlinge; aber noch erfreulicher

ist der Anblick der Obstbäume im Herbste, wenn sie sich unter der Last ihrer süfsen Früchte tief niederbeugen. Wie blinken da die goldgelben Birnen, wie lachen die rotbackigen Äpfel, wie winken die blauen Pflaumen so einladend aus dem grünen Laube uns entgegen! Für die Jugend insbesondere ist die Zeit des Obsteinheimsens eine hochwillkommene. Da geht es hinaus in die Gärten und auf die Berghänge mit Leitern und Haken, mit Körben und Säcken. Die Männer steigen auf die Bäume, um das zur Aufbewahrung für den Winter bestimmte Obst zu brechen. Sind zu diesem Zweck die schönsten Äpfel und Birnen abgenommen, was teils mit der Hand, teils mit einem besondern Geräte, dem Apfelbrecher, geschieht, so werden die Bäume kräftig geschüttelt. Ei, wie prasselt's da nieder auf den Grasboden! Das ist eine Freude für Kinder, und diese klagen gar nicht, wenn's auch Püffe auf die Köpfe gibt. Nun geht's ans Einsammeln. Schürzen, Körbe und Säcke werden gefüllt. Das Obst wird teils gedörrt, teils zu Wein, teils zu Branntwein verwendet.

Die Bäume werden aber nicht immer ganz rein abgeleert. Gar mancher Apfel und gar manche Birne bleibt, hinter grünem Laube versteckt, am Baume hängen. Diese Reste gehören fast allenthalben den kecken Knaben, welche nach der Obsternte an das „Stoppeln“, d. h. an die Nachlese gehen. Wie jubeln sie, wenn sie spät im Oktober, nachdem das Laub bereits abgefallen, auf dem einen oder dem andern Baume oder unter demselben einen vergessenen Apfel oder eine übrig gebliebene Birne erspüren! Und beim Hirtenfeuer, nun da schmeckt selbst ein gebratener Holzapfel gut!

Diese Nachlese kann man der Jugend schon gönnen. Nur nehmt euch in acht, ihr Knaben, dafs ihr beim Erklettern der Bäume keinen Schaden nehmt, oder dafs ihr bei Eroberung der Stoppelbeute den Baum nicht verderbt! Dafs ihr kein Obst von Bäumen nehmen dürft, die euch nicht gehören und die noch nicht abgeerntet sind, brauche ich euch nicht erst zu sagen, da ihr das siebente Gebot längst kennt. Überhaupt müfst ihr die Bäume, deren

Früchte euch so trefflich munden, gewissenhaft schonen, und ihr dürft euch nie verleiten lassen, einen Obstbaum zu beschädigen, nicht aus Mutwillen und noch weniger aus Bosheit.

Im kleinsten Raum pflanz einen Baum
und pflege sein; er bringt dir's ein!

103. Wie der Apfelbaum entsteht.

Österreichischer Schulbote.

In einem Dorfe wohnte ein reicher Mann; der saß einmal in seinem großen Garten auf der Rasenbank. Neben ihm stand ein Korb mit schönen, goldgelben Äpfeln. Er griff in den Korb hinein, nahm einen Apfel heraus und aß ihn. Mitten in dem Apfel war ein Häuschen mit niedlichen Stübchen. In jedem dieser Stübchen saß ein schöner, schwarzer Kern. Einen von diesen Kernen nahm der Mann in die Hand, tupfte neben sich in das Gartenbeet ein Loch mit dem Finger, steckte den Kern hinein und bedeckte ihn mit Erde. „Was soll jetzt aus mir werden?" sprach der Kern zu sich selbst. „Wäre ich doch noch lieber in dem Apfel, in dem schönen, blanken Stübchen!" — Mit allerlei Gedanken schlief er endlich ein. Da ging eine finstere Gewitterwolke über den Garten; es donnerte, und warme Regentropfen fielen auf die Erde. Einige davon fielen dem Kerne gerade in den Mund, und er schlürfte sie begierig ein. Am andern Morgen schien die Sonne so warm, daß es der Kern bald bemerkte. Er dehnte und reckte sich und wäre gern oben gewesen. Auf einmal platzte ihm das schwarze Röckchen. Unten kam ein feines Löchlein hinein. Das ist aber so zugegangen: Mitten in dem Kerne lag ein niedliches Bäumchen mit Würzelchen, Stämmchen und Blättchen. Als der Kern getrunken hatte, verschluckte das Bäumchen den Tropfen, und davon wurde es so dick, daß sein Röcklein einen Riß bekam. Durch diesen Riß schlüpften nun die Würzelchen in den Boden

und suchten überall herum, ob sie nichts Gutes zum Trinken fänden. Zum Glück gab's dort Leckerbissen in Hülle und Fülle. Sie tranken und tranken und wurden immer größer und stärker. Aber sie teilten auch dem Stämmchen und den Blättern davon mit, und die nahmen auch immer mehr zu.

Einige Zeit nachher kam der Mann wieder in den Garten und setzte sich auf die Rasenbank. Da sah er vor sich ein kleines Stückchen Erde, das sich in die Höhe hob und dann zur Seite fiel. Gleich hinterher kam der Apfelkern, der zu einem winzigen Bäumchen geworden war. Um das kleine Köpfchen hatte er sich den verschlissenen Rock gewunden, damit ihn die Sonne nicht zu sehr stechen sollte. Gegen den Mann verneigte er sich sehr freundlich, als wenn er danken wollte, daß ihn derselbe aus dem Apfelhäuschen befreit habe. Der Mann aber freute sich, daß er einen Apfelbaum bekommen würde, und goß einen Fingerhut voll Wasser darauf. Gegen Ende des Sommers war das Bäumchen schon so dick wie ein Federkiel und hatte hübsche, grüne Blätter. Im andern Jahre wuchs es noch höher. Kaum war es drei Jahre alt, so trieb es nach allen Seiten hin Zweige und wiegte den Kopf im Winde.

Es war wieder Sommer geworden, und das Bäumchen schaukelte sich lustig an dem bekannten Plätzchen. Da kam der Mann mit einem spitzigen Federmesser, faßte das Stämmchen an den Zweigen und setzte das Messer in die Rinde. „Lieber Mann," sprach das Bäumchen voller Angst, „töte mich nicht, ich bin noch so jung und klein." „Ich will dich auch nicht töten," gab der Mann zur Antwort; „ich will dir vielmehr ein neues und besseres Leben geben. Ließe ich dich so fortwachsen, so trügest du später nur schlechte Äpfel, die einem den Mund zusammenziehen würden. Unnützer Baum, würden die Leute sagen, dich muß man umhauen und ins Feuer werfen! Ich aber will einen tüchtigen und nützlichen Baum

aus dir machen.“ Da schwieg das Bäumchen und ließ alles mit sich geschehen. Der Mann schlitzte ein Kreuz in den Stamm, nahm ein Auge von einem edeln Apfelbaum und setzte es in die Öffnung; dann band er einen Streifen Leinwand darum und ging weg. Das Auge wuchs und trieb ein neues Reis. Im künftigen Jahre war es schon groß. Der Mann kam wieder und schnitt mit dem scharfen Messer das Bäumchen über dem edeln Zweige glatt ab, legte etwas Baumwachs darauf und sprach: „So, nun wachse und gedeihe!“ — So geschah es auch. Das Bäumchen wurde in wenigen Jahren ein Baum und trug alle Jahre eine Menge der besten Äpfel.

104. Das Gespenst.

Christoph von Schmid.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloſsgarten, füllte zwei Säcke mit Obst und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchturme eben zwölf Uhr. Die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Der erschrockene Dieb that einen Schrei, lieſs den Sack fallen und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann lieſs den Sack auch fallen und sprang ebenso schnell neben Martin her bis an das Ende der Gartenmauer, wo er verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräſslichen Gespenst; nur daſs er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann lieſs Martin noch am nämlichen Tage zu sich kommen und sagte zu ihm: „Du hast heute Nacht in dem Schloſsgarten

Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen steht, haben dich verraten. Ich werde dich deshalb in den Turm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber, das du zu sehen glaubtest, war weiter nichts als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond aufging, an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest.“

Wer Unrecht thut, ist nie ohne Furcht. Den Übelthäter erschreckt ein rauschendes Blatt, und er läuft vor seinem eigenen Schatten davon.

Bewahr ein unbefleckt' Gewissen,
so wirst du niemals zittern müssen.

105. Der alte Apfelbaum.

Nach Christoph von Schmid.

Der alte Ruprecht saß unter dem großen Apfelbaume vor seinem Hause; seine Enkel aßen von dessen Äpfeln und konnten sie nicht genug loben. Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbarn meine Armut. Ach, sagte ich, ich würde sehr zufrieden sein, wenn ich nur hundert Thaler hätte.

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sagte: Die kannst du leicht haben, wenn du es nur recht anfängst. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, stecken mehr als hundert Thaler in der Erde. Mache nur, daß du sie herausbringst!

Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch und grub in der folgenden Nacht an dem Platze tief in die Erde hinein, fand aber zu meinem Verdruß keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er laut und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht

gemeint! Ich will dir aber ein veredeltes Apfelbäumchen schenken. Das setze in die Grube, die du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen."

Ich setzte den jungen Stamm in die Erde; er wuchs und wurde der große, herrliche Baum, den ihr hier seht. Die köstlichen Früchte, welche er nun seit vielen Jahren getragen hat, brachten mir schon mehr als hundert Thaler ein."

106. Der Weinstock.

Johann Gottfried von Herder.

Am Boden des Gärtchens lag hilflos ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte. Seine Zweige weinten



und begehrten Hilfe. Da trat der freundliche Gärtner zu ihm, hob es mitleidig auf und schlang die Reben um seine Laube. Die Lüfte spielten nun lustig mit den schöngezackten Blättern; die Glut der

Sonne durchdrang die zarten, grünenden Körner, die zwischen den Blättern sich bargen. Und siehe! im Herbste neigte sich der Weinstock herab zu seinem Herrn. Es schmückten ihn reiche Trauben, schön blau und glänzend grün. Der Mensch labte sich am Safte, pflückte in fröhlicher Gesellschaft die Trauben, kelterte sie und gewann den feurigen Wein, der des Menschen Herz erfreut und seine Seele frisch macht.

Siehe also, wie im unansehnlichen, dürren Rohr der köstlichste Saft quillt!

107. Der Weinberg.

Christoph von Schmid.

Ein Vater sagte auf seinem Sterbebette zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurücklassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleiſsig in dem Weinberge, so werdet ihr den Schatz finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem gröſsten Fleiſse um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil sie ihn so fleiſsig bearbeitet hatten, eine viel gröſsere Menge von Trauben hervor als sonst, und sie lösten dafür noch einmal so viel Geld.

Da fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und sie schrieben an die Thüre des Weinbergs mit groſsen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub' ist der Fleiſs
für den, der ihn zu üben weiſs.

108. Die Entdeckung.

Schlez.

Fritz (zur Thüre hereinkommend und mit einer Traube in der Hand auf die Mutter zulaufend). Hier, liebe Mutter,

hier bringe ich dir etwas Gutes! Ach, versuche nur einmal, wie süß! wie süß!

Mutter (traurig). Danke, danke, lieber Fritz! Behalte doch die Traube! Vor allem aber sprich, woher du sie hast!

Fritz. Von unserm Herrn Pfarrer. Ich habe ihm auf einer Leiter die Trauben an seinem Hause abgenommen, und da gab er mir diese dafür. O, versuch nur! Ich habe auch ein paar Beerchen davon gepflückt. (Er will der Mutter ein paar in den Mund stecken).

Mutter (den Mund abwendend). O, lieber Fritz! mich hungert und dürstet diesen Abend nicht.

Fritz. Und warum nicht? . . Ach, du bist traurig, Mutter! Was fehlt dir? O, du hast geweint! Liebe Herzensmutter, was hast du?

Mutter. Ach, Kind, einen großen Jammer! Ich habe eine schreckliche Entdeckung gemacht.

Fritz. Eine schreckliche Entdeckung? O, mach mich nicht weinen! Ich kann deine Augen nicht naß sehen.

Mutter. Soll ich nicht weinen, wenn meine Kinder — mein Liebstes auf Erden, die ich zu allem Guten erziehe, die mir unser seliger Vater im Sterben noch auf die Seele gebunden hat — so schändlich mißraten!

Fritz. Gott, wie erschreckst du mich, Mütterchen! Habe ich etwas Böses gethan? Ach Gott, ich weiß es nicht einmal.

Mutter. Du nicht; aber dein Bruder Karl.

Fritz. Ach, der gute Karl! Was hat er denn Böses gethan? Hat er dir nicht gefolgt?

Mutter. Ja wohl, nicht gefolgt! — Fritz! wie heißt das siebente Gebot?

Fritz. Du sollst nicht stehlen! — Meinst du etwa, ich weiß nicht einmal, wie das siebente Gebot heißt?

Mutter. Dein älterer Bruder weiß es schon länger und besser als du — und doch . . . er hat es nicht befolgt.

Fritz. Nicht möglich! Karl, der gute Karl hätte gestohlen? — Da wäre Karl ja ein Dieb?

Mutter. Wer Obst und Geld stiehlt, ist der kein Dieb?

Fritz. Ja wohl, ja wohl ist er's! Aber hätte der ehrliche Karl das gethan, der jeden Bissen mit uns teilt?

Mutter. Leider! Gestern sah ich, daß er sein Kleiderkästchen so schnell zuschloß und ganz verlegen that, als ich ihn darüber antraf. Es fiel mir auf; aber ich dachte doch nichts Arges. Heute sehe ich gegen alle Gewohnheit den Schlüssel abgezogen. Ich suche und finde denselben in seinem Jäckchen. Ich schließe auf — und, o Gott! was sah ich! — Ach! er hat vergessen, was sein sterbender Vater uns sagte: „Wir sind wohl arm; aber wir werden viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.“

Fritz (weint). Und woher weißt du denn, daß er den schönen Spruch vergessen hat?

Mutter. Ach, ich fand in seinem Lädchen zwölf Äpfel, ein ganzes Häufchen Nüsse und dreißig Kreuzer bares Geld. Das alles hat er nicht mit Recht; denn er hielt es geheim und hatte kein gutes Gewissen, als ich ihn dabei antraf.

Fritz (der Mutter um den Hals fallend). O, freue dich, freue dich, freue dich, herzige Mutter! Karl ist noch immer unser ehrlicher Karl! — Aber ich muß ihm wehe thun: ich muß sein Geheimnis verraten.

Mutter. Und welches? Daß er gestohlen hat? Und darüber soll ich mich freuen?

Fritz. Nein, o nein doch! Schon seit einem Vierteljahr spart er alle Heller zusammen — und auch ich habe dazu gesteuert! — um dir eine Freude zu machen. Du sollst erfahren, wie ehrlich wir zu den dreißig Kreuzern gekommen sind. Wir haben sie bei dem Herrn Wendler verdient. Du weißt, er gibt den Kindern gern etwas, wenn sie ihm einen

Gefallen thun. Auch die Äpfel und Nüsse sind nicht gestohlen. Die Nüsse haben wir gekauft, und die Äpfel bekamen wir geschenkt. Für das Geld hatten wir ein Paar wollene Handschuhe auf den Winter für dich bestellt, damit du nicht so frieren sollst, liebe Mutter, und in kommender Woche, an deinem Geburtstage, wollten wir dich damit erfreuen. Ich wollte die Äpfel und Nüsse in unserm kleinen Armkörbchen und Karl die Handschuhe auf einem irdenen Teller dir bringen. Siehst du, nun weißt du alles, liebe Mutter! Aber ach, nun ist dir die Freude verdorben.

Mutter (mit Thränen ihn küssend). Nicht verdorben, lieber Fritz! Meine Freude ist nun doppelt groß! — Ach, verzeihe mir den Verdacht! Er kam aus Liebe zu euch; ihr sollt lieber sterben, als unehrlich sein.

Fritz. Aber, liebe Mutter! der arme Karl würde weinen, wenn du ihm sagtest, daß du ihn für so böse gehalten hast. — Er hat sich auf deinen Geburtstag so herzlich gefreut! Laß uns schweigen von dem Verdachte und ihn auch nicht wissen, daß sein Geheimnis verraten ist.

Mutter. Recht so, mein lieber Fritz! Deinem lieben Karl soll die Freude nicht verdorben werden. Mir thut es leid genug, daß ich dir die deine verdorben habe.

Fritz. O nein, o nein, lieb Mütterchen! keine Freude verdorben! Gibt es wohl eine größere für mich, als die, daß du keinen Kummer mehr hast?

109. Die Kartoffel.

Wilhelm Curtman.

Es gibt wohl kein nützlicheres Gewächs als die Kartoffel. Sie ist nicht hoch wie die Eiche, nicht schön wie die Rose, nicht wohlriechend wie der Rosmarin; ihre Frucht prangt nicht wie der Apfel, und dennoch hält sie jedermann hoch. Wie kommt das? Das kommt daher, weil sie die wohlfeilste Speise für die Armen und zugleich wohlschmeckende

Gerichte für die Reichen liefert. Sie gedeiht fast in allen Feldern und mißrät fast in keinem Jahre ganz; sie braucht nur wenig Wartung und liefert doch reichliche Frucht. Ohne die Kartoffel könnten gar nicht so viele Menschen auf der Erde leben, und wenn diese Gottesgabe einmal in allen Ländern mißriete, dann müßte ein großer Teil der Bewohner Hungers sterben. Und doch hatten unsere Urgroßväter noch keine Äcker mit Kartoffeln, sondern sie fingen erst an, einzelne Stöcke zu pflanzen.

Die Kartoffelstaude wächst aus einer Setzkartoffel, auch wohl aus einer Hälfte derselben oder gar aus einem bloßen Auge. Gesäet werden die „Erdäpfel“ selten. Doch ist der Same leicht zu bekommen. Er findet sich in den Früchten, welche in der Dicke einer kleinen Nuß kugelförmig an den Stengeln hängen. Die Blüte ist bald weiß, bald rot, bald blau, wie ja auch die Setzlinge selbst verschiedene Farben haben. Das Stecken der Kartoffeln geschieht entweder gleich hinter dem Pfluge her oder, indem man reihenweise Löcher in die Erde hackt. Dann läßt man sie wachsen, bis das Kraut etwa handlang ist; hernach müssen sie gehackt und gehäufelt werden. Wem das Bücken zu beschwerlich wird und wer die Hacke nicht gebraucht, der wird nicht viele Kartoffeln erhalten. Im Monat August reifen die Frühkartoffeln. Gegen den Michaelistag fängt man an, alle Sorten Kartoffeln auszugraben; denn das Kraut ist dann größtenteils abgestorben, und die Blätter sehen bisweilen schon schwarz aus.

Dann zieht alles in der Frühe auf den Acker; die Männer hacken mit einem Häuel oder graben die Knollen mit Spaten aus. Die Weiber und Kinder lesen sie in Körbe und schütten diese in Säcke. Von dem Kraut machen die Kinder Feuer an. Auch brät man sich gern einige Knollen in der heißen Asche. Am Abende, wenn alle Säcke gefüllt sind, kommt ein Wagen, um sie abzuholen. Zu Hause wird ihr Inhalt in den

Keller geschüttet. Die Kartoffel kann den Frost nicht ertragen; gefroren schmeckt sie widerlich süß und fault bald.

Aus den Erdäpfeln lassen sich mancherlei Gerichte bereiten. Sie werden mit der Schale im Wasser abgesotten oder roh geschält und hierauf zu Gemüse, Brei oder Suppe gekocht. Bei allen diesen Zubereitungen darf das Salz nicht vergessen werden. Vielfach finden die Kartoffeln als Viehfutter und zur Spiritusbereitung Verwendung.

110. Die Verbreitung der Pflanzen.

Graf.

Die Bäume, die Gräser, die Kräuter sind Pflanzen. Sie bringen Blätter, Blüten und Samen hervor. Ihre Menge und Verschiedenheit ist aufserordentlich grofs. Sie überziehen Hügel und Ebenen, Berge und Thäler; sie wachsen in Gärten und Wäldern, auf Wiesen und Feldern. Schnell und mannigfaltig, überraschend und wunderbar ist ihre Verbreitung. Manche Pflanze trägt zwanzigtausend Samenkörner, manche sogar dreifsigtausend, ja vierzigtausend. Vieles Gesäme kommt um, erstickt und wird zertreten oder verzehrt. Doch bleibt immer noch Same genug für die Erde, um zu keimen und zu wachsen. Jeder Luftzug und jedes Bächlein, jedes spielende Kind und jedes sich bewegende Geschöpf dient hier der Natur. Sie alle verbreiten und säen Samenkörner aus. Die Vögel insbesondere tragen diese auf hohe Felsen und Bergwände, auf Mauern und Türme, auf Balken und Bäume. Sie sind so recht die eifrigsten, unermüdlichsten Säemänner der Natur.

111. Das Samenkorn.

Friedrich Adolf Krummacher.

Der Sämann streut aus voller Hand den Samen auf das weiche Land. Und wundersam! was er gesät, das Körnlein wieder auferſteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß und wickelt es im stillen los; ein zartes Keimlein kommt hervor und hebt sein rötlich Haupt empor. Es steht und frieret, nackt und klein, und fleht um Tau und Sonnenschein. Die Sonne schaut von hoher Bahn der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm, und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm, das Körnlein kann ihm nicht entgehn, es muß im Wind und Wetter stehn. Doch schadet ihm kein Leid noch Weh; der Himmel deckt mit weißem Schnee der Erde Kindlein freundlich zu; dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald flieht des Winters trübe Nacht; die Lerche singt; das Korn erwacht. Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn und schmückt das Thal mit frischem Grün. Voll krauser Ähren, schlank und schön, muß nun die Halmensaat erstehn, und wie ein grünes, stilles Meer im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt die Sonne auf das Ährenfeld; die Erde ruht im stillen Glanz, geschmückt mit goldnem Erntekranz. Die Ernte naht; die Sichel klingt; die Garbe rauscht. Gen Himmel dringt der Freude lauter Jubelsang, des Herzens stiller Preis und Dank.

112. Der Fuchs.

Nach Raff.

Ich, Meister Fuchs, bin so groß wie ein mittelmäßiger Schäferhund. Auch sehe ich diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rotgelbe Haare — doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse — und habe einen langen, zottigen Schwanz. Ich wohne in Höhlen unter der Erde, fresse Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann; auch Hasen und Kaninchen, Eier und Käse, Milch und Butter lasse ich mir schmecken. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten vorlieb. Ach, und wie gerne fresse ich erst Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich ebensowohl den Bienen, als auch den

Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich ganz jämmerlich zerstechen.

Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und Bauernhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Dabei verfahre ich so: Erst mache ich mich mit den nahen Dörfern, Meierhöfen und abgelegenen Häusern genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken, wo ich am leichtesten durchkriechen oder über welche ich wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern oder krieche und grabe mich unter denselben durch. Und endlich breche ich in die Bauernhöfe ein und erwürge alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen Hühner her! Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen. Auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf und fresse die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg.

Dafür verfolgt und quält man mich entsetzlich. Hunde und Jäger und Bauern sind fast immer hinter mir her und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich aber noch Kräfte und Atem habe, zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Überfällt man mich in meinem Bau, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang und fliehe mit Weib und Kind davon und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist meine ganze Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht

fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich lieber den grausamsten Hunger, als daß ich mich gefangen gebe, und versuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nicht, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in meiner Höhle verhungere oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klaffe und seufze nur, wenn man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und das letztere hält schwer, denn ich habe ein sehr zähes Leben. Oft scheine ich tot, während ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meinen Feinden zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters tot, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch.

113. Der Wolf, der Fuchs und der Mensch.

Gebrüder Grimm.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen; kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich seiner zu erwehren. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs; „komme nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam.

Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ — „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger. Er hatte die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirsch-

fänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch; auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Als der Jäger ihn erblickte, sprach er: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe!“ legte an und schoß dem Wolfe das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig; doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er blutend und heulend zu dem Fuchse zurücklief.

„Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ „Ach,“ antwortete der Wolf, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Zuerst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas ins Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Danach pustete er noch einmal in den Stock; da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter. Und als ich ganz nahe kam, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot wäre liegen geblieben.“ „Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was für ein Prahlhans du bist!“

114. Der Wolf und das Geigerlein.

Gotthilf von Schubert.

Vor nicht gar so langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiſs noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Groſsvater erzählt hat.

Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den

Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mufste, bald so weit zur Seite ab, dafs es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte.

Der Schreck war schon grofs genug für den Geiger, da er so ohne weiters von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch gröfser, als er unten auf etwas Lebendiges fiel, das wild aufsprang, und da er merkte, dafs es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als eine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen seine Stücklein aufzugeigen, die ihm jedoch diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolfe mufste aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen; denn das dumme Vieh fing an, überlaut zu heulen, was wohl gesungen heifsen sollte. Die andern Wölfe draufsen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, dafs das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mufste, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bifschen Fleisch in die Grube herein.

Unser Kapellmeister in der Grube guckte indes einmal übers anderemal in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen, zwanzig Jahre lang alle Wochentage.

Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, rifs die dritte, und der Geiger spielte nun blofs noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen.

Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen und den Geiger in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister noch zur rechten Zeit aus der Grube und erlegte dann den Wolf.

Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshause war ihm auch ganz verleidet, so dafs er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel — denn er war ein Schneider — sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thät' er's lieber in der Kirche, als im Wirtshause; denn von dort sei ein gerader und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit als vom Wirtshause.

115. Abschied der Vögel.

Hoffmann von Fallersleben.

Wie war so schön doch Wald und Feld!
Wie ist so traurig jetzt die Welt!
Hin ist die schöne Sommerzeit,
und nach der Freude kam das Leid.

Wir wufsten nichts von Ungemach;
wir safsen unterm Laubesdach
vergnügt und froh beim Sonnenschein
und sangen in die Welt hinein.

Wir armen Vöglein trauern sehr;
wir haben keine Hoffnung mehr.
Wir müssen jetzt von hinnen fliehn
und in die weite Ferne ziehn.

116. Die Sperlinge unter dem Hute.

Wilhelm Curtman.

Ein ziemlich großer Bauernjunge, Namens Michel, hatte Spatzen gefangen, und weil er nicht wußte, wohin damit, so that er sie in seinen Hut und stülpte diesen so auf den Kopf. Man kann denken, was da für ein Getümmel auf dem Kopfe war. Nun begegnete ihm ein Fremder; der grüßte ihn freundlich und sprach ihn an: „Guter Freund, wo geht der Weg hinaus?“ Weil aber der Michel die Spatzen auf dem Kopfe hatte, so dachte er: „Was geht dich der Fremde an!“ ließ den Hut sitzen und gab gar keine Antwort. Der Fremde sagte zu sich selbst: „Hier müssen grobe Leute wohnen!“ und ließ den Michel weitergehen.

Jetzt begegnete diesem der Amtmann; den pflegten alle Leute zu grüßen. Der Michel that es nicht; einmal, weil er die Spatzen unter dem Hute hatte, und zweitens, weil er ein Grobian von Haus aus war. Der Amtmann aber sagte zu dem Gerichtsdiener, welcher hinter ihm herging: „Sieh doch einmal, ob dem Burschen dort der Hut angeleimt ist!“ Der Gerichtsdiener ging hin und sprach: „Hör einmal, Michel, der Herr Amtmann möchte sehen, wie dein Hut inwendig aussieht. Flugs zieh ihn ab!“ Der Michel aber zögerte immer noch und wußte nicht, wie er es machen sollte. Da riß ihm der Gerichtsdiener den Hut herunter und

— brr! — flogen die Spatzen heraus nach allen Ecken und Enden. Da mußte der Amtmann herzlich lachen, und alle Leute lachten mit. Der Michel aber hieß von der Stunde an Spatzenmichel, und wenn einer seinen Hut oder seine Kappe vor Fremden nicht abzieht, so sagt man noch heutigestages: „Der hat gewiß Spatzen unter dem Hute."

Wer auf dem Kopf hat einen Hut,
dem steht er noch einmal so gut,
wenn er ihn oft herunter thut.

Friedrich Güll.

117. Jockli, zieh das Käppli ab!

Heinrich Zschokke.

„Jockli, zieh das Käppli ab!" sagte allemal des Schneiders Balzer Witwe zu ihrem kleinen Sohne Jakob, wenn ein Fremder durchs Dorf ging. Und Jockli nahm das Käppli ab und gewöhnte sich, gegen jedermann, vornehm oder gering, immer höflich, freundlich und dienstfertig zu sein.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob, und die Jungen waren es wie die Alten. Das war nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Ware; sie kostet nichts und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt niemand, und man pflegt sie gewöhnlich Flegel zu nennen. Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit ist der Schlüssel zum Herzen aller Menschen. — Wenn ein fremder Herr ins Dorf kam, war immer Jockli der erste, welcher freundlich grüſste. Die andern Knaben standen indessen da und gafften und konnten die Mütze oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht. Es kam wohl zuweilen, daſs ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten, standen alle dumm und stumm da und sahen wohl einander an, oder lachten und machten alberne Gesichter, wie Gänse, wenn's donnert. Jockli aber war gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den

Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür erntete er manchen Dank; denn Geschenke dafür zu nehmen, schämte sich Jockli.

Das gefiel der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie sprach: „Du hast recht, Jockli! Könige und Fürsten grüſsen ihren geringsten Unterthanen freundlich; warum soll ein Bauer nicht desgleichen thun?“

Nun, was geschah?

Jockli war sechzehn Jahre alt, stark und groſs, und half seiner Mutter durch Taglohn das Brot verdienen. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn jedermann gern.

An einem Sonntage saſs er mit andern jungen Burschen vor dem Wirtshause an der Landstraſse. Da kam des Wegs daher ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein betrunkener Bauer ging ihm entgegen und wollte mit ihm tanzen. Da lachten die Umstehenden aus vollem Halse; aber keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenboldes zu schützen. Nur Jockli sprang hin, schob den Betrunkenen auf die Seite und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Karossen voll Herren und Damen. Die jungen Burschen und älteren Männer saſsen da und gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hineinfahren. Endlich sagte einer: „Das ist gewiſs der Oberherr, der zum Schlosse fährt!“ — Nun zogen sie alle, einer nach dem andern, ganz langsam die Mütze vom Kopfe, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten. Dann gingen sie hin und gafften aus der Ferne. Da sahen sie den alten Herrn, vom Pfarrer begleitet, zum Schlosse gehen und Jockli neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurückkam. Er behielt den höflichen Jockli bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Jockli wuſste durch seine Höflichkeit und Dienstfertigkeit so aller Herzen zu gewinnen, und er war

dabei so brav und treu, daſs der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Als der alte Herr dem Sterben nahe war, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testamente sogar eine groſse Geldsumme und einen Bauernhof.

Dies Glück hatte er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle Bauern wuſsten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie alle wie Jockli's Mutter: „Jockli, zieh das Käppli ab!“ — Und es half.

Höflich und gefällig sein
macht dich beliebt bei groſs und klein.

118. Rüstigkeit.

Wilhelm Curtman.

Frisch gethan und nicht gesäumt!
Was im Weg liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such' geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind!
Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!
Erst die Arbeit, dann das Spiel!
Nach der Reise kommt das Ziel.
Schnell besonnen, nicht geträumt!
Nichts vergessen, nichts versäumt!
Nichts bloß obenhin gemacht!
Was du thust, darauf gib acht!

119. Das Hirtenbüblein.

Gebrüder Grimm.

Es war einmal ein Hirtenbübchen; das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König hörte auch davon, glaubte

es nicht und ließ das Büblein kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen.“ Da sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „Die erste lautet: Wieviel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeere?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wieviel Tropfen im Meere sind.“ Der König sprach weiter: „Die andere Frage lautet: Wieviel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen sagte: „Gebet mir einen großen Bogen weißes Papier!“ Alsdann machte es mit der Feder so viele feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „Soviel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier; zählt sie nur!“ Aber niemand war dazu imstande. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: Wieviel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt ein Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei.“ Hierauf sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen für mein eigen Kind.“

120. Die Schnecke.

Hermann Wagner.

1. Kaum hat der Frühlingsregen den Boden befeuchtet, so kriechen allenthalben Schnecken. Hier den Weg

entlang wandern fingerlange Nacktschnecken, schwarz oder gelb; dort am Baumstamme hinauf kriechen kleine und gröfsere Schnecken mit gelben, bunten oder einfach grauen Häuschen. Wie kommt es, dafs die ersteren kein Häuschen haben, in das sie sich zurückziehen können, wenn ihnen Gefahr droht, wie die übrigen es thun? Haben sie es vielleicht verloren? Nein, sie haben nie ein solches gehabt und können sich auch nie eines bauen. Woher aber haben denn die andern ihre niedliche Wohnung? Lafs dir's erzählen! Eine alte Schnecke legt viele kleine Eier an den feuchten Moosrasen. Die Sonne brütet die Eier aus, und aus jedem derselben kriecht eine winzig kleine Schnecke mit einem ebenso kleinen Häuschen. Sie wächst weiter, und das Haus wird ihr zu klein. Da streckt sie ihre vier Augen bedächtig aus. Sie stehen auf den Fühlern wie auf äufserst dünnen Stielen, zwei auf längern, zwei auf kürzern. Sie schaut nach Nahrung und kriecht zum saftigen Rasen, zum bunten Blümchen. In ihrem Munde besitzt sie zwei kleine Zähne mit Einschnitten; mit diesen beifst sie die kleinen Blätter ab und verzehrt sie. In ihrem Körper verwandeln sie sich in einen glänzenden Schleim. Eben aus diesem Schleime baut sie ihr Häuslein, ganz allmählich einen Ring nach dem andern, bis eine neue Windung fertig ist. Die neuen Windungen werden gröfser und gröfser, so wie sie selber wächst. Im Frühjahre, wenn sie weiter bauen will, nagt sie den letzten, äufsersten Rand vom Häuschen ab und fügt dann die neue Schicht daran. Das verzehrte Gras wird zu Schleim, der Schleim zum Schneckenhause. Aus Gras und Blumen baut die Künstlerin sich ihre Wohnung. Niemand sieht es dieser an, woher sie stammt.

2. Das Haus vertritt bei der Schnecke die Stelle der Knochen. Aufser ihm ist nichts Festes an ihrem Körper; sie ist an dasselbe angewachsen und kann es nicht verlassen. Stets mufs sie ihre Wohnung mit sich nehmen, kann aber auch dafür zu jeder Zeit sich darin vor Gefahr schützen. Wenn die Blumen verblüht sind und die Blätter

verwelken, wird's auch der Schnecke zu kalt, und sie fertigt aus demselben Schleime nun auch eine Thüre vor ihr Haus. Danach schläft sie ein und träumt den ganzen Winter hindurch. Mitunter kommen dann wohl Vögel, zerbrechen das Haus und verzehren die Bewohnerin. Ist die Schnecke alt geworden, so schliefst sie die Thüre noch einmal, öffnet sie aber nicht wieder. Das Häuschen ist jetzt ihr Sarg. Hier verweset sie. Aus dem Gehäuse fliefst zuletzt ein trübes Wasser auf die Erde. Die Wurzeln der Blumen trinken es, oder es verdunstet und steigt hinauf in die Wolken. Im Regen fällt es wieder herab auf den Rasen. So wird die Schnecke wieder zur Blume. Das leere Schneckenhäuschen aber dient kleinen Käfern zur Wohnung oder Kindern zum Spielzeuge. Endlich zerbricht und zerkrümelt es auch und wird wieder zur Erde, wovon es genommen ist.

121. Der Regenwurm.

Heincke.

Der Regenwurm ist nicht nur ein merkwürdiges, sondern auch ein recht nützliches Geschöpf. Er führt eine nächtliche Lebensweise. Schnell und geschickt bohrt er sich, mit dem Kopfe voran, eine meist senkrechte Röhre in den Boden. Dann kehrt er sich darin um und hält das Kopfteil nahe an die Mündung, zieht sich aber bei jeder Gefahr erstaunlich schnell zurück. Nachts streckt er den Vorderkörper weit hervor oder auch, bei Regenwetter, den ganzen Leib und sucht rings umher tastend nach Nahrung. Mit seinen Mundlappen ergreift er alles Genießbare, am liebsten halbverfaulte Blätter. Er zieht sie in die Röhre hinein, verstopft damit deren Eingang, reißt kleine Stückchen ab und verschlingt sie. Nebenbei verschluckt er Erde in großer Menge und gibt diese, mit den verdauten Pflanzenteilchen gemischt, später wieder von sich, und zwar schiebt er sie aus der Röhre an die Erdoberfläche. Bedenkt man nun, welch große Mengen Regenwürmer in einem ihnen zusagenden Boden leben, und wie deren Thätigkeit jahraus jahrein ununterbrochen fortwirkt, so wird man auch von der Größe dieser Wirkung einen

Begriff erhalten. In der That wird durch diese kleinen Geschöpfe der Boden gleichsam durchgepflügt, gelockert, gedüngt, d. h. für den Pflanzenwuchs auf das vorteilhafteste zubereitet. Die unten befindlichen Erdteile, denen die Verdauungsreste des Wurmes als Dünger beigemengt sind, kommen wie beim Pflügen an die Oberfläche, während dafür andere tiefer in den Boden hinabsinken.

So tragen die Regenwürmer durch das Durchwühlen des Erdreiches und das Verschlucken von Erde viel zur Verbesserung des Ackerbodens und zur Vermehrung seines Ertrages bei.

122. Die Glieder des Leibes.

Campe nach Äsop.

Einst beschwerten sich die Glieder des menschlichen Leibes über den Magen. Sie meinten, es sei nicht recht, daſs sie alle nur für diesen arbeiten sollten. Sie wollten solches nicht mehr thun und kündigten dem Magen ihre Dienste. Die Augen wollten nicht mehr nach Speise und Trank spähen; die Füſse wollten sich nicht mehr bemühen, das Nötige herbeizubringen; die Hände wollten dem Munde nichts mehr zuführen, die Zähne nichts mehr für den Magen kauen.

Was geschah aber? Weil der Magen weder Speise noch Trank mehr erhielt, so konnte er auch keine Nahrungssäfte mehr für den Körper bereiten. Dies spürten die einzelnen Glieder bald. Die Füſse wurden schlotterig, die Hände schlaff, die Augen matt, und der ganze Leib wurde hinfällig.

Da erkannten die Glieder, wie thöricht sie gethan hatten. Sie sahen ein, daſs der Magen für sie alle arbeite, und daſs sie ihn noch nötiger hatten, als er sie. Da dienten sie ihm wieder wie zuvor, und alle wurden wieder kräftig, wie sie vorher gewesen waren.

123. Gesundheit ist ein großer Schatz.

Christian Gotthilf Salzmann.

Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Wirtshause an. Er ließ sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brot geben. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt. In dem saß ein reicher Mann; der ließ sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen und verzehrte das dann in seinem Wagen.

Kunz sah ihm verdrießlich zu und dachte, wenn er es doch auch so gut hätte.

Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?“

„Das versteht sich,“ antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; „steige der Herr nur heraus und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe.“

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, ihn aus dem Wagen zu heben. Gott, welcher Anblick!

Seine Füße waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis Krücken herbeigebracht wurden. „He!“ fragte er, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“

„Bei Gott nicht!“ gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Meine Beine sind mir lieber als tausend Pferdefüße. Ich will lieber Schwarzbrot essen und mein eigener Herr sein, als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von andern umherführen lassen. Gott behüte mich!“

Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, kurz alles dafür haben! Ein gesunder, armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel!“

124. Drei Paare und einer.

Friedrich Rückert.

Du hast zwei Ohren und einen Mund:
willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund:
mach dir's zu eigen!
gar vieles sollst du sehen und
manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und einen Mund:
Lern es ermessen!
Zweie sind da zur Arbeit und
einer zum Essen.

125. Der Quarz.

Nach Hüttmann u. a.

Der Quarz, auch Kiesel genannt, ist eines der verbreitetsten Mineralien und kommt an den verschiedensten Orten der Erde vor. Quarz ist der Sand, welcher die großen Wüsten Afrikas und Asiens bedeckt, der sich an den Küsten des Meeres aufhäuft oder vom Flusse am Ufer angeschwemmt wird. Der Sand bildet einen wesentlichen Teil des Ackerbodens und ist manchmal durch Eisen rot oder braun gefärbt. Auch der Sandstein, aus dem der Steinhauer allerlei schöne Dinge ausmeißelt, besteht aus kleinen Quarzkörnern, die durch Thon, Kalk oder andere Bindemittel zusammengehalten werden. Zuweilen findet man den Quarz in glatten, runden Stücken von der Größe eines Hühnereies, ja er bildet ganze Felsen. Im bayrischen Walde streicht vom Fuße des Dreisesselberges bis Bodenwöhr in der Oberpfalz schnurgerade ein mächtiger Quarzgang, der Pfahl genannt. Auch der Feuerstein ist Quarz.

Die vornehmste Art des Quarzes ist der Bergkrystall. Er ist farblos, wasserhell und besteht aus sechsseitigen Säulen, die

am Ende je eine sechsseitige Pyramide tragen. Bergkrystalle findet man in großen Höhlen der Gebirge, z. B. in den Alpen. In einer Sammlung der schweizerischen Stadt Bern fällt dem Besucher eine auserlesene Krystallgruppe in die Augen. Der gewaltigste unter den sieben Krystallriesen, die sie umfaßt, wird der „König“ genannt. Er hat eine Höhe von 87 cm, einen Umfang von 100 cm und wiegt nicht weniger als 127 kg. Zwar ist er nicht wasserklar wie der edle Bergkrystall, sondern rabenschwarz, hat aber den reinsten Spiegelglanz und darum sehr hohen Wert.

126. Von der Kreide.

Hermann Wagner.

Im Meere leben die kleinen Kreidetierchen; die sind so winzig, daß man ein einzelnes kaum sehen kann. Zwanzig von ihnen nebeneinander gelegt sind erst so lang wie das Weiße am Nagel. Und doch ist jedes derselben ein lebendes Wesen und hat sein eigenes Thun und Treiben.

Das Kreidetierchen hat ein kleines, zierliches Häuschen, fast wie eine Schnecke, und zahlreiche Kammern darin. In diesem wohnt es. Sein Körper ist wie ein klein wenig Schleim. Die Schale seines Häuschens besteht aus weißem Kalk; den hat das Tierchen aus dem Meerwasser getrunken. In der Schale sind viele feine Löcher wie Fensterchen oder wie Löcher in einem Sieb. Aus denselben streckt das kleine Tier Füßchen und Fühlfäden hervor; die sehen fast aus wie zarte Wurzeln bei einer Pflanze. Danach nennt man die Kreidetierchen auch Wurzelfüßler. Mit seinen Füßen tastet das kleine Wesen umher und fühlt, ob es etwas zu schmausen finde, am liebsten winzige Tierchen, die noch kleiner sind, als es selber. Mit diesen Wurzelfüßen kann es auch weiter kriechen, freilich nur langsam. Es hat weder Augen noch Ohren, weder Klauen noch Zähne und findet doch seine Speise.

Die Kreidetierchen vermehren sich in der See zu vielen Millionen. Kein Mensch kann sie zählen. Sie wohnen

dicht beisammen und vertragen sich alle gut miteinander. Die Alten sterben und lassen die leeren Gehäuse zurück. Viele von diesen Gehäusen zerbröckeln, und das Meerwasser kittet sie aneinander. So entsteht aus ihnen eine Schicht weißer Kreide, aus vielen solchen Schichten eine Bank und endlich ein Berg. Am Meeresufer gibt es hohe Felsen und lange Bergzüge aus schneeweißer Kreide, die ganz aus den winzigen Gehäusen der Kreidetierchen zusammengesetzt sind.

Von einem solchen Berge kam auch das Kreidestück, mit welchem wir die Buchstaben und Ziffern an die Wandtafel schreiben. Wer ein Krümchen davon mit dem Vergrößerungsglas anschaut, kann noch jetzt die Gehäuse der Kreidetierchen deutlich erkennen.

Die winzigen Geschöpfe haben meilenlange, hohe Gebirge zustande gebracht. Es können selbst die Kleinsten etwas Tüchtiges schaffen, wenn sie hübsch fleißig sind und sich miteinander vertragen.

127. Der Thon.

Lesebuch von Kaiſser und Steidle.

Der Thon ist eine Erdart von roter, gelbbrauner, grauer oder weiſser Farbe. Er fühlt sich bald milde, bald etwas schärfer an. Wenn der Thon aus der Erde gegraben wird, so ist er feucht und bildsam; wird er der Luft ausgesetzt, so trocknet er, kann aber durch einen Zusatz von Wasser wieder knetbar gemacht werden. Bringt man ein Stück trockenen Thones an die feuchten Lippen, so bleibt es hängen. Ein Fettfleck auf dem Zimmerboden wird mit Thon bestrichen, und er verschwindet. Der Thon saugt nämlich Wasser und Fett begierig auf. Im Feuer läſst er sich zu einer steinharten Masse brennen. Auf dieser Eigenschaft beruht seine Verwendung zu Kochgeschirren und Ziegelwaren. Der Thon heiſst T ö p f e r t h o n, wenn er sich gelb oder rot, P o r z e l l a n t h o n, wenn er sich weiſs brennt.

Vor der Bearbeitung des Thons ist es nötig, die in ihm vorhandenen Brocken von Quarz, Kalk oder sonstigem Gestein zu entfernen, ihn zu schlämmen. Die vom Töpfer auf der Drehscheibe geformten Gefäſse werden zuerst an der Luft getrocknet und darauf in dem Brennofen zwölf bis vierundzwanzig Stunden lang einem heftigen Feuer ausgesetzt. Dadurch wird das Geschirr so hart, daſs es klingt, wenn es mit dem Fingerknöchel angeschlagen wird. Um die Geschirre zu glasieren, überstreicht man die Oberfläche derselben vor dem Brennen mit Bleiglätte. Es ist nicht ratsam, in Geschirren mit Bleïglasur saure Speisen zu kochen oder aufzubewahren, da sich hiedurch gefährliche Gifte erzeugen können, die sich den Speisen mitteilen.

128. Sprichwörter.

I.

1. Gottes Güte, Elterntreu' sind mit jedem Tage neu. — 2. Unschuld und Tugend zieren die Jugend. — 3. Früh nieder und früh auf verlängert den Lebenslauf. — 4. Zu wenig und zu viel verdirbt alles Spiel. — 5. Versprechen und halten ziemt Jungen und Alten. — 6. Trotz und Neid bringt Herzeleid. — 7. Tod und Schlaf sind Zwillingsbrüder. — 8. Pracht, Gold und Ehr' ist morgen oft nicht mehr. — 9. Der Jugend schönste Blüte sind Demut, Unschuld, Güte. — 10. Vergleichen und vertragen ist besser als zanken und klagen. — 11. Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz. — 12. Fischefangen und Vogelstellen verderben manchen Junggesellen. — 13. Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. — 14. Lust und Lieb' zu einem Ding macht alle Mühe und Arbeit gering. — 15. Narren und Affen alles begaffen.

II.

1. Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brot, Müßiggang nur Schand und Not. — 2. Gottes Mühlen mahlen langsam,

aber sicher. — 3. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. — 4. Viele Körner machen einen Haufen und viele Tropfen das Meer. — 5. Gott beschert die Kuh, gibt aber das Seil nicht dazu. — 6. Herrengunst und Lerchensang klinget wohl und währt nicht lang. — 7. Dein Herz halt mir rein, die Zunge verschwiegen; spring über den Stein und lasse ihn liegen. — 8. Dorn und Distel stechen sehr, böse Zungen noch viel mehr.

---

129. Wohin?

August Becker.

W o s i n d d i e V ö g l e i n h i n ? —
Ein Vogel sprach zum andern:
„Komm mit, wir wollen wandern
weithin nach einem wärmern Ort!“
Da zogen alle, alle fort.

W o s i n d d i e B l u m e n h i n ? —
Wo sich die Blumen trafen,
da sprachen sie: „Kommt schlafen!
Der Frost drückt uns die Augen zu!“
und gingen allesamt zur Ruh'.

W o s o l l e n w i r d e n n h i n ? —
Wir bleiben noch auf Erden,
bis wir gerufen werden
zum sanften Schlaf vom süßen Tod.
Wir wachen auf und sind — bei Gott!

130. Der Pilger.

Christoph von Schmid.

In einem schönen Schlosse, von dem längst kein Stein mehr auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher

Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, seine Burg recht prächtig auszuzieren; den Armen aber that er wenig Gutes. Da kam einmal ein Pilger in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen!“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin möget ihr immer fragen; ich will euch gerne antworten.“ Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor euch in diesem Schlosse?“ „Mein Vater,“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor eurem Vater da?“ „Mein Großvater,“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“ „Nun,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur seine Zeit in diesem Schlosse wohnt und immer einer dem andern Platz macht, was seid ihr denn anders hier als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das euch nur kurze Zeit beherberget. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel!“ Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger übernacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht;
nur, was wir Gutes thun, besteht.

131. Am Allerseelentage.

Ludwig Bauer.

1. *Rings Wald und Gärten trauern,*
des bunten Schmucks beraubt,
umweht von Herbstesschauern,
steht Baum und Strauch entlaubt.

2. Doch weiſs ich einen Garten,
wo heut viel Wandrer gehn,
der Beete dort zu warten,
die reich voll Blumen stehn.

3. Und sinkt der Abend nieder,
da flammt der Kerze Schein;
Gebete ziehn und Lieder
ins öde Land hinein.

4. Um die Geschied'nen klagen
sie in bewegtem Ton,
und Engelsschwingen tragen
den Klang zu Gottes Thron.

5. Er kündet, wie hienieden
heut manche Thräne fällt,
und fleht um Trost und Frieden
beim ew'gen Herrn der Welt.

6. O glaub, er läſst's nicht fehlen
dir, armes Menschenherz,
ob auch an Allerseelen
sich stets erneut dein Schmerz!

7. O lern getreulich warten,
was immer kommen mag;
einst kommt auch diesem Garten
ein ew'ger Frühlingstag!

132. Die drei Blicke.

Ludwig Aurbacher.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, woher es komme, daß er trotz aller Drangsale des Lebens doch solchen Gleichmut in sich bewahren könne. Er antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in acht nehme; denn das Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das

Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge. Erstens erhebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei.

Zweitens senke ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden.

Drittens endlich schaue ich mich um und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht als mir. Auf diese Weise getröste ich mich des Leides und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott.“

133. Aufwärts.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Wir wandern hier auf Erden
dem großen Ziele zu;
die Heimat ist dort oben,
dort oben ist die Ruh'!
Dort ist ein guter Vater,
der seine Kinder liebt
und jedem stets das Beste
von Herzen gerne gibt.

Dort ist ein treuer Heiland,
der liebend für uns starb
und mild den Segen spendet,
den er am Kreuz erwarb.
Drum wandle still und gläubig
dem schönen Ziele zu;
dort oben ist die Heimat,
dort oben ew'ge Ruh'!

134. Die dreierlei Freunde.

Christoph von Schmid.

Ein Vater erzählte einmal seinen Kindern folgende Parabel: „Der Statthalter einer Insel wurde einmal von seinem Herrn, dem Könige, gerufen, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Diejenigen seiner Freunde, in die er sein größtes Vertrauen gesetzt hatte, ließen ihn fortziehen und regten sich nicht von der Stelle. Andere, auf die er sich auch nicht wenig verlassen hatte, gingen nur mit ihm bis an das Schiff. Einige aber, denen er es kaum

zugetraut hätte, begleiteten ihn auf der ganzen weiten Reise bis zum Throne des Königs, sprachen für ihn und brachten ihm die Huld und Gnade des Königs zuwege.“ Die Kinder verstanden nicht, wer diese Freunde seien. Da sprach der Vater: „Auch der Mensch hat dreierlei Freunde auf Erden. Er lernt sie aber meistens erst alsdann recht kennen, wenn er von dieser Welt abgerufen wird, um über sein Thun und Lassen Rechenschaft zu geben. Die ersten dieser Freunde, Geld und Gut, bleiben zurück. Die andern, seine Verwandten, begleiten ihn nur bis an das Grab. Die dritten, seine guten Werke, folgen ihm nach in die Ewigkeit bis zu Gottes Thron, wo einem jeden nach seinen Werken vergolten wird, und auch der Trunk kalten Wassers, den man einem Durstigen reicht, nicht unbelohnt bleibt.“

Wie thöricht handelt doch ein Mensch, der sich gerade um solche treue Freunde am allerwenigsten bekümmert!

Thu Gutes in der kurzen Lebenszeit;
nur dieses folgt dir in die Ewigkeit.

135. Die doppelte Heimat.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Ernst. Wie doch heute die Wölkchen so schön am Himmel herumziehen! Immer ein Flöckchen am andern, und dazwischen funkeln die Sternlein, als wollten sie Verstecken mit mir spielen. Nicht wahr, Vater, es ist doch etwas Schönes um die lieben Sterne?

Vater. Gewifs, lieber Ernst! Man kann sie nicht genug besehen, und wenn man sie recht herzlich ansieht, so meint man, sie sprächen mit einem.

Ernst. Ach ja, Vater! Mir ist immer, als riefen sie mich, als wäre ich schon einmal bei ihnen gewesen, als möchte ich wieder da oben bei ihnen sein.

Vater. Möchtest du das? Ich glaub's gerne. Alle Menschen wünschen ja, einmal dort hinaufzukommen.

Ernst. Aber ich möchte auch gern bei dir sein. Denn wenn ich einmal von dir weg bin, so wird mir die Zeit immer so lang, bis ich dich wieder sehe.

Vater. So ist jedem. Es mag dir in der Fremde noch so gut gefallen, zuletzt verlangst du doch wieder nach Hause, nach Vater und Mutter und Geschwistern. So auch, wenn du zum Himmel blickst und die Sternlein funkeln siehst, so verlangst du hinauf zu ihnen, weit, weit über die Wolken.

Ernst. Ja, so ist es, Vater! Aber wie kommt das? Die Sterne sind doch so weit von hier, und ich weiſs gar nicht, wie es da droben aussieht. Das ist doch anders, als wenn ich mich nach dir und nach der Heimat sehne.

Vater. Nicht anders, mein Kind! Das kommt von der doppelten Heimat des Menschen.

Ernst. Von der doppelten Heimat? Wie soll ich das verstehen?

Vater. Du hast doch selbst gesagt, daſs es dir oft sei, als wenn du schon einmal bei den Sternen gewesen wärest. Dort warst du freilich noch nicht. Aber ist denn der Himmel nicht auch eine Heimat? Ist er nicht die wahre Heimat, wo wir einst ewig wohnen sollen? — Siehe, so lang wir auf der Erde wandeln, ist die Erde unser Wohnplatz; aber im Himmel hat der Mensch auch einen Wohnplatz; auch da ist seine Heimat, und immer zieht es ihn dahin. Darum lebe fromm und gut und blicke oft nach oben; denn droben sind auch Geschwister und Vater und Mutter, und

du wirst mit uns allen dahinkommen zum lieben Gott, der unser aller Vater ist. Lebe fromm und gut! Willst du das?

Ernst. Ja, ich will es.

136. Abendgebet.

Friedrich Güll.

1.

Die Sonne hat uns gute Nacht gegeben;
die Schafe ziehen heim ins stille Haus;
kein Vogel mag den Flügel mehr erheben;
sie schlafen alle, und ihr Lied ist aus.

Nun leg' auch ich mich hin zur Ruh'
und schliefs die müden Augen zu.
Ich bin noch schwach, ich bin noch klein;
du, guter Gott, wirst bei mir sein.

Dann fürcht' ich nicht die finstre Zeit;
ich weifs, mir widerfährt kein Leid.
Dann träum' ich, was auch kommen mag,
Von einem schönen, goldnen Tag.

2.

O Gott, nun möcht' ich legen den müden Leib zur Ruh,
so gib mir deinen Segen und Frieden auch dazu!

Du hast am frühen Morgen schon meiner treu gedacht,
nun bin ich ohne Sorgen auch in der dunkeln Nacht.

Behüte all die Meinen vor Herzeleid und Not,
und lafs uns wieder scheinen dein helles Morgenrot!

Die müden Glieder wanken und sehnen sich zur Ruh,
in Loben und in Danken geh'n mir die Augen zu.

IV.

137. Der Winter.

Franz Graf von Pocci.

Ich mag den Winter nicht leiden. Ach! wär's doch wieder grün draußen! —

Ei, du magst den Winter nicht? Sage mir, warum? —

Guck' ich zum Fenster hinaus, so ist alles tot und öde. Kein Blättlein am Baume grünt, kein Blümlein im Garten duftet, kein Vogel singt!

Alles hat seine Zeit. Sag mir, magst du auch die Nacht nicht leiden?

Die Nacht? Ei, warum nicht gar! Die hab' ich sehr lieb, denn da lieg' ich im Bette und schlafe.

Besonders, wenn du müde bist von der Tagesarbeit und vom Laufen und Springen.

Nun, sollt' ich nicht? Ich muß doch ausruhen, und dazu muß ich schlafen.

So mußt du dir auch den Winter gefallen lassen. Sieh! wenn im Frühling alles gekeimt und gesproßt hat, wenn im Sommer alles wächst und reift, damit wir im Herbste von Feld und Garten Früchte jeder Art zu unserer Nahrung einernten können, so bedarf doch wohl auch die ganze Natur der Ruhe, damit sie ihre Kräfte allgemach sammeln könne, um fürs nächste Jahr wieder zu sorgen. So ist denn der Winter die Schlafenszeit für Garten, Feld

und Wald. Und wie du während deines nächtlichen Schlafes dich stärkst, so ist's auch draußen; denn während Felder und Wiesen mit Schnee bedeckt sind, wie du etwa mit einer großen weißen Bettdecke, erkräftigt sich aufs neue der Erdboden, und in den Bäumen sammelt sich der Saft für die Knospen, die dann im Frühling aufspringen. Das alles hat der liebe Gott wohlweislich geregelt und angeordnet, und er läßt auch dich ruhen und schlafen in der stillen Nacht, damit du frühmorgens wieder erwachen mögest zu frischem Leben.

Was sagst du nun zum Winter?

138. Der Grimm des Winters.

Wilhelm Curtman.

Der Winter hatte sich einmal vorgenommen, alle Menschen und Tiere auf der Erde auszurotten. Deshalb kam er mit einer so grimmigen Kälte, daß Flüsse und Seen mit dickem Eise belegt wurden. Das ganze Feld war von tiefem Schnee bedeckt, und die Fensterscheiben waren jeden Morgen mit Eisblumen überzogen, daß sie den ganzen Tag nicht auftauen konnten. Allein der Winter hatte sich doch ein wenig verrechnet. Zwar ging es den armen Vögelchen gar übel, weil sie wegen des hohen Schnees draußen nichts zu fressen fanden; allein sie kamen in die Städte und Dörfer, und es streute ihnen gar manches mitleidige Kind einige Körnchen und Brotkrümchen hin, so daß die meisten von ihnen am Leben blieben. Große Scharen von Zugvögeln waren schon vorher in wärmere Länder gewandert. Auch die übrigen Tiere erfroren nicht. Der liebe Gott hatte ihnen einen dicken Pelz wachsen lassen, und die Hasen und Rehe scharrten sich Kräuter aus dem Schnee heraus und benagten Knospen und Rinden der Bäume; und sie litten zwar Hunger, kamen aber doch nicht um. Die Haustiere aber standen in warmen Ställen, deren Thüren und Fenster mit Stroh verwahrt waren. Ihnen

wurde alle Tage Heu und Hafer in die Krippe gegeben und die rauhe Jahreszeit schadete ihnen nicht. Die Menschen aber hatten sich Öfen gefertigt und machten Feuer hinein. Je ärger es der Winter mit seinem Froste trieb, desto mehr Holz und Torf und Steinkohlen brannten sie in dem Ofen. Und wenn schon das Trinkwasser in die Wohnstube gebracht werden mußte, damit es nicht zu einem Eisklumpen gefriere, und obgleich hier und da einer einen Finger oder gar die Nase erfror, so freuten sich doch die Menschen ihres Lebens wie zuvor. Da merkte der Winter, daß er nicht Kraft genug besaß, die Tiere zu vertilgen, weil der liebe Gott für sie gesorgt hatte, und ebensowenig die Menschen, weil diese Verstand genug haben, um sich vor dem Grimm des Winters zu schützen. Nun verließ ihn seine Stärke, und die Sonne trieb ihn alle Tage mehr zurück, und bald sangen die Vögel wieder, und die Wiesen wurden wieder grün, und die Menschen brauchten den Ofen nicht mehr zu heizen.

139. Die sonderbare Mauer.

Christoph von Schmid.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während eines Krieges in grofsen Ängsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend; der nächtliche Himmel war bald da, bald dort von Feuersbrünsten rot wie Blut. Zudem war es Winter und das Wetter kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt zur rauhesten Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Grofseltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf und beteten beständig. Die Grofsmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebet zur Zeit des Krieges“ kamen die Worte vor: „Gott wolle eine feste

Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten!“ Der junge Bauer, der bisher andächtig zugehört hatte, meinte jetzt, das Aufführen einer Mauer sei doch gar zu viel vom lieben Gott verlangt.

Indes ging die Nacht vorüber, ohne dafs ein Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie sich am andern Morgen vor die Thüre wagten, siehe, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgetürmt, so dafs man gar nicht hindurchkommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Grofsmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
der hat auf festen Grund gebaut.“

140. Der alte Mantel.

Christoph von Schmid.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Tagwerker sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und es schneite und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen; allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder, alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimat vertrieben worden war und in dem Dorfe sich kümmerlich als Schmiedeknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und sieh, am späten Abend kam ein junger, schöner Offizier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz auf der Brust in das Dorf geritten und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis

that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei. „O Gott, das ist ja mein Sohn Rudolf!“ rief er, eilte auf ihn zu und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er hatte nichts mehr von seinem Vater gehört, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen war. Allein er hatte den alten Mantel erkannt und aus der Erzählung des Wegweisers sich überzeugt, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freuden beim Wiedersehen, und alle die umherstanden, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der arme Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Not errettet.“

Wer sich erbarmet fremder Not,
den segnet auch der liebe Gott.

141. Rätsel.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

1.

Es fliegt ein Vöglein, federlos,
setzt sich aufs Bäumchen, blätterlos.
Dann kommt ein Vogel, schnabellos,
und frißt das Vöglein, federlos.

2.

In der Luft, da fliegt's;
auf der Erde liegt's;

auf dem Baume sitzt's;
in der Hand, da schwitzt's;
auf dem Ofen zerläuft's;
in dem Wasser ersäuft's:
wer gescheid ist, begreift's.

3.

Das Erste, blendend weiſs und fein,
herab vom Himmel fiel;
das Zweite, rund und bunt und klein,
ist euer Lieblingsspiel.
Mein Ganzes nennt der Gärten Zier,
die Blüte eines Strauches dir.

4.

Es schnaubt und heult die Straſs' herauf
und hat doch keine Lunge;
es leckt den Schnee wie Butter auf
und hat doch keine Zunge.

5.

Ist's drückend schwül,
so bleib' ich kühl,
verbring' die Zeit
in Einsamkeit.

Gibt's Schnee und Eis,
so bin ich heiſs;
mich sucht geschwind
Mann, Weib und Kind.

6.

Im Ofen ist sein Aufenthalt.
Fressen kann's einen ganzen Wald.
Mit Wasser macht man's mausetot.
Wen's beiſst, der leidet Schmerz und Not.

142. Der Helfer in der Not.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Ein Handwerksbursche ging unweit Preßburg in Ungarn in der grimmigsten Kälte mit seinem Bündel über die Heide.

Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe zerrissen. Ach, da fror ihn recht sehr! Er weinte, und die hellen Thränen erstarrten auf seinen Augenwimpern zu Eis. „Lieber Gott," seufzte er, „weit und breit kein Dorf und keine Stadt, nicht einmal eine Köhlerhütte! Ich werde erfrieren. Ach, was wird meine arme Mutter anfangen? — Mein Vater ist schon tot — dann hat sie niemand, der ihr Brot erwirbt." Er wollte laufen, um sich zu erwärmen; aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf sein Bündelchen und schlief ein. Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn starr daliegen. Da er indessen noch einige Lebenszeichen an ihm bemerkte, ritt er schneller und zeigte den Unfall unter dem Thore der nächsten Stadt an. „Was hilft's? Ehe wir hinauskommen, ist er tot!" sagten die Gefühllosen.

Ein armer Taglöhner aber, welcher gerade in der Wachtstube war, sich zu erwärmen, hörte es, und ihm klopfte das Herz vor Mitleid. Ohne eine Wort zu sagen, eilte er auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in das nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit sich in die Stadt und teilte sein Holz und seinen Tisch, obgleich er selbst nicht viel hatte, mit dem Handwerksburschen so lange, bis derselbe imstande war, weiter zu reisen. Mit dankbarem Herzen schied jener von seinem Retter.

143. Waldlilie im Schnee.

Peter Rosegger.

Droben im Bergwalde lebt Berthold, der Holzer, mit seinem Weib und einer Schar von Kindern einsam in der Blockhütte. Es ist ein trüber Wintertag. Die Fensterchen sind mit Moos vermauert; draußen fallen frische Flocken auf alten Schnee. Die Frau liegt krank, und Not ist Herrscherin in der Hütte. Ängstlich wartet die ganze Familie auf die Heimkehr des ältesten Mädchens, der Lili oder Waldlilie, wie

die Eltern liebkosend das Töchterchen nennen. Sie war hinübergegangen zu einem Nachbar, Milch zu erbetteln. Denn die Ziegen im Hause sind geschlachtet und verzehrt. Aber es wird dunkel, und Lili kehrt nicht zurück. Der Schneefall wird dichter und schwerer; die Nacht bricht herein, und Lili kommt nicht. Die Kinder schreien schon nach der Milch, und die Mutter richtet sich auf in ihrem Bette. „Lili!“ ruft sie, „Kind, wo trottest du herum im stockfinstern Wald? Geh heim!“

Wie kann die schwache Stimme der Kranken durch den wüsten Schneesturm das Ohr der Irrenden erreichen? Je finsterer und stürmischer die Nacht wird, desto höher steigt die Angst in den Herzen der Eltern. Lili ist ein schwaches, zwölfjähriges Mädchen; es kennt zwar die Waldsteige und Abgründe; aber die Steige verdeckt der Schnee, den Abgrund die Finsternis.

Endlich verläßt der Mann das Haus, um sein Kind zu suchen. Stundenlang irrt und ruft er in der sturmbewegten Wildnis; der Wind bläst ihm Augen und Mund voll Schnee; seine ganze Kraft muß er anstrengen, um wieder die Hütte erreichen zu können. Und nun vergehen zwei Tage; der Schneefall hält an; die Hütte des Berthold wird fast verschneit. Sie trösten sich, Lili werde wohl bei dem Nachbar sein. Diese Hoffnung wird zu nichte am dritten Tage, als Berthold nach stundenlanger Mühe dessen Haus zu erreichen vermag. Lili sei vor zwei Tagen wohl dagewesen und habe sich dann beizeiten mit dem Milchtopf auf den Heimweg gemacht.

„So liegt mein Kind im Schnee begraben!“ sagt Berthold. Dann geht er zu andern Holzern und bittet, wie der Mann noch nie gebeten hat, daß man komme und ihm das tote Kind suchen helfe. Am Abende desselben Tages haben sie das Mädchen gefunden. Abseits in einer Waldschlucht, im finstern, wildverflochtenen Dickichte junger Fichten, durch das keine

Schneeflocke zu dringen vermag, auf dürren Fichtennadeln des Bodens, inmitten einer Rehfamilie von sechs Köpfen ist die blasse Kleine gesessen.

Das Kind hatte sich auf dem Rückwege in die Waldschlucht verirrt, und weil es die Schneemassen nicht mehr überwinden konnte, verkroch es sich zur Rast unter das trockene Dickicht. Und da ist es nicht lange allein geblieben. Als ihm die Augen zu sinken begannen, kommt ein Rudel Rehe an ihm zusammen, alte und junge. Und sie schnuppern an dem Mädchen, und sie blicken es verständig und mitleidig an, und sie fürchten sich gar nicht vor diesem Menschenkinde. Sie bleiben und lassen sich nieder und benagen die Bäumchen und bedecken einander und sind ganz zahm. Das Dickicht ist ihr Winterdaheim. Am andern Tage hat der Schnee alles eingehüllt. Lili sitzt in der Finsternis, sie labt sich an der Milch, die sie den Ihren hat bringen wollen, und schmiegt sich an die guten Tiere, auf daß sie im Froste nicht ganz erstarre.

So vergehen die bösen Stunden des Verlorenseins. Und da sich die Waldlilie schon hingelegt zum Sterben und in ihrer Einfalt die Tiere hat gebeten, daß sie zutraulich bei ihr bleiben möchten in der letzten Stunde, da fangen die Rehe jählings ganz seltsam zu schnuppern an. Sie heben ihre Köpfe und spitzen die Ohren, durchbrechen in wilden Sätzen das Dickicht und stieben davon.

Jetzt arbeiten sich die Männer durch Schnee und Gesträuch herein und sehen mit lautem Jubel das Mädchen. Und Berthold, der Vater, weiß im Übermaße der Freude nichts zu sagen; aber Thränen rollen über seine verwitterten Wangen.

Wo die Not am größten,
ist Gottes Hilfe am nächsten.

144. St. Niklas.

Des Knaben Wunderhorn.

Die Winde sausen um das Haus;
da erzählt der Vater vom Nikolaus:
„Ihr Kinder, hört! Ich hab' vernommen,
daſs bald Sankt Niklas werde kommen.
Er ist bereits auf seiner Fahrt,
zu besuchen die Kindlein zart,
zu sehen, was die Mägdlein und Knaben
in diesem Jahre gelernet haben
im Beten, Singen, Schreiben und Lesen,
auch ob sie sind hübsch artig gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
gar schöne Sachen, geschnitzt und gegossen.
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
will er solch schöne Sachen verehren."

Die Kinder rufen: „Wir bitten sehr,
daſs Niklas auch bei uns einkehr';
so wollen wir mit Lust und Freud'
stets thun, was der Eltern Mund gebeut."
Und horch! Wer kommt die Stieg' herauf
mit schwerem Tritt? Die Thür geht auf.
Er ist's. Doch die Kleinen nicht erschrecken
trotz seiner Rute und seinem Stecken.
„Gott grüſs euch!" spricht er, „Kinderlein!
Wollt Vater und Mutter gehorchen fein,
so soll euch viel Schönes bescheret sein:
Lebkuchen, Nüsse und Zuckerstern',
auch Äpfel, Rosinen und Mandelkern'.
Doch so ihr der Eltern Willen nicht thut,
erhaltet den Stecken ihr und die Rut'."

Der Vater spricht: „Sind alle brav,
bedürfen zum Lernen nicht Schelte noch Straf'."
Da schüttet Sankt Niklas aus der Hülle
der köstlichen Gaben reiche Fülle
und spricht: „Ade! Nun bleibet fromm,
bis nächstes Jahr ich wieder komm'!"

145. Zum Weihnachtsfeste.

Alte Volkslieder.

1.

Freu dich Erd' und Sternenzelt,
Gottes Sohn kam in die Welt,
Alleluja!
Seht, der schönsten Rose Flor
sprießt aus Jesses Zweig hervor!
Alleluja!

Er, das menschgeword'ne Wort,
Jesus Christus, unser Hort!
Alleluja!
Uns zum Heil erkoren,
ward er heut geboren!
Alleluja!

2.

Kommet, ihr Hirten, ihr Männer und Frau'n,
kommet, das liebliche Kindlein zu schau'n!
Christus, der Herr,
ist heute geboren,
den Gott zum Heiland
euch hat erkoren.
Fürchtet euch nicht!

Lasset uns sehen in Bethlehems Stall,
was uns verheißen der himmlische Schall!
Was wir dort finden,
lasset uns künden,
lasset uns preisen
in frommen Weisen!
Halleluja!

Wahrlich, die Engel verkündigen heut
Bethlehems Hirtenvolk gar große Freud!
Nun soll es werden
Friede auf Erden,
den Menschen allen
ein Wohlgefallen.
Ehre sei Gott!

146. Das Christkind.

Schweizer Hausbote.

Es war schneidend kalt am Abend vor Weihnachten. Der Wind trieb trockenen Schnee über den steinhart gefrorenen Boden weg, und wer heute auch zwei Röcke übereinander angezogen, den schauerte doch, als stände er in blofsen Hemdärmeln. Vom Fichtenhölzchen her über das weifse Feld hinunter lief ein armes Büblein in einer gar leichten Jacke und mit zerrissenen Strümpfen, das Käpplein so tief, als es nur langen mochte, über die erfrorenen Ohren herabgezogen. Unterm Arme schleppte er etwas Dunkles im Schnee nach; es waren Tannenreiser. Der arme Peter, der im Walde Christbäume schnitt und sie dann in der Umgegend verkaufte, war mit seinen jungen Tannen noch auf einem entlegenen Hofe gewesen und hatte sich in der Dunkelheit auf den verschneiten Wegen bei der Heimkehr verirrt. Er wohnte noch nicht lange in der Gegend; vor wenigen Monaten erst war er mit seiner Mutter aus der Fremde hieher gewiesen worden. Hungrig und erfroren lief er dahin; das Weinen war ihm ganz nahe, so arm und fremd kam er sich hier vor, wufste nicht, wo er war, und sehnte sich nach seiner alten Heimat, wo er es beim Vater besser gehabt hatte. Da erblickte er mitten in seiner Trübsal ein Lichtlein, und es ward ihm gleich leichter ums Herz; denn nun kam er ja wieder auf den Weg nach dem Dorfe und zur Mutter, die seiner im engen Stüblein harrte. Matthof hiefs das Haus, wo das Licht brannte, — ein reiches Bauern-

gut, kaum eine Viertelstunde vom Dorfe. Die Laden waren unten noch offen, und wenngleich die Fenster stark schwitzten so war es doch hell genug in der Stube, und von aufsen konnte man sehen, was darin vorging. Der arme Peter mit rotblauen Backen und schlotternden Beinen blickte denn auch in die warme Stube hinein und nach dem Weihnachtsbaume mit den vielen Kerzlein. Davor standen die Kinder des Hauses und liefen dann freudig bald zum Vater, bald zur Mutter. Das jüngste holte eben den Grofsvater aus dem Stuhle am Ofen und führte ihn zu der schönen Puppe, die das Christkindlein gebracht hatte. — Der arme Peter stand draufsen in seine Gedanken vertieft. Er dachte zwar nicht mehr an die Kälte; auch spürte er den Wind nicht mehr, der an seinem dünnen Höslein zupfte; aber er wäre auch gerne in der Stube gewesen und hätte sich mit den Kindern gefreut an ihren Geschenken. Aber das alles ging ihn ja nichts an; er war hier nicht bekannt, und er dachte, man würde ihn nur fortjagen, wenn er anklopfte; sie müfsten ja meinen, er wolle betteln. Während dieser traurigen Gedanken hatte er mit den Reisern, die er auf dem Rücken trug, unversehens gegen das Fenster gestofsen, dafs es ein Klirren gab, und die Kinder danach hinausblickten.

„Was war das?“ — „Sieh, Grofsvater!“ rief das jüngste, „das Christkindlein geht vorbei; ich hab's gesehen; es hatte gerade so einen Baum, wie wir hier. Den bringt es wohl zu Nachbars Anna!“ Und die ältern Kinder sprangen zur Thür hinaus, das Christkindlein zu sehen. Sie fanden den armen Peter, und obgleich dieser sich fürchtete, so nahmen sie ihn doch mit seinen Tannenbäumchen in die Stube hinein, immer rufend: „Das Christkind! Das Christkind!“ Am Lichte sahen sie freilich, dafs er ein armer, scheuer Knabe war, in Lumpen und nicht in weifsen Kleidern mit goldenem Saume und glänzender Krone oder Flügeln, wie das Christkind. Sie wollten schon ablassen von ihm. Da sagte aber der Grofsvater: „Habt ihr vergessen, dafs das Christkind arm und in schlechten Windeln in einer Krippe lag und doch so reich beschert die ganze Welt und auch

euch, ihr Kinder?“ Da traten die Kinder zum fremden Knaben hin, begrüfsten ihn als ihr Christkindlein und dankten ihm, ein jedes für die schönen Geschenke, die sie erhalten hatten. Sie zeigten ihm alles und boten ihm Äpfel, Kuchen und schöne Bilder dar. Nachdem sie ihn gespeist hatten, machte sich der arme Peter wieder auf den Weg, und sie geleiteten ihn noch bis vor die Thüre hinaus. Die Sterne glitzerten so hell und freundlich vom Himmel herab, und einer schofs gerade in weitem Bogen über das Haus weg in die Mitternacht hinaus, in der das arme Büblein mit seinen Christbäumen verschwand.

147. Des Kindes Neujahrsgebet.

Ludwig Bauer.

Heute bei des Jahres Wende
heb' ich flehend Herz und Hände,
Gott und Vater, zu dir auf!
Dafs das Gute mir gelinge,
dafs das Böse ich bezwinge,
hilf in dieses Jahres Lauf!

Lafs des Glückes Sonne scheinen
gnädig den geliebten Meinen,
und das Unglück halte fern;
allen Menschen gib den Frieden,
Dauer sei dem Glück beschieden
und dem Leid ein Hoffnungsstern.

148. Der Wettstreit der Haustiere.

Zollikofer.

Eine Kuh, ein Pferd und ein Schaf standen auf einer Wiese beisammen und stritten mit einander, wer von ihnen dem Menschen am nützlichsten sei. Die Kuh sprach: „Ich gebe ihm die süße Milch, den wohlschmeckenden Käse und den fetten Butter.“ Das Pferd sagte: „Ich ziehe

den schweren Wagen des Herrn und eile mit leichtem Schritte dahin und trage den Reiter mit Windeseile." Das Schaf sprach: „Ich gehe fast nackt und bloß, damit mein Herr bekleidet sei."

Da tritt der Hund zu ihnen. Den blicken sie aber verächtlich von der Seite an, als wäre er ein ganz unnützes Tier. Aber der Herr folgte alsbald hinten nach; er ruft dem Hunde im freundlichsten Ton, streichelt und liebkost ihn. Da dies die Kuh und ihre Gefährten sehen, murren sie, und das Pferd nimmt sich ein Herz und spricht: „Du thust uns unrecht, Gebieter. Wir verdienen doch deine Liebe mehr, als dieser unnütze Geselle." — Aber der Herr streichelt seinen Hund noch zärtlicher und spricht: „Nicht also. Ihr nützet und dienet mir zwar alle und seid löblich und gut; aber dieser hat mein einziges, geliebtes Söhnchen kühn und treu aus den rauschenden Wasserwogen gerettet: wie sollte ich nun seiner vergessen können?"

149. Die beiden Hunde.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde; es war ein Pudel und sein Sohn. Der junge, Namens Pantalon, vertrieb dem Herrchen manche Stunde. Er konnte tanzen, Wache stehn, den Schubkarr'n ziehn, ins Wasser gehn; und alles dieses aus dem Grunde. Der schlaue Fritz, des Jägers Kind, war Lehrer Pantalons gewesen, und dieser lernte so geschwind, als mancher Knabe kaum das Lesen. Einst fiel dem kleinen Junker ein, es müsse noch viel leichter sein, den alten Hund gelehrt zu machen. Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh; doch seine Herrschaft zog ihn nie zu solchen hochstudierten Sachen. Er konnte bloß das Haus bewachen. Der Knabe nimmt ihn vor die Hand und stellt ihn aufrecht an die Wand. Allein der Hund fällt immer wieder auf seine Vorderfüße nieder. Man rufet den Professor Fritz. Auch der erschöpfet seinen Witz. Umsonst! es will ihm nicht gelingen, den alten Schüler zu bezwingen. „Vielleicht,"

sprach Fritz, „hilft hier der Stock.“ Er holt den Stock. Man prügelt Schnurren; doch der bleibt steifer als ein Bock, und endlich fängt er an zu knurren.

„Was wollt ihr?“ fragt der arme Tropf; „ihr werdet meinen grauen Kopf doch nimmermehr zum Doktor schlagen. Geht, werdet durch mein Beispiel klug: Ihr Kinder, lernet jetzt genug; ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!“

150. Die Ziege.

Nach Adolf Brehm.

Die Ziege ist seit undenklichen Zeiten ein Haustier. Sie soll von der wilden Ziege abstammen, welche in einigen Ländern Asiens lebt. Man trifft Ziegen von verschiedener Färbung. Ihre hohlen Hörner, welche sich jährlich um ein Glied verlängern, biegen sich gegen das Ende hin auswärts. Der lange Bart gibt dem Tiere ein sonderbares Aussehen. Das Kleid ist ein doppeltes, die feinere Wolle wird von einem gröbern Haarkleide überdeckt.

Die Ziege bewohnt jetzt die ganze Erde. Von Natur aber ist sie besonders für das Gebirge geschaffen. Je steiler und wilder es ist, desto wohler scheint sie sich darin zu fühlen. Sie sucht die einsamsten Stellen auf, Klippen und Felsen, auf denen kaum einige Halme und Kräuter hervorsprossen; denn sie ist Meisterin im Klettern, ein munteres, neugieriges und zu Scherz und Spiel aufgelegtes Geschöpf. Die Ziege hat große Zuneigung zu dem Menschen. Sie läßt sich gern liebkosen und wird böse, wenn der Hirt eine andere ihr vorzieht. Sie läßt sich abrichten, einen Kinderwagen zu ziehen, und versteht das Wort ihres Lenkers. Im Gebirge begleitet sie den Wanderer oft halbe Stunden weit, um eine Gabe zu erbetteln, und den, welcher ihr nur einmal etwas reichte, kennt sie genau und begrüßt ihn freudig, sobald er sich wieder blicken läßt.

Ihr launenhaftes Wesen zeigt sie sehr deutlich beim Weiden. Sie hascht immer nach etwas Neuem, pflückt allerwärts nur wenig und nascht von diesem und jenem. Am liebsten sind ihr junge Blätter und Blüten von Erbsen und Bohnen, Kohl und Rübenblätter; das beste Futter aber gewähren ihr alle

Kräuter und Sträucher, die auf sonnigen Höhen wachsen. Die frei weidende Ziege bekommt nur Wasser zu trinken, die Stallziege lauwarmes Getränk von Kleie, in welchem etwas Salz aufgelöst ist.

Die Ziege ist die größte Wohlthäterin der armen Leute. Ihr Unterhalt kostet wenig, im Sommer fast gar nichts, da Ziegenfutter überall wächst und abfällt; sie versorgt aber das Haus mit Milch und liefert noch den Dünger für einen kleinen Garten. In manchen Ländern bereitet man aus ihrer Milch Käse und Butter. Viele halten das Fleisch der Zicklein für einen Leckerbissen und auch das der ältern Tiere durchaus für keine schlechte Kost. Das Fell wird zu feinen Lederarten verarbeitet. Die Hörner fallen dem Drechsler zu. Das grobe Haar wird hier und da zu Pinseln benutzt oder zu Stricken gedreht.

151. Mut einer Katze.

Stern.

Eine Katze spielte einmal in einem Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Da schoſs plötzlich ein groſser Habicht aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich sehr für ihr Junges. Der Habicht lieſs es bald fahren, wendete sich aber mit um so gröſserer Wut gegen die alte Katze. Der Kampf war von beiden Seiten heftig, und der Habicht mit seinem gewaltigen Flügelschlag, seinen scharfen Krallen und seinem spitzigen Schnabel richtete die Katze jämmerlich zu, zerfleischte sie und hackte ihr ein Auge aus.

Die Katze verlor aber den Mut auch nicht, hielt ihren Gegner mit den Krallen fest und durchbiſs ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar die Oberhand bekommen, doch der Habicht war immer noch sehr stark, so daſs sie vom Kampfe beinahe erschöpft war. Endlich brachte sie jedoch durch eine schnelle

Wendung den Habicht unter sich und bifs ihm den Kopf ab. Siegreich lief sie, ohne ihres Auges und ihrer schweren Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm das Blut von den Wunden ab, liebkoste es und schnurrte, als wenn nichts vorgefallen wäre.

152. Das junge Mäuschen.

Gottlob Dittmar.

Ein junges Mäuschen ging einmal auf Reisen, um die Welt kennen zu lernen. Es dauerte aber nicht lange, da kam es wieder zurück zu seiner Mutter und sprach: „Mutter, ich bin wieder da und mufs dir einmal erzählen, wie es mir auf der Reise ergangen ist, und was ich alles erlebt habe.

Ich kam in eine grofse Scheune, die war wohl hunderttausendmal so grofs als unser enges Stübchen, und da habe ich wunderliche Dinge gesehen. Es war da ein grofses Tier, das war so wild, dafs mir ordentlich bange wurde. An dem Kopfe war es feuerrot, und an den beiden Füfsen hatte es scharfe Spitzen. Auch hatte es ein Paar Flügel, mit denen es wild um sich schlug, als wenn es alles in der Welt damit totschlagen wollte. Dabei öffnete es seinen Hals und schrie so laut, dafs ich mir die Ohren zuhalten mufste. Nicht wahr, Mutter, das ist wohl ein sehr gefährliches Tier? Es ist gut, dafs es mich nicht aufgefressen hat.

Es war noch ein anderes Tier da; das war aber gar nicht wild und gefährlich. Es sah so sanft aus und hatte ein Paar schöne Augen, die leuchteten wie Sterne. Das Tier ging so sachte, dafs man es gar nicht hören konnte. Oft setzte es sich nieder und leckte sich die feinen Härchen glatt oder leckte sich die Füfschen und strich sich damit durchs Gesicht. Ach, das ging alles so schön sanft, und ich wäre gern zu ihm hingelaufen und hätte mit ihm gespielt, wenn nur der grobe Flügelmann nicht dagewesen wäre, der mir so bange machte, dafs ich gleich fortlief.“

„O, mein Kind,“ sagte die Mutter Maus, „freue dich, daſs du fortgelaufen bist. Das Tier, welches dir so wohl gefiel, ist unser gefährlichster Feind; der grobe Polterer hätte dir nichts zuleide gethan.“

Welche Tiere mögen das gewesen sein?

153. Die kluge Versammlung.

Nach Äsop.

Die Mäuse hielten einen Rat, wie sie sich vor der bösen Katze schützen könnten. Eine alte, erfahrene Maus machte den Vorschlag, man solle der Katze eine Schelle anhängen; schon von ferne höre man sie da kommen. Die ganze Versammlung freute sich über diesen glücklichen Einfall. Als man aber zu der Frage kam: wer soll der Katze die Schelle anhängen? — da war auf einmal alles stumm. Weder die alten, noch die jungen Mäuse hatten Lust, der Katze so nahe zu kommen, und eine nach der andern schlich sich fort. Die Katze geht aber noch ohne Schelle herum bis auf den heutigen Tag.

154. Die Vögel im Winter.

Friedrich Noll.

Lustig ist das Leben der Vögel im Sommer. Wenn aber der strenge Winter eintritt, Eis die Flüsse und Bäche überzieht und fuſshoher Schnee die Fluren bedeckt, dann sieht es anders aus.

Manche der Vögel wissen freilich der Not zu entgehen. Storch, Schwalbe, Wachtel, Nachtigall und noch manch anderer der gefiederten Sänger verlassen uns mit Eintritt des Herbstes und wandern in wärmere Gegenden, wo kein Schnee und kein Frost sie schreckt. Aber immer noch groſs ist die Zahl der Vögel, die den Winter über bei uns bleiben, und groſs ihre Not. Denn woher sollten sie auf den schneebedeckten Feldern Speise nehmen?

Höchstens sieht hie und da die dürre Rispe einer Melde oder die Samenähre des Wegerichs aus dem Schnee hervor; Buchfinken und Lerchen wissen diese kleine Gabe wohl zu benutzen; man sieht sie fleiſsig darin sitzen und picken.

Der gröſste Teil der Vögel sucht in der Nähe der Wohnungen, auf Landstraſsen oder Miststätten seine Nahrung. An letztern Orten bemerkt man ganze Scharen hungriger Krähen, die mit armseligen Bissen ihr Leben fristen. Auch auf den Eisschollen des Flusses sieht man sie dahinfahren, um tote Tiere loszuhacken oder was sonst im Wasser mitgekommen ist.

In den Gärten durchsucht die Kohlmeise die Rinde der Bäume und die Ritzen der Gartenhäuser nach Puppen- und Insekteneiern, und dasselbe treibt in den Zäunen und Hecken der Zaunkönig. Die Schwarzamsel mit dem gelben Schnabel durchstöbert die Gebüsche nach gefrorenen Beeren; auch der Eichelhäher, der im Sommer nur im Walde lebt, besucht die Gärten. Baumsamen und kleine Tiere sind seine Nahrung.

Viele der kleinen Vögel kommen auf die Straſsen der Dörfer und Städte und finden da wohl am ehesten ein Bröckchen gegen den Hunger. Sperlinge, die keck umherhüpfen, Goldammern, die im Sommer drauſsen am Bächlein hausen, Haubenlerchen, die mit flinken Schritten zu laufen verstehen, und einzelne Buchfinken, die es vorgezogen haben, bei uns zu bleiben, haben sich zusammengesellt. Aber auch ihre Feinde, Sperber, Habicht und Weih, ziehen ihnen nach, und der Sperber holt sich oft mitten von der Straſse einen Sperling zum Frühstück.

Durch Hunger und Kälte findet ebenfalls manches der armen Tierchen seinen Tod, und recht schön ist es von den Menschen, welchen es an Nahrung nicht fehlt, wenn sie im strengen Winter auch der armen Vöglein gedenken.

155. Die Raubvögel.

Hermann Wagner.

Hörst du den hellen, scharfen Schrei, der am frühen Morgen von dem Wipfel der hohen Ulme herüberschallt? Ein Falk hat dort übernachtet und schwingt sich jetzt auf zur schnellen Jagd. Hüte dich, Vöglein im Busch! Hütet euch, ihr Tiere des Feldes! Der Falk und seine Kameraden, Adler, Habicht, Weih und Sperber, sind scharfe, kühne Räuber, die keine Barmherzigkeit üben. Was sie von kleinem Getier erwischen, nehmen sie, nicht nur den Rock, sondern auch den Kopf.

Die gefiederten Raubtiere des Falkengeschlechtes sind reichlich mit Waffen ausgerüstet. Ihre gewaltigen Schwingen treiben sie mit wenigen Flügelschlägen zu reifsender Schnelligkeit vorwärts und zwar viel rascher, als der Ruderschlag das leichte Schiff durch die Wasserflut weiter bringt. Schnabel und Kopf bilden das Vorderteil des lebendigen Luftschiffes. Sie teilen die Wellen der Luft. An Hals und Brust gleiten diese mit Leichtigkeit ab, und der Schwanz bildet gleichzeitig Steuer und Fallschirm. Der kühne Flieger zieht in mächtigen Kreisen hoch droben durchs Luftmeer und steigt in Windungen immer höher und höher.

Hält er dagegen die Fittiche etwas nach unten geneigt, so senkt sich sein Flug und wird dadurch gleichzeitig schneller. Klappt der wilde Räuber vollends, aber schnell, die Flügel dicht an den Leib, so schiefst er wie ein Pfeil, der vom Bogen geschnellt wird, hinab zur Erde. Wehe dem Rebhuhn oder der Taube, welche dies lebendige Geschofs trifft! Die dicht angezogenen Fänge fassen den Rücken und dringen wie scharfe Dolche in den Körper des Schlachtopfers. Das blutige Werk, welches die Klauen begannen, vollendet der Hakenschnabel, und der gefiederte Jäger belohnt seine Heldenthat durch einen Schmaus, bei dem er Gast und Wirt zugleich ist.

Mit dem Bauen des Nestes macht kein Raubvogel sich sonderlich viel Mühe, nur dafs sie alle sich solche Brutstellen aufsuchen, welche jedem unzugänglich sind, der

nicht gute Flügel hat. Sie geben nicht viel auf häusliche Bequemlichkeit und Zierlichkeit. Einige grobe Reiser, kreuz und quer gelegt, bilden die Unterlage, darauf etwas dünneres Gezweig, und das Nest ist fertig. Die Eier sind weifslich oder gelbbräunlich, mit dunkelbraunen Flecken versehen, und an den Enden abgerundet. Die kleinern Arten legen bis vier Stück, Adler nur drei und brüten fast stets nur zwei davon aus.

156. Der Uhu.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

1. Ein seltsamer Vogel! Seine Länge beträgt wohl 1/2 m, seine ausgebreiteten Flügel messen 1 1/2 m. Gerupft ist er wenig größer als ein Rabe; er erscheint aber viel größer, da er sein lockeres, weiches Gefieder sehr stark sträuben kann. Dasselbe ist gelbbraun, mit schwarzen Zickzackflecken. Auf breiten Schultern ruht der dicke, runde Kopf, der fast einem Katzenkopfe gleicht. An jeder Seite erhebt sich ein Büschel schwarzer Federn, gleich den Ohrmuscheln eines Säugetieres, daher der Name Ohreule, Ohrenkauz. Aus weichen Federn glotzt ein vorwärts gerichtetes Augenpaar, und die gelben Augensterne leuchten im Dunkeln. Das grelle Tageslicht blendet den Uhu. Er sieht zwar auch am Tage, aber besser in der Dämmerung oder in hellen Mondnächten. Fast wie eine Hakennase ragt ein sehr spitziger Schnabel aus dem runden Angesicht hervor. Die Füße sind kurz, bis zu den Zehen befiedert und fast ganz in den Federn des Unterleibes versteckt. Die Zehen sind mit großen, spitzen Krallen bewaffnet. Drei derselben stehen nach vorne, eine nach hinten. Aber die äußere jener drei, eine Wendezehe, kann auch nach Belieben rückwärts gekehrt werden.

2. Der Uhu findet sich in Gebirgswaldungen, Felsschluchten, in Ruinen, aber nirgends häufig. Ein eigentliches Nest bauen die Eulen nicht. Sie legen ihre Eier in Mauerlöcher, nicht in hohle Bäume. Die Jungen des Uhus sind anfänglich kleinen Wollklumpen ähnlich. Sie zischen beständig. Der Alte hält sich während des Tages in dunkelm Versteck verborgen. Wird er aber von Tagvögeln entdeckt, dann erfüllt bald ein fürchterlicher Lärm den Wald. Krähen, Dohlen, Spatzen fliegen

herbei, überschlagen sich kreischend in der Luft und bilden eine Wolke um den Kauz; der aber bleibt gelassen auf einem dürren Äste sitzen. Er zischt, hält den gefiederten Fuß emporgezogen, die scharfen, starken Krallen gespannt. Die Vögel scheinen seines Ingrimmes zu spotten; sie stürzen auf ihn zu und wieder zurück. Das verleidet ihm das Spiel. Er macht sich davon und fliegt niedrig über die freie Landschaft hinweg zur einsamen Ruine hinüber.

3. Ist aber die Sonne untergegangen und Dämmerung über die Gegend ausgebreitet, dann scheint er auf einmal ganz verändert. Jetzt schüttelt er keck die Flügel. Sein Auge leuchtet durch das Dunkel. Er erhebt sich in seiner Felskluft, schwingt ganz leise die Flügel und schießt plötzlich ins Saatfeld nieder. Eine Lerche hat er gepackt, ihr die Rippen zerbrochen und sie verschlungen im Augenblick. Jetzt erschaut er den Finken im Laub. Ach, dem ergeht es nicht besser! Auch die Maus zappelt in seinen Klauen. Unbarmherzig reißt er ihr den Kopf ab. Auch die Fledermaus verschont er nicht. Jetzt stößt er auf einen Hasen, der ganz ruhig und sicher sich gelagert glaubt. Er zerreißt ihm das Kleid mit seinen scharfen Krallen und balgt ihn aus. Bisweilen verfolgen sich mehrere Käuze unter schauerlichem Gejauchze. „Puhu! hoho!" hallt's durch die stille Nacht hin; „hui!" jauchzt es dann wieder dazwischen. Wie Hundegebell schallt's von allen Enden des Waldes. Mancher Wanderer geht erschrocken und hastig fort und weiß nicht, wohin er sich wenden soll bei der Verwirrung im Walde und dem Kauzenjubel. Dies fürchterliche Geheul hat in einigen Gegenden Veranlassung gegeben zu Sagen von Gespenstern, von wilden Jägern u. dgl. Aber wenn die Morgendämmerung anbricht, fliegt der Uhu wieder in sein dunkles Versteck zurück, um dort den Tag lichtscheu zu verbringen.

157. Die Kreuzschnäbel.

Julius Mosen.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,
himmelwärts den Blick gewandt,
fühlt er heimlich sanftes Zucken
an der stahldurchbohrten Hand.

2. Hier, von allen ganz verlassen,
sieht er eifrig mit Bemühn
an dem einen starken Nagel
ein barmherzig Vöglein ziehn.

3. Blutbeträuft und ohne Rasten
mit dem Schnabel, zart und klein,
möcht' den Heiland es vom Kreuze,
seines Schöpfers Sohn, befrei'n.

4. Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für;
trag das Zeichen dieser Stunde
ewig, Blut und Kreuzeszier!"

5. Kreuzesschnabel heißt das Vöglein.
Ganz bedeckt von Blut so klar,
singt es tief im Fichtenwalde
märchenhaft und wunderbar.

158. Das Rotkehlchen.

Friedrich Adolf Krummacher.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gerne hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die vom Tische fielen. Die Kinder im Hause hielten das Vögelein lieb und wert. Als aber der Frühling wieder kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast flog in das nahe Wäldchen, baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Der Winter aber kehrte wieder, und siehe! da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann und seine Kinder freuten sich sehr, als sie die beiden Tierchen sahen, wie sie aus den kleinen Äuglein zutraulich umherschauten, und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten." Da

antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe."

159. Nun öffne dich, du Kinderhand!

Ludwig Bauer.

1. *Wie ist in linder Sommerzeit*
der Tisch so überreich bestellt
in Wald und Auen weit und breit
den Tieren groſs und klein im Feld!

2. *Nun aber schläft im tiefen Schnee*
vergraben Käfer, Halm und Kraut;
der Fink im Baum, im Wald das Reh
umsonst ringsum nach Futter schaut.

3. *Das Wild schleicht hungernd durch das Land,*
die Schar der Vöglein klagt vor'm Haus:
Nun thu dich auf, du Kinderhand,
und streue deine Gaben aus!

4. *Und zieht der erste Frühlingstag*
mit hellem Sonnenschein ins Land,
dann tönt's im muntern Finkenschlag:
„Gott segne dich, du Kinderhand!"

160. Die Emmerlinge.

Christoph von Schmid.

Zwei Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterzeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbeikamen, erblickten sie einige Emmerlinge, die hungrig auf der bereiften Hecke saßen. Die kleine Bertha hatte herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein. Sie öffnete den Sack und streute ihnen ein paar Händchen voll Körner hin.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr und sagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur, du wirst gewiß weniger Mehl bekommen, und dann werden unsere Eltern dich deshalb bestrafen.“

Bertha erschrak und sagte: „Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsere guten Eltern mir meine Gutherzigkeit nicht übelnehmen, und Gott kann uns ja auf andere Weise dafür segnen.“

Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, siehe! da war in dem Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal so viel Mehl als in Roberts Sacke. Robert erstaunte, und Bertha war sehr geneigt, dies für ein Wunder anzusehen.

Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, sagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl ich das Mehl in den Sack that, so darfst du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott beschert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen.“

Den guten, mitleidsvollen Seelen
wird Gottes Segen niemals fehlen.

161. Die traurige Geschichte vom dummen Hänschen.

Rudolf Löwenstein.

1. Hänschen will ein Tischler werden,
ist zu schwer der Hobel.
Schornsteinfeger will er werden,
doch das ist nicht nobel.
Hänschen will ein Bergmann werden,
mag sich doch nicht bücken.
Hänschen will ein Müller werden,
doch die Säcke drücken.

Hänschen will ein Weber werden,
doch das Garn zerreißt er.
Immer, wenn er kaum begonnen,
jagt ihn fort der Meister.
Hänschen! Hänschen! denke dran,
was aus dir noch werden kann!

2. Hänschen will ein Schlosser werden,
sind zu heiß die Kohlen.
Hänschen will ein Schuster werden,
sind zu hart die Sohlen.
Hänschen will ein Schneider werden,
doch die Nadeln stechen.
Hänschen will ein Glaser werden,
doch die Scheiben brechen.
Hänschen will Buchbinder werden,
riecht zu sehr der Kleister.
Immer, wenn er kaum begonnen,
jagt ihn fort der Meister.
Hänschen! Hänschen! denke dran,
was aus dir noch werden kann!

3. Hänschen hat noch viel begonnen,
brachte nichts zu Ende.
Drüber ist die Zeit verronnen,
schwach sind seine Hände.
Hänschen ist nun Hans geworden,
und er sitzt voll Sorgen,
hungert, bettelt, weint und klaget
abends und am Morgen:
„Ach, warum nicht war als Hänschen
ich schon tüchtig fleißig?
Was ich immer auch beginne —
dummer Hans nur heiß' ich.
Ach, nun glaub' ich selbst daran,
daß aus mir nichts werden kann!"

162. Das ehrliche Kind.

Ägidius Jais.

An einem abgelegenen Bauernhofe ritt ein fremder Mann vorbei und fragte, ob er auf dem rechten Weg in das nächste Dorf wäre. „Ja," antwortete der Bauer; „aber der Herr könnte sich doch leicht in dem nahen Walde verirren, weil es schon finster wird. Geh," rief er seinem Knaben zu, „zeig dem Herrn den Weg!" Kaspar lief gleich voraus und trug sich an, bis in das Dorf mitzugehen. Sie kamen nach einer halben Stunde dort an. Der Fremdling griff in seine Tasche und gab dem dienstfertigen Knaben ein Stück Geld. Dieser weigerte sich lange, etwas anzunehmen; endlich nahm er es aber doch und dankte. Da er heimkam, gab er das Geld dem Vater. Dieser sah mit Verwunderung, daß es ein Goldstück war. „Der Herr," sagte der Vater, „muß sich geirrt haben; vermutlich wollte er dir einen Zwölfer geben. Was ist zu thun? Der Fremde kommt gewiß nicht mehr zurück. Vielleicht reist er morgen weiter und, weiß Gott, wohin. Ja, es wäre mir schon nicht lieb, wenn er deswegen nur eine einzige Nacht Sorge haben, oder uns für unredliche Leute halten sollte." „Ich will," rief Kaspar, „sogleich hinlaufen und ihm das Goldstück zurückstellen." Er that es.

Dem Fremden, der sich wirklich bei der Dunkelheit vergriffen hatte, gefiel diese Ehrlichkeit so wohl, daß er dem Knaben das Goldstück mit Freuden schenkte. Und da dieser es nicht annehmen wollte, weil er fürchtete, der Vater möchte es nicht glauben oder wenigstens übel deuten, so gab er ihm einen Zettel mit, auf welchem mit Bleistift folgende Worte geschrieben waren: „Dies sei nur ein geringer Beweis meiner Erkenntlichkeit. Für eure Ehrlichkeit kann ich euch nicht belohnen; dafür segne euch Gott an euern Kindern!"

Kaspar brachte also das Goldstück wieder nach Hause. Der Vater gab es, als er am nächsten Sonntage ins Dorf

kam, einem Söldner, der fünf kleine Kinder hatte und zweimal von den Soldaten geplündert worden war.

Ehrliche Hand geht durchs ganze Land.

163. Mann und Frau im Essigkrug.

Ludwig Bechstein.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die haben lange, lange mit einander in einem Essigkruge gewohnt. Am Ende sind sie's überdrüssig geworden, und der Mann hat zu der Frau gesagt: „Du bist schuld daran, daß wir in dem sauern Essigkrug leben müssen; wären wir nur nicht da!“ Die Frau hat aber gesagt: „Nein, du bist schuld daran,“ und da haben sie angefangen, mit einander zu kippeln und zu zanken, und ist eins dem andern in dem Essigkrug nachgelaufen. Da ist einstmals ein goldiges Vögelein an den Essigkrug gekommen, dies hat gesagt: „Was habt ihr denn nur so mit einander?“ „Ei,“ hat die Frau gesagt, „wir sind's Essigkrügel überdrüssig und möchten auch einmal wohnen wie andere Leute, hernach wollen wir gerne zufrieden sein.“ Da hat sie das goldige Vögelein aus dem Essigkrug herausgelassen, hat sie an ein neues Häuschen geführt, wo hinten dran ein zierliches Gärtchen gewesen ist, und hat zu ihnen gesagt: „Dies ist euer! Lebt jetzt einig und zufrieden mit einander, und wenn ihr mich braucht, so dürft ihr nur dreimal in die Hände klatschen und rufen:

Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!

so bin ich da.“

Damit flog's Goldvögelein fort, und der Mann und die Frau waren froh, daß sie nicht mehr in dem sauern Essigkrug wohnten, und freuten sich über ihr nettes Häuschen und grünes Gärtchen. Das dauerte aber nur eine Weile; denn wie sie nun eine Weile in dem Häuschen gewohnt hatten und in der Nachbarschaft herumgekommen waren, da hatten sie die stattlichen Bauernhöfe gesehen mit großen Stallungen, Gärten, Äckern, vielem Gesinde und Vieh. Und da hat es ihnen schon wieder nicht

mehr gefallen in ihrem winzigen Häuslein und sind's ganz überdrüssig geworden, und an einem schönen Morgen haben sie alle zwei [illegible] zu gleicher Zeit in die Hände geklatscht und haben gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!“

Witsch! da ist das goldene Vögelein zum Fenster hereingeflogen gekommen und hat sie gefragt, was sie denn schon wieder wollten.

„Ach,“ haben sie gesagt, „das Häuschen ist doch gar zu klein; wenn wir nur auch so einen prächtigen Bauernhof hätten, hernach wollten wir zufrieden sein.“ Das goldige Vögelein blinzte ein wenig mit seinen Guckäugelein, sagte aber nichts und führte den Mann und die Frau an einen prächtigen Bauernhof, bei dem viele Äcker waren und Stallungen mit Vieh und Knechten und Mägden, und hat ihnen alles geschenkt.

Der Mann und die Frau sprangen deckenhoch und konnten sich vor Freuden gar nicht fassen. Und jetzt sind sie ein ganzes Jahr lang fröhlich und zufrieden gewesen und haben sich gar nichts Besseres denken können. Aber länger hat's auch nicht gedauert, keinen Tag; denn weil sie jetzt manchmal in die Stadt gefahren sind, haben sie die schönen, großen Häuser und die schön geputzten Herren und Damen dort gesehen spazieren gehen; da haben sie gedacht: „Ei, in der Stadt muß es aber herrlich sein, und da braucht man nicht viel zu thun und zu arbeiten,“ und die Frau hat sich gar nicht können sattsehen an dem Staate und dem Wohlleben und hat zu ihrem Manne gesagt: „Wir wollen auch in die Stadt; ruf du dem goldigen Vögelein! Wir sind schon lange genug auf dem dreckigen Bauernhof.“ Der Mann hat aber gesagt: „Frau, ruf du ihm!“ — Endlich hat die Frau dreimal in die Hände geklatscht und hat gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!“

Da ist das goldige Vögelein wieder zum Fenster hereingeflogen und hat gesagt: „Was wollt ihr nun von mir?“ „Ach,“ hat die Frau gesagt, „wir sind des Bauernlebens müde;

wir möchten auch gern Stadtleute sein und schöne Kleider haben und in so einem großen Hause wohnen; hernach wollen wir zufrieden sein.“ Das goldige Vögelein hat wieder mit seinen Guckäuglein geblinzt, hat aber nichts gesagt und hat sie in das schönste Haus in der Stadt geführt; da war alles raritätisch aufgeputzt und waren Schränke drin und Kommoden, da hingen und lagen Kleider drin nach der neuesten Mode. Jetzt haben der Mann und die Frau gemeint, es gebe auf der Welt nichts Besseres und Schöneres und waren vor lauter Freude ganz außer sich. Das hat aber leider wieder nicht lange gedauert, so hatten sie es abermals satt und sprachen zu einander: „Wenn wir es nur so hätten, wie die Edelleute; die wohnen in herrlichen Palästen und Schlössern und haben Kutschen und Pferde, und Bediente mit goldbordierten Röcken stehen auf den Kutschen. Ja, das wäre erst etwas Rechtes; so ist's doch nur eine armselige bürgerliche Lumperei.“ Und die Frau hat gesagt: „Jetzt ist's an dir, dem goldigen Vögelein zu rufen.“ Der Mann hat doch lange wieder nicht gewollt; endlich, wie die Frau gar nicht nachgelassen hat mit Dringen und Drängen, hat er dreimal in die Hände geklatscht und gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!“

Da ist das goldige Vögelein wieder zum Fenster hereingeflogen und hat gefragt: „Was wollt ihr nun von mir?“ Da sagte der Mann: „Wir möchten gerne Edelleute werden, hernach wollen wir zufrieden sein.“ Da hat aber das goldige Vögelein gar arg mit den Äugelein geblinzelt und hat gesagt: „Ihr unzufriedenen Leute! Werdet ihr denn niemals genug haben? Ich will euch auch zu Edelleuten machen; es ist euch aber nichts nutz!“ Und hat ihnen gleich ein schönes Schloß geschenkt, Kutschen und Pferde und eine reiche Bedienung. — Jetzt sind sie nun Edelleute gewesen und sind alle Tage spazieren gefahren und haben an nichts mehr gedacht, als wie sie die Tage herumbringen wollten in Freuden und mit Nichtsthun.

Einmal sind sie in die Hauptstadt gefahren, ein großes Fest zu sehen. Da sind der König und die Königin in ihrer ganz

mehr gefallen in ihrem winzigen Häuslein und sind's ganz überdrüssig geworden, und an einem schönen Morgen haben sie alle zwei [illegible] zu gleicher Zeit in die Hände geklatscht und haben gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!“

Witsch! da ist das goldene Vögelein zum Fenster hereingeflogen gekommen und hat sie gefragt, was sie denn schon wieder wollten.

„Ach,“ haben sie gesagt, „das Häuschen ist doch gar zu klein; wenn wir nur auch so einen prächtigen Bauernhof hätten, hernach wollten wir zufrieden sein.“ Das goldige Vögelein blinzte ein wenig mit seinen Guckäugelein, sagte aber nichts und führte den Mann und die Frau an einen prächtigen Bauernhof, bei dem viele Äcker waren und Stallungen mit Vieh und Knechten und Mägden, und hat ihnen alles geschenkt.

Der Mann und die Frau sprangen deckenhoch und konnten sich vor Freuden gar nicht fassen. Und jetzt sind sie ein ganzes Jahr lang fröhlich und zufrieden gewesen und haben sich gar nichts Besseres denken können. Aber länger hat's auch nicht gedauert, keinen Tag; denn weil sie jetzt manchmal in die Stadt gefahren sind, haben sie die schönen, großen Häuser und die schön geputzten Herren und Damen dort gesehen spazieren gehen; da haben sie gedacht: „Ei, in der Stadt muß es aber herrlich sein, und da braucht man nicht viel zu thun und zu arbeiten,“ und die Frau hat sich gar nicht können sattsehen an dem Staate und dem Wohlleben und hat zu ihrem Manne gesagt: „Wir wollen auch in die Stadt; ruf du dem goldigen Vögelein! Wir sind schon lange genug auf dem dreckigen Bauernhof.“ Der Mann hat aber gesagt: „Frau, ruf du ihm!“ — Endlich hat die Frau dreimal in die Hände geklatscht und hat gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!“

Da ist das goldige Vögelein wieder zum Fenster hereingeflogen und hat gesagt: „Was wollt ihr nun von mir?“ „Ach,“ hat die Frau gesagt, „wir sind des Bauernlebens müde;

wir möchten auch gern Stadtleute sein und schöne Kleider haben und in so einem großen Hause wohnen; hernach wollen wir zufrieden sein.“ Das goldige Vögelein hat wieder mit seinen Guckäuglein geblinzt, hat aber nichts gesagt und hat sie in das schönste Haus in der Stadt geführt; da war alles raritätisch aufgeputzt und waren Schränke drin und Kommoden, da hingen und lagen Kleider drin nach der neuesten Mode. Jetzt haben der Mann und die Frau gemeint, es gebe auf der Welt nichts Besseres und Schöneres und waren vor lauter Freude ganz außer sich. Das hat aber leider wieder nicht lange gedauert, so hatten sie es abermals satt und sprachen zu einander: „Wenn wir es nur so hätten, wie die Edelleute; die wohnen in herrlichen Palästen und Schlössern und haben Kutschen und Pferde, und Bediente mit goldbordierten Röcken stehen auf den Kutschen. Ja, das wäre erst etwas Rechtes; so ist's doch nur eine armselige bürgerliche Lumperei.“ Und die Frau hat gesagt: „Jetzt ist's an dir, dem goldigen Vögelein zu rufen.“ Der Mann hat doch lange wieder nicht gewollt; endlich, wie die Frau gar nicht nachgelassen hat mit Dringen und Drängen, hat er dreimal in die Hände geklatscht und gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!“

Da ist das goldige Vögelein wieder zum Fenster hereingeflogen und hat gefragt: „Was wollt ihr nun von mir?“ Da sagte der Mann: „Wir möchten gerne Edelleute werden, hernach wollen wir zufrieden sein.“ Da hat aber das goldige Vögelein gar arg mit den Äugelein geblinzelt und hat gesagt: „Ihr unzufriedenen Leute! Werdet ihr denn niemals genug haben? Ich will euch auch zu Edelleuten machen; es ist euch aber nichts nutz!“ Und hat ihnen gleich ein schönes Schloß geschenkt, Kutschen und Pferde und eine reiche Bedienung. — Jetzt sind sie nun Edelleute gewesen und sind alle Tage spazieren gefahren und haben an nichts mehr gedacht, als wie sie die Tage herumbringen wollten in Freuden und mit Nichtsthun.

Einmal sind sie in die Hauptstadt gefahren, ein großes Fest zu sehen. Da sind der König und die Königin in ihrer ganz

vergoldeten Kutsche gesessen in goldgestickten Kleidern, und vorn und hinten und auf beiden Seiten sind Marschälle, Hofleute, Edelknaben und Soldaten geritten, und alle Leute haben die Taschentücher geschwenkt, wo der König und die Königin vorbeigefahren sind. Ach, wie hat da dem Mann und der Frau vor Ungeduld das Herz geklopft! Kaum waren sie wieder zu Hause, so sprachen sie: „Jetzt wollen wir noch König und Königin werden; hernach wollen wir aber einhalten.“ Und da haben sie wieder alle zwei miteinander in die Hände geklatscht und haben gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!“

Da ist das goldige Vögelein wieder zum Fenster hereingeflogen und hat gefragt: „Was wollt ihr nun von mir?“ Da haben sie beide geantwortet: „Wir möchten gern König und Königin sein.“ Da hat aber das Vögelein gar schrecklich arg mit den Augen geblinzelt, hat alle Federchen gesträubt, hat mit den Flügelchen geschlagen und gesagt: „Ihr wüsten Leute, wann werdet ihr einmal genug haben? Ich will euch auch noch zum König und zur Königin machen; aber dabei wird's doch nicht bleiben sollen; denn ihr habt nimmermehr genug.“

Jetzt sind sie nun König und Königin gewesen und haben übers ganze Land zu gebieten gehabt, haben sich einen großen Hofstaat gehalten, und ihre Minister und Hofleute haben müssen auf die Knie niederfallen, wenn sie eins von ihnen ansichtig wurden. Auch haben sie nach und nach alle Beamten im ganzen Lande vor sich kommen lassen und ihnen vom Throne herab ihre strengen Befehle erteilt. Und was es nur Teures und Prächtiges in aller Herren Ländern gab, das mußte herbeigeschafft werden, so daß ein Glanz und ein Reichtum sie umgab, der unbeschreiblich ist. Und doch sind sie jetzt noch nicht zufrieden gewesen und sagten immer: „Wir müssen noch etwas mehr werden!“ Da sprach die Frau: „Werden wir Kaiser und Kaiserin!“ „Nein!“ sagte der Mann, „wir wollen Papst werden!“ — „Hoho! Das ist alles noch nicht genug!“ schrie die Frau in ihrem Eifer; „wir wollen lieber Herrgott sein!“

Kaum aber hatte sie dies Wort ausgeredet, so ist ein mächtiger Sturmwind gekommen, und ein großer, schwarzer Vogel mit funkelnden Augen, die wie Feuerräder rollten, ist zum Fenster hereingeflogen und hat gerufen, daß alles zitterte: „Daß ihr versauern müßt im Essigkrug!"

Plauz! und da war alle Herrlichkeit zum Kuckuck; da saßen sie alle beide, der Mann und die Frau, wieder in ihrem Essigkrug drin. Da sitzen sie noch und können auch drin bleiben bis an den jüngsten Tag.

Das ist eine Lehre für solche, die nie genug bekommen können.

164. Die Riesin und die Zwerge.

Friedrich Rückert.

Es ging die Riesentochter,
zu haben einen Spaß,
herab vom hohen Schlosse,
wo Vater Riese saß.

Da fand sie in dem Thale
die Ochsen und den Pflug,
dahinter auch den Bauern,
der schien ihr klein genug.

Pflug, Ochsen und den Bauern —
es war ihr nicht zu groß —
sie faßt's in ihre Schürze
und trägt's aufs Riesenschloß.

Da fragte Vater Riese:
„Was hast du, Kind, gemacht?"
Sie sprach: „Ein schönes Spielzeug
hab' ich mir mitgebracht!"

Der Vater sah's und sagte:
„Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu es zusammen wieder
an seinen Ort geschwind!

Wenn nicht das Volk der Zwerge
schafft mit dem Pflug im Thal,
so darben auf dem Berge
die Riesen allzumal."

165. Hausgeisterchen.

Julius Lohmeyer.

In Schloſs und Mühle, in Hütt' und Palast, da wohnen gar viele der Kleinen zu Gast. Hausgeisterlein, Wichtlein mit treuen Gesichtlein, in graubraunen Fellchen von Hamster und Maus, gar gute Gesellchen beschirmen das Haus. Sie nehmen das Feuer am Herde in acht, beschützen die Scheuer vor Dieben bei Nacht. Sie wehren die Elfen den Schlummernden ab, sie dienen und helfen treppauf und treppab. Oft hört man im Dämmern im Schuppen ihr Hämmern, ihr Scharren und Schleppen auf Gang und auf Treppen. Leis' klirren im Keller im Dunkeln die Teller, und Becherlein klingen zu flüsterndem Singen. Doch darf man nicht schrecken die Kleinen und necken, muſs dankbar sich zeigen, fein still sein und schweigen, sonst fliehn sie und schwinden nach allen vier Winden. — Die Hausfrau, die kluge, sie gönnt aus dem Kruge den Guten ein Schlücklein, vom Brotlaib ein Stücklein und läſst auch den Männlein ein Bröcklein im Pfännlein. Doch wollt' sie die Treuen verspotten und kränken, sie würd' es bereuen, — sie bitter gedenken.

166. Die Zwerge auf dem Baume.

August Kopisch.

Sonst wimmelte das Haslithal
von niedlichen Zwergen überall;
die halfen im Felde, die halfen im Wald
und trugen uns Holz ein, wurd' es kalt.
Sagt an, ihr Leute, was ist geschehn?
Es läßt sich keiner mehr da sehn.

Was ist geschehn? — Ein böser Streich!
Sie wurden verlacht, da flohn sie gleich.
Sie huschten so gern auf den Ahornbaum
und träumten da nickend den Mittagtraum.
Da sägt ein Schelm den Ast entzwei,
wo sie neulich gesessen in einer Reih'.

Und nun den andern Morgen drauf
huscht wieder das Zwergleinvolk hinauf.
Sie hatten so fleißig gemäht das Gras;
es war jedwedem sein Stirnlein naß,
und wie sie trocknen, zerbricht der Ast,
zersägt, wie er war, von der vielen Last.

Sie purzeln herunter, und alles lacht;
da haben sie sich davon gemacht.
„O Himmel, wie bist du so hoch überall;
wie groß ist die Untreu im Haslithal!"
So riefen sie aus und schrien sehr:
„Einmal hieher und nimmermehr!"

167. Die Flucht des Winters.

Guido Görres.

Nun treiben wir den Winter aus,
den alten, kalten Krächzer.
Wir jagen ihn zum Land hinaus,
den Griesgram, Brummbär, Achzer,
und laden uns den Frühling ein
mit Blumen und mit Sonnenschein.

Juchhei, juchhei!
O komm herbei,
o Mai, o Mai!

Das faule Stroh, das dürre Reis
und alles, was vermodert,
das geben wir dem Feuer preis,
daß hoch die Flamme lodert,
und laden uns den Frühling ein
mit Blumen und mit Sonnenschein.

Juchhei, juchhei!
O komm herbei,
o Mai, o Mai!

Das Lied ist aus, Viktoria!
Der Winter ist vergangen.
Wir singen froh ein Gloria
dem Lenz, der angefangen,
und laden uns den Frühling ein
mit Blumen und mit Sonnenschein.

Juchhei, juchhei!
O komm herbei,
o Mai, o Mai!

168. Winter und Frühling.

Indianisches Märchen, erzählt von Otto Ule.

Ein alter Mann safs allein in seiner Hütte, die neben einem eisbedeckten Flusse stand. Der Winter nahte seinem Ende. Das Feuer war beinahe erloschen, und der Alte schien recht verlassen zu sein. Sein Haar war weifs, und seine Glieder zitterten. So lebte er Tag für Tag in seiner Abgeschiedenheit und hörte nichts weiter als den tobenden Sturm, der die Schneeflocken über das Land hintrieb.

Da erschien eines Tages, als eben das Feuer ganz erlöschen wollte, ein schöner Jüngling vor seiner

Hütte. Seine Wangen waren voll und schwellend von Lebenskraft, seine Augen funkelten, und seine Lippen lächelten. Er schritt raschen und leichten Trittes einher. Um seine Stirn trug er ein Gewinde von weichem Grase, und in der Hand hielt er einen Blumenstraufs.

Der Alte sprach zu ihm: „Ich freue mich, dafs ich dich sehe, mein Sohn. Komm herein und erzähle mir, was du in fremden Ländern erschaut hast! Wir wollen die Nacht beisammenbleiben, und ich will dir auch erzählen, was ich gethan habe und was ich vermag.“

„Wenn ich meinen Atem ausblase,“ begann der Greis, „stehen die Flüsse still, und das Wasser wird starr und hart wie Stein.“

„Ich atme,“ erwiderte der Jüngling, „und Blumen wachsen auf der Ebene.“

„Ich schüttle mein Haar,“ sagte der Alte, „und Schnee bedeckt das Land. Wenn ich befehle, fallen die Blätter von den Bäumen, und mein Hauch weht sie hinweg. Die Vögel erheben sich aus dem Wasser und eilen in die weite Ferne. Die Tiere verbergen sich vor meinem Atem, und der Erdboden erstarrt.“

„Ich schüttle mein Haar,“ sagte der Jüngling, „und warme Regenschauer fallen zur Erde. Die Pflanzen strecken ihre Häupter aus dem Boden empor und blicken fröhlich wie die Augen der Kinder. Meine Stimme ruft die Vögel zurück. Die Wärme meines Hauches macht die Ströme fliefsen. Wo ich gehe, ertönt Musik in den Hainen, und alles freuet sich.“

Die Sonne ging auf, und eine milde Wärme verbreitete sich. Des Greises Zunge schwieg. Die Bachstelze und das Rotkehlchen begannen zu zwitschern,

und der Bach neben der Hütte begann zu murmeln; Kräuter und Blumen sprofsten empor und verbreiteten wohlriechende Düfte. Beim hellen Tageslichte konnte der Jüngling den Greis genauer betrachten. Er sah, dafs derselbe das eisige Antlitz des Wintergottes hatte. Aus seinen Augen begannen helle Flüsse zu strömen, und als die Sonne höher stieg, wurde er immer kleiner und kleiner, und am Mittag war er ganz hinweggeschmolzen. Auf der Stelle aber, wo seine Hütte stand, blieb nichts zurück als am Herde eine kleine weifse Blume mit dunkelrotem Rande. Das ist das Blümlein, welches den nordamerikanischen Frühling verkündet.

169. Sprichwörter.

1. Erst mußt du arbeiten; dann darfst du ruhen. — 2. Halt dich rein, und acht dich klein! — 3. Kirchengehen säumet nicht; Almosengeben armet nicht. — 4. Alte soll man ehren; Junge soll man lehren; Weise soll man fragen und Narren ertragen. — 5. Erst besinn's, dann beginn's! — 6. Wagen gewinnt, Wagen verliert. — 7. Die Eintracht baut ein Haus; die Zwietracht reißt es nieder. — 8. Reden ist Silber; Schweigen ist Gold. — 9. Den Geschickten hält man wert; den Ungeschickten niemand begehrt. — 10. Viele sind berufen; aber wenige sind auserwählt. — 11. Die Treue bringt Brot; doch die Untreue leidet Not. — 12. Krieche nicht; denn du hast gesunde Beine. — 13. Bis Abend glänzt kein Morgenrot; drum spare für die Zeit der Not. — 14. Böser Leute Fahrt währt nicht lange; denn Gott ist nicht beim Fuhrwerk. — 15. Halte deinen Witz im Zaum; leicht macht er dem Hasse Raum. — 16. Großthun thut's nicht allein; sonst holte die Kuh den Hasen ein.

170. Fromme Sprüche.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

1. Wer Gott vertraut,
   hat wohlgebaut.
2. Wie Gott es fügt, dran mir genügt.
3. Ist auch kein einz'ger Freund dir nah,
   der liebe Gott ist immer da.
4. Was Gott schuf, sei es noch so klein,
   das soll dir wert und heilig sein.
5. Was mich kleidet, was mich nährt,
   hat der liebe Gott beschert.
   Gott ist's, der uns alles gibt;
   Gott ist's, der uns alle liebt.
6. Alle Menschen will ich lieben,
   gegen alle freundlich sein!
   Keinen wissentlich betrüben,
   jeden, wo ich kann, erfreu'n.
7. Almosen geben, wohl bedacht,
   hat noch niemand arm gemacht;
   aber viele sind um ihr Gut gekommen,
   weil sie den Armen das Ihre genommen.
8. Sei tugendhaft; das bringt dir Ehr';
   das macht dir wahre Freude.
   Sei sittsam; dieses ziert dich mehr,
   als Silber, Gold und Seide.

171. Sankt Christoph.

(Legende.)

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

An einem reißenden Strom, über welchen weder eine Brücke führte noch ein Nachen setzte, stand eine armselige Hütte. Der Bewohner derselben war ein Heide von riesenhafter Größe, welcher früher als Soldat gedient hatte, nun

aber sich damit beschäftigte, Reisende auf seinen Schultern über den Strom zu tragen. Trotz seines wilden Aussehens war dieser Riese ein äußerst gutmütiger Mensch. Wenn ein Armer kam, dem es zu schwer fiel, den kleinen Lohn für das Übersetzen zu bezahlen, so trug er ihn umsonst hinüber. Wenn in der Nacht ein Wanderer erschien und Christoph — so nannte man den Riesen späterhin — im tiefsten Schlafe lag, so sprang er doch auf den ersten Ruf von seinem Lager auf, ergriff seinen keulenartigen Stock und watete durch das kalte Wasser. Und oft beherbergte er sogar müde und erstarrte Wanderer in seiner Hütte und teilte seine dürftige Nahrung mit ihnen. Diese gewissenhafte Erfüllung seiner Pflicht und diese Wohlthätigkeit gefielen dem lieben Gott.

Einst hörte der alte Christoph in einer finstern, stürmischen Nacht nur leise durch den Wind den Ruf: „Hol über!“ wie die Leute, welche übergesetzt sein wollten, gewöhnlich riefen. Sogleich machte er sich auf, durchschritt die brausenden Wellen und wollte den Rufenden nach gewohnter Weise übersetzen. Aber es war niemand zu sehen. Der Alte dachte: „Ich muß mich geirrt haben,“ und legte sich ohne Murren wieder auf seine Streu. Nicht lange aber, so hörte er abermals den Ruf: „Hol über!“ diesmal viel deutlicher. Er ergriff zum zweitenmale seinen Stab, durchwatete die immer wilder werdenden Wellen, fand aber wie das erste Mal das Ufer leer. „Du mußt dich dennoch geirrt haben,“ sagte der gute Mann zu sich selbst und legte sich wieder geduldig nieder. Allein nach kurzem rief es zum drittenmale und diesmal ganz deutlich: „Hol über!“ Jeder andere hätte nun wohl gedacht: „Ich will mich nicht mehr anführen lassen.“ Der große Christoph aber dachte nur an seine Pflicht und ging zum drittenmale durch den Fluß. Diesmal fand er ein wunderschönes Knäblein am Ufer, welches übergesetzt zu sein begehrte. Er fragte nicht lange: „Wo kommst

du her? Wo willst du hin? Hast du schon mehrmals gerufen?" sondern nahm das Kind auf seine Schultern und stieg in den Strom. Aber so leicht das Kind anfänglich gewesen war, so schwer wurde es ihm auf einmal. Der starke, riesenhafte Mann, welcher schon so viele Tausende getragen hatte, konnte nicht weiter; er mußte stille stehen und sich auf seinen Stab stützen. Das kam ihm vor, wie ein Wunder, und das war es auch; denn als er sich nach dem Knäbchen umsah, da war dies glänzend und von lichten Gewändern umflossen.

„Fürchte dich nicht, Christoph!" sprach es, „dir ist Heil widerfahren; du hast heute den Gottessohn getragen." Mit diesen Worten war das Knäblein verschwunden. Als aber Christoph an das Land kam, fand er einen christlichen Mann, der ihm erklärte, welcher großen Gnade er gewürdigt worden sei und was er thun müsse, um ein rechter Verehrer Christi zu werden. Da legte Christoph sein Heidentum ab, ließ sich taufen und wurde ein heiliger Mann. Sein Geschäft, die Reisenden zu tragen, setzte er aber gewissenhaft fort bis an seinen Tod.

172. Sankt Augustin.

(Legende.)

Schreiber.

Es ging einmal Sankt Augustin
am Meeresgestade her und hin.
Das Wesen Gottes, unsers Herrn,
wollt' er erforschen gar zu gern
und es dann bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelspruch;
drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.
So wallt' er sinnend hin und her
und meint' wohl schon in eitlem Wahn,
ihm sei der Himmel aufgethan.
Auf einmal ward sein Aug' gewahr
ein Knäblein, schön und wunderbar;

es macht ein Grüblein in den Sand
und bückt sich dann hinab am Strand
und schöpft am Meer das Wasser drein
mit einer Muschel, weiſs und fein.
„Du lieber Knab', was machst du da?“
fragt Augustin. — „Du siehst es ja;
zum Zeitvertreibe fass' ich mir
die See in dieses Grüblein hier.“
Der Heil'ge lächelt: „Dieses Spiel,
mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel.“
„Ei,“ sagt der Knab', „wer das nicht kann,
der bleibe hübsch auf seiner Bahn.
Viel ist dem Herzen offenbar;
doch wird es dem Verstand nicht klar.“
Und flugs, da schieſst ein Flügelpaar
dem Knaben an, und wie der Aar
schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
„Der Knab' hat recht; des Menschen Sinn
kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
der weiſs vom lieben Gott genug.“

173. Elisabeths Rosen.

(Legende.)

Zettels Lesebuch.

Eine der trefflichsten Frauen des Mittelalters war Elisabeth. Sie stammte aus dem edlen Geschlechte der Andechser, und war mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vermählt. Beide Gatten waren sich in unerschütterlicher Treue und Liebe zugethan.

Während er in ritterlichen Zügen seinen Heldenmut und seine Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewährte, übte seine Gemahlin daheim die stillen Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde. Sie verteilte Speisen und Gaben unter die Armen und Elenden, je nach der Not der einzelnen.

Eines nur mochte Ludwig, ihr Gemahl, nicht leiden, daß sie nämlich selbst zu den Kranken ging, um deren Elend zu

lindern. Als nun wieder eines Tages Elisabeth durch das Thor der Wartburg hinausschritt, ein Körbchen mit Broten unter dem Mantel, da trat ihr der Landgraf, der eben aus der Stadt Eisenach den Schloßberg heraufkam, entgegen und fragte sie, was sie da trage. Elisabeth erbebte und konnte kein Wort sprechen. „Zeig her!“ sprach da der Landgraf barsch, hob den Deckel vom Korbe — und siehe! da war der Korb mit lauter Rosen angefüllt.

Der Fürst stand beschämt da und sagte niemals mehr etwas über die Mildthätigkeit seiner frommen Gemahlin.

174. Palmsonntag.

Max von Schenkendorf.

1. Mildes, warmes Frühlingswetter!
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

2. Zu des alten Domes Hallen
hell und menschenreich der Pfad;
frohe Botschaft hör' ich schallen,
daß der Liebeskönig naht.

3. Eilet, geht ihm doch entgegen!
wandelt mit ihm Schritt vor Schritt
auf den blutbesprengten Wegen
in den Garten, wo er litt!

4. Habt ihr auch die Mär vernommen,
wie der Frühling mit ihm zieht
und im Herzen aller Frommen
süßes Wunder schnell erblüht?

5. Kindlein stehn mit grünen Zweigen
um den heiligen Altar,
und die Engel Gottes neigen
sich herab zur Kinderschar.

6. Blüht empor, ihr Himmelsmaien;
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
der euch hegt in Lieb' und Lust!

175. Das Blutströpflein.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Auf dem Ölberge kniete Jesus in schrecklicher Angst und Seelenqual am Boden; die Sündenlast der Menschheit und die Nähe des schrecklichen Todes drückten ihn bis zur Erde nieder. Dreimal und immer dringender betete er zu Gott: „Vater, wenn es möglich ist, so nimm diesen Kelch von mir! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!“ — Unsägliche Todesangst bemächtigte sich des Heilands. Sie preſste ihm blutige Schweiſstropfen aus, und diese rannen nieder zur Erde. Das dunkelgrüne Moos sog die Blutstropfen auf, und als am Morgen darauf die Sonne durch die Ölzweige brach, da schlug ein Blümlein die Augen auf. Es war rot wie Blut und heiſst bis auf den heutigen Tag Blutströpflein.

176. Am Karfreitage.

Hymnus des hl. Bernhard.

1. O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz, bedeckt mit Hohn!
O göttlich Haupt, umwunden mit einer Dornenkron'!
O Haupt, das andrer Ehren und Kronen würdig ist,
sei mir mit frommen Zähren, sei tausendmal gegrüßt!

2. Ach Herr! was du erduldet, ist alles meine Last;
ich habe das verschuldet, was du getragen hast.
Ich, Jesus, bin's, ich Armer, der dies verdienet hat!
O tilge, du Erbarmer, all' meine Missethat!

3. Herr! Unter deinem Kreuze will ich in Demut steh'n,
damit dein Tod mich reize, Dir willig nachzugeh'n,
dich niemals zu verlassen, und wann dies Auge bricht,
im Glauben zu umfassen, dich, meine Zuversicht.

177. Osterlied.

Max von Schenkendorf.

Ostern, Ostern, Frühlingswehen,
Ostern, Ostern, Auferstehen
aus der tiefen Grabesnacht!
Blumen sollen schöner blühen,
Herzen sollen himmlisch glühen;
denn der Heiland ist erwacht.

Der im Grabe lag gebunden,
siegreich hat er überwunden,
und der lange Kerker bricht.
Frühling spielet auf der Erden;
Frühling soll's im Herzen werden,
herrschen soll das ew'ge Licht.

178. Am Schlusse des Schuljahres.

Wilhelm Hey.

Zeit vergeht — und Jahr um Jahr;
Gottes Huld bleibt immerdar.
Sein getreues Auge wacht
über mir die ganze Nacht;
seine Liebe gehet auf
neu mit jedes Morgens Lauf.
Seine Vaterhand erhält
Sonn' und Mond und alle Welt,
sieht, bewahrt, erhält auch mich,
liebet mich so väterlich.

Aus Heimat und Vaterland.

I.

179. Das Vaterhaus.

Franz Wiedemann.

1. Wo 's Dörflein dort zu Ende geht,
wo 's Mühlenrad am Bach sich dreht,
da steht im duft'gen Blütenstrauß
ein Hüttlein klein: mein Vaterhaus.

2. Da schlagen mir zwei Herzen drin,
voll Liebe und voll treuem Sinn,
mein Vater und die Mutter mein,
das sind die Herzen fromm und rein.

3. Darin noch meine Wiege steht,
darin lernt' ich mein erst' Gebet;
darin fand Spiel und Lust stets Raum;
darin träumt' ich den ersten Traum.

4. Drum tausch' ich für das schönste Schloß,
wär's felsenfest und riesengroß,
mein liebes Hüttlein doch nicht aus;
denn 's gibt ja nur ein Vaterhaus!

180. Der Berg.

Franz Graf von Pocci.

Laß uns aufbrechen und auf einen Berg steigen! Anfangs geht's noch so ziemlich sachte aufwärts über prächtige Wiesen, durch üppige Wälder, dann wohl bisweilen durch ein enges Thal über Steine und Felsenblöcke, die der Wildbach herunter gerollt hat. Nun steigt der Berg schon merklich an. Wir wollen ein bißchen verschnaufen dort am Kreuze; denn jetzt wird es



steil. Der Weg wird immer holpriger oder gar zu glatt, wenn es über die sogenannten „Lahnen" geht. Das sind die mit kurzem Grase bewachsenen, abschüssigen Flächen. Gut, daß wir Bergstöcke haben, mit deren Spitzen wir uns feststemmen. Einige Ziegen springen und klimmen rings um uns. Bald werden wir an der Almhütte sein. Schon rinnt der Schweiß in Strömen über die Stirne. Noch ein Viertelstündchen, da wird der Steig etwas ebener. Wir treten nicht mehr auf Felsen und Gestein, sondern auf grünes, kurzes Gras. Kühe weiden rings umher, einige mit großen Glocken an breiten Riemen um den fetten Hals. Wir schreiten um einen Felsenvorsprung, sieh, da steht

die Almhütte! Die Sennerin sitzt vor dem Hause auf der Bank und strickt. Wir folgen ihrer freundlichen Einladung und kehren ein.

In der Küche, die zugleich Wohnstube ist, hängt über dem Herde ein großer Kessel; reinliches Geschirr rings umher. Ei, wie schmeckt's uns, nachdem wir uns abgekühlt haben! Welch' süße Milch! Welch prächtiger Butter zu dem schwarzen, würzigen Brot! Ein Stündlein ist bald hingebracht. Die Sennerin erzählt uns von ihrer Alpenwirtschaft, wie sie mit dem Vieh anfangs Juni heraufgezogen ist und, je nachdem das Herbstwetter ist, im September wieder „abfahren" wird.

Nun aber möchten wir die höchste Spitze des Berges besteigen. Wir brauchen dazu noch eine Stunde. Auf, auf! — Wir treten an die Thüre — Nebel ringsum! Wir sind mitten im Gewölke, das sich hier niedergelassen hat! So geht's bisweilen im Hochgebirge. Ein kleines, unscheinbares Wölkchen wird schnell ein weithin gebreiteter Nebel oder gar ein furchtbares Gewitter. Wer aber im Nebel fortsteigen wollte, dem würde es wohl schlecht ergehen. Er könnte sich in den Felsen verirren, oder auf solche Steige gelangen, aus denen er weder mehr aufwärts noch abwärts fände. —

Nun kann ich euch ferner erzählen, daß der Nebel liegen blieb, und daß unsere Bergsteiger wirklich nicht mehr weiter konnten. Sie waren gezwungen, in der Sennhütte zu übernachten. Doch da gibt's keine Betten; man schläft auf dem Heu und doch vielleicht nicht minder gut. Des andern Morgens aber ging die Sonne herrlich auf. Ihre gewaltigen Strahlen hatten den Nebel zu Boden gedrückt, so daß er sich in Wassertröpflein auflösen mußte, die in die Erde drangen; nur einzelne Teile flogen als leichte Wölkchen an den Bergwänden hinauf und zerstoben dann in der blauen Morgenluft. Der Gipfel des Berges wurde bestiegen, und die herrlichste Aussicht lohnte die Beschwerden des Weges.

Wir Menschen alle sind Bergsteiger, die oft durch mühevolle Pfade aufwärts klimmen müssen, bis sie endlich die Höhen erreichen, auf die wir alle gelangen sollen.

181. Des Wassers Rundreise.

Fröhlich.

Blumen sprachen zu der Welle:
„O du eiliger Geselle,
eile doch nicht von der Stelle!"
Doch die Welle sagt dawider:
„Ich mufs in die Lande nieder,
weithin auf des Stromes Pfaden,
mich im Meere jung zu baden;
aber dann will ich vom Blauen
wieder auf euch niedertauen."

182. Von der Quelle bis zum Meere.

Nach Wilhelm Curtman.

Oben auf dem Berge ist die Quelle. Da strömt das Wasser schäumend hervor und eilt hinunter in das Thal. Unterwegs begegnen ihm viel andere Brünnlein und rufen: „Nimm uns mit!" Und sie fließen zusammen, und der junge Bach zieht friedlich dahin zwischen den Blumen des Ufers oder rauscht lustig unter den Rädern der Mühlen. Bald erstarkt er zum Flusse. Fische spielen darin und schießen manchmal an die Oberfläche. Da kommen die Fischer mit ihren Nachen, werfen ein Netz aus und fangen gar manchen der flinken Schwimmer.

Der Fluß erreicht die Stadt mit den hohen Türmen und den schönen Häusern. Hier haben die Menschen eine Brücke über ihn gelegt, und ruhig fließt er unter derselben hin. Wieder durchwandert er auf seinem Laufe schöne Felder und grüne Wiesen und betrachtet sie in vielen Windungen. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt und Regen fällt, steigen wohl auch seine Gewässer, bis sie über den Damm hinausströmen, der sie zurückhalten sollte. Verheerend dringen sie in die Fluren, und die ganze Ebene wird zum See. Doch bald kehrt der Fluß in sein Bett zurück, zieht wieder zwischen den

Ufern fort und trägt flinke Kähne und schwere Lastschiffe. Er empfängt viele Zuflüsse von rechts und links. Nachdem er so manches Land und Volk geschaut und zahlreiche Städte und Dörfer begrüßt hat, ist er zum Strom geworden, der breit und gemächlich dahinfließt. Da kommen die Dampfer mit ihren qualmenden Schloten. Sie sind mit Frachten aller Art beladen und befördern Scharen von neugierigen Reisenden. Die sehen in das gewaltige Wasser und grüßen den Strom freundlich und fragen: „Willst du uns zum Meere bringen?“ Er spricht: „Ja! Kommt mit mir; ich trage euch alle!“ Und er trägt die Schiffe Tag und Nacht, bis sie am Ziele sind. Da erblicken die Fahrgäste ein endloses Gewässer vor sich; so weit man sehen kann, sind Wellen und Wogen — das ist das Meer. Das kommt ihnen mit mächtigem Brausen entgegen, und der Strom ruft: „Hier bring' ich dir die Lasten, die ich auf meinem Rücken getragen habe. Nimm du sie nun auf, liebes Meer! Ich bin müde und will ausruhen.“

183. Am See.

Franz Graf von Pocci.

1. Dort am Ufer des Sees steht ein niedliches Häuschen. Wie muß es darin gut zu wohnen sein! Welch eine Pracht, wenn schon beim Aufgang die Sonne ihre ersten Strahlen über den Spiegel hinbreitet in lichten Streifen, darin sich wieder die dunkeln Tannen, saftgrünen Buchen, hellen Wiesen und Häuser und Türme abbilden, als ob sie verkehrt im Wasser stünden! Ein sanftes Morgenlüftchen weckt die kleinen Wellen, die sich hin- und herwiegen. Fische springen auf und wollen Mücken erschnappen, die sich hinauswagten vom Ufer weg. Vögel schweben auf und ab und tauchen bisweilen ihre Flügel ins Naß, oder stecken gar ihr Köpfchen ins große Waschbecken.

Mittlerweile kommt ein Fischer aus seinem Häuslein heraus, knüpft die Netze ab und spaziert ganz langsam an seinen

Kahn, der am Ufer angebunden liegt. Er setzt sich hinein, legt die Ruder zurecht und stößt vom Lande. Pitsch patsch, pitsch patsch, pitsch patsch! klappt es in den Fluten auf und nieder, anfänglich laut, dann immer stiller. Mann und Schifflein werden kleiner und kleiner, und endlich sieht man nur ein Pünktlein mitten im See.

Erst nach geraumer Zeit kehrt der Fischer heim. Der Fang war gut. Renken, Hechte und kleinere schuppige Gesellen mancher Art liegen im Kahne. Die Fischerskinder haben am Ufer auf den Vater gewartet. Sie helfen ihm ein Wännlein voll Fische ins Haus tragen. Dort steht auch schon der dicke Wirt vom „goldnen Krebs". Der will wohl für seine Gäste Fische holen? Guten Appetit! Gebacken, gebraten oder blaugesotten — welch treffliche Kost!

2. Des Tages Schwüle hat uns ein Gewitter gebracht. Der Sturm peitscht Wolken und Wellen hoch auf. Blitze zucken durch das Dunkel, und der Donner grollt mit furchtbaren Schlägen über den See hin. Sollte man nicht meinen, alles müsse zu Grunde gehen? Doch nach ein paar Stunden schweigt das Unwetter; die Wolken teilen sich und verschwinden. Die Fluten legen sich, der See wird wieder spiegelglatt. Die fernen Berge stehen wie von einem riesigen Schleier überzogen und lächeln uns freundlich an. Allmählich scheinen sie blau, da die Strahlen der untergegangenen Sonne nicht mehr zu ihnen reichen. Die jenseitigen Ufer werden dunkler und dunkler; nur der Himmel leuchtet noch und sein Abglanz im Wasserspiegel. Nun wird es ganz ruhig und still. Hinter dem Walde geht der Mond auf. Wie er in den See schaut! Sein eigenes Bild glänzt ihm entgegen. Gute Nacht!

184. Das Dorf.

Nach Dietlein.

Wie schön und lieblich sind unsere Dörfer! Sieh, da schaut aus einem Kranze von Bäumen und lieblichem

Grün die Kirche mit ihrem Türmlein hervor! Rings um dieselbe liegen meist unregelmäßig die Wohnhäuser der Landleute nebst den Scheuern und Ställen, deren Dächer manchmal noch mit Stroh gedeckt sind. In den Scheunen lagert das Getreide und das Heu; hier wird auch gedroschen. In den Ställen sind die Haustiere, die Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Ziegen, Kaninchen, die Gänse, Enten und Tauben. Und um Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude zieht sich der Obst-, Gras- und Gemüsegarten, während ein kleines Ziergärtlein vor dem Hause liegt. Die Straßen sind gerade oder krumm, wie's eben gepaßt hat, und nicht gepflastert wie in der Stadt.

Die Hauptbeschäftigung der Dorfbewohner ist Ackerbau und Viehzucht; von manchen wird Fischerei und Jagd betrieben; auch fehlt's nicht an Handwerkern. Einen Zimmermann und Maurer, einen Schmied, einen Schuhmacher und Schneider, einen Müller und einen Bäcker findet man fast in jedem Dorfe. Nicht selten ragt über die Häuser des Dorfes ein stattliches Schloß empor, in welchem der Gutsbesitzer wohnt, oder es deuten hohe Dampfschornsteine an, daß hier in Ziegeleien Bausteine aus Lehm zum Häuserbau für Stadt und Land gebrannt werden.

In den Straßen des Dorfes ist es still. Nur wenn der Hirt mit seinem Horn die Herden zusammenruft und die Schafe oder Rinder oder Schweine durch die Gassen treibt, gibt's Leben und Lärmen. Abends aber ist alles ruhig und es bleibt dunkel in den Gassen, wenn nicht gerade der Mond sein bleiches Licht über das Dörflein ausgießt.

185. Die Stadt.

Nach Dietlein.

Anders als im Dorfe ist es in der Stadt. Da liegt sie mit ihren hohen Türmen und schönen Kirchen,

um welche viele gröſsere und kleinere Häuser gebaut sind. Die Dächer sind alle mit Ziegeln oder mit Schiefer oder Zinkplatten gedeckt. Die groſsen, schmucken Häuser stehen dicht beisammen und bilden lange, gerade Straſsen, die mit Steinen gepflastert sind. Unter dem Straſsenboden liegen die Röhren der Wasser- und der Gasleitung und laufen Kanäle für das Abwasser. Mitten in der Stadt ist ein gröſserer Platz, auf welchem es besonders lebhaft zugeht, wenn Jahrmarkt abgehalten wird. Von nah und fern kommen dann Käufer und Verkäufer herbei. Das ist ein Treiben und Lärmen in den Reihen der Buden und bei den Zelten! Viele Eltern bringen auch ihre Kinder mit und kaufen ihnen mancherlei, was notwendig ist oder den Kleinen Vergnügen bereitet. — Am Marktplatze steht auch das Rathaus, in welchem der Bürgermeister, die Magistratsräte und die Gemeindebevollmächtigten das Wohl der Stadt beraten.

Die Bewohner der Städte sind Handwerker und Gewerbtreibende, Künstler und Kaufleute, Beamte und Gelehrte. In der Stadt wohnt auch der Doktor oder Arzt und der Apotheker, der den Kranken die Arznei bereitet.

Die Straſsen einer gröſsern Stadt sind immer belebt von Menschen. Auf den Randwegen drängen sich Kinder und Erwachsene, eilige Geschäftsleute und müſsige Spaziergänger. Man sieht Soldaten zu den Übungsplätzen oder in die Kasernen marschieren. Wagen rasseln über das Pflaster zum Bahnhofe, um Reisende von den Zügen abzuholen oder sie zu denselben zu bringen. Die Straſsen und die groſsen freien Plätze sind abends durch zahlreiche Gaslaternen oder durch elektrisches Licht erhellt.

186. Die Eisenbahn.

Nach Heinrich Freienfehner.

Nach vielen Orten kann man jetzt nicht bloß auf Straßen und Fußpfaden kommen, sondern weit schneller mit der Eisenbahn. Der Bau einer solchen kostet sehr viel Arbeit, Zeit und Geld.

Die Wagen werden auf den Geleisen durch die Lokomotive bewegt, in welcher Dampf erzeugt wird. An einem Eisenbahnzuge zählt man oft 30 bis 40 Wagen. Diese sind teils Packwagen, teils Personenwagen I., II. und III. Klasse. Wenn ein Zug bloß Waren und Güter befördert, so nennt man ihn einen Güterzug. Wie wird ein Zug heißen, mit dem nur Personen fahren?

An den Orten, wo die Bahnzüge anhalten, damit die Personen ein- und aussteigen und die Waren verladen werden können, befinden sich Bahnhöfe. In den Städten sind dies geräumige, prächtige Gebäude. Da herrscht oft ein großes Gedränge, namentlich wenn Züge ankommen oder abgehen. In den Bahnhöfen befinden sich die Wohnungen und Dienstzimmer der Bahnbeamten, sowie die Wartesäle für die Reisenden. Weiterhin sind hier große Hallen und Schuppen zu sehen. In einigen stehen Lokomotiven und Eisenbahnwagen, die nicht gebraucht werden, in anderen sind Waren aller Art aufgehäuft, in noch anderen befinden sich Werkstätten für Schmiede, Schlosser, Schreiner und alle jene Handwerker, welche die beschädigten Wagen ausbessern. Überhaupt sind an einer Eisenbahn viele Personen beschäftigt. Einen besonders schweren Dienst haben die Leute, welche den Zug leiten, der Lokomotivführer, der Heizer, die Schaffner und Bremser.

Wenn man mit der Eisenbahn fahren will, so muß man rechtzeitig auf dem Bahnhof sein; denn der Zug „wartet nicht“. Man geht dann zunächst an den Schalter und löst sich eine Fahrkarte bis zu dem Orte, an den man fahren will.

Hat man größeres Gepäck, das nicht in den Wagen mitgenommen werden darf, so gibt man es auf der Gepäckstube ab und löst sich einen Schein. Ist dies alles besorgt, so geht man in den Wartesaal und bleibt daselbst, bis ein Eisenbahnbeamter die Thüre zum Bahnsteige aufmacht und ausruft: „Einsteigen!“ Er gibt dann auch an, wohin der Zug fährt. Da muß man freilich wissen, an welcher Eisenbahnlinie der Ort liegt, nach dem man reisen will. Während der Zug in Bewegung ist, soll man nicht ein- oder aussteigen, auch wenn die Thüren offen sind. Schon mancher ist dadurch verunglückt. An den Thüren hat man auch seine Hände zu wahren, damit nicht die Finger abgequetscht werden.

Neben der Bahn her laufen Telegraphendrähte. Wenn ihr größer seid und brav gelernt habt, sollt ihr auch hören, wozu diese da sind.

187. In die Ferne.

Max von Schenkendorf.

In die Ferne möcht' ich ziehen,
weit von meiner Heimat hier.
Wo die Bergesspitzen glühen,
wo die fremden Blumen blühen,
blühte neue Wonne mir.

Hätt' ich, wie die Vöglein, Flügel,
flög' ich über Thal und Höhn,
über Wälder, Flur und Hügel,
ohne Schranken, ohne Zügel;
o, wie wär' das Leben schön!

Doch es wird mir einst gelingen,
wie die lieben Vögelein
durch die Lüfte mich zu schwingen
und zum Sternenheer zu dringen;
dann erst werd' ich selig sein!

188. Der Lech.

Nach Fanny Frühwein.

Der Lech verdankt den Alpen seinen Ursprung. Er entsteht im Vorarlbergischen an der „Roten Wand“. Der reißende Bergbach eilt in einem großen Bogen erst nördlich, dann nordöstlich und erreicht nach kurzem Lauf das rings von Bergen eingeschlossene Dörfchen Elbigenalp, den einstigen Lieblingsaufenthalt von Bayerns geliebter Königin Marie, der Gemahlin Maximilians II. Auf der rechten Seite des Leches erblickt man auf stattlicher Anhöhe die sogenannte Ehrenberger Klause mit der ehemaligen Bergfeste, deren Mauertrümmer und Turmreste einen malerisch schönen Anblick bieten. Der Lech schäumt nun an dem 2000 m hohen Säuling vorbei. Er kann sich oft nur mit Mühe durch die hemmenden Felsblöcke winden, bis er zum bayerischen Grenzstädtchen Füssen gelangt.

Bei einer Biegung des Flusses, wo die Bergausläufer hart an die Ufer herantreten, bietet sich ein wildschönes Naturschauspiel. Die Felsen gestatten dem Wasser nur einen schmalen Durchgang, so daß es den Lechfall bildet, dessen Fluten wildtosend zur Tiefe stürzen. Wenige Schritte von dieser Stelle ist der sogenannte St. Magnustritt. So heißt eine Vertiefung im Felsen, von welcher aus nach der Legende der hl. Magnus auf das linke Flußufer übersprang, um dadurch seinen heidnischen Verfolgern zu entgehen.

Eine Wegstunde von Füssen entfernt liegt die alte Burg Hohenschwangau. Ihr gegenüber ließ König Ludwig II. das herrliche Neuschwanstein erbauen. Auf einem schroffen Felsen gelegen, gewährt es einen schönen Ausblick auf den Bannwald- und Hopfensee im Norden. Im Vordergrund dehnt sich der dunkle Schwansee und der Alpsee aus. Ritterlich grüßt die Burg Hohenschwangau herüber. Gegen Süden verleiht die Pöllatschlucht mit der kühnen Marienbrücke dem Bilde einen großartigen Abschluß. — Nach einem kurzen

Besuche steigen wir wieder herab von der Burg ins freundliche Lechthal, das sich jetzt weit ausbreitet und von Füssen nordwärts nach Schongau zieht.

Bald bespülen die Wellen des Flusses Landsberg, das einst von den Schweden fast ganz in Schutt gelegt wurde. Es gehört Oberbayern an, wie fast alle rechts des Leches liegenden Ortschaften. Denn dieser bildet schon seit urdenklichen Zeiten die natürliche Grenze zwischen Schwaben und Bayern.

Auf einige Stunden Entfernung begleitet von der in gleicher Richtung fließenden Wertach, eilt nun der Fluß Augsburg zu. Zwischen ihm und der Wertach dehnt sich eine unabsehbare Heide aus, das Lechfeld, von der Natur so recht geschaffen zu einem Kampf- und Waffenplatz.

Und nun stehen wir vor Augsburgs Thoren! Stattlich schimmern die Türme der ehemaligen Reichsstadt im Frührot. Die Gebäude, die Straßen, die Plätze lassen Ordnung und Tüchtigkeit erkennen und zeigen den Werkfleiß des Bürgers.

In breitem Bette, seine Ufer oftmals überschreitend, fließt nun der Lech in ruhigerem Laufe der Donau zu. Kurz vor seiner Mündung kommt er an dem Städtchen Rain vorbei, in dessen Nähe der Feldherr Tilly, „der Sieger in 32 Schlachten", tödlich verwundet wurde (1632).

In der Nähe von Donauwörth, bei dem Orte Lechsgemünd, vereinigt der wilde Sohn des Gebirges seine Wasser mit denen der Donau.

189. Das Lechfeld.

Karl Unsin.

1. Liebes Kind! Begleite mich heute auf der einst so belebten Heerstraße, welche von Augsburg gegen Süden nach Welschland führt. Da lernen wir eine weit ausgedehnte, fast baumlose Ebene zwischen Lech und Wertach bis gegen Landsberg hin kennen. Es ist dies das Lechfeld. Diese Ebene erstreckt sich von Norden nach Süden ungefähr 30 km und in ihrer Mitte von Osten nach

Westen ungefähr 10 km weit; gegen Augsburg hin nimmt die letztere Ausdehnung mehr und mehr ab.

Der östliche Teil der Ebene ist das eigentliche Lechfeld, eine magere Heide, deren Ackerkrume nur wenige Centimeter tief ist und auf einem unermeßlichen Kieslager ruht. Die ungeheuer großen Wiesenflächen sind mit kurzem, aber würzigem Viehfutter bedeckt, weil sie von ihren Besitzern mit musterhaftem Fleiße und mit der zähesten Ausdauer bewirtschaftet werden. Die wenigen Äcker sind übersäet von Kieseln, zwischen welchen sich Halme des Sommerroggens oder Stengel der Kartoffeln ihren Weg zu Luft und Licht suchen müssen. Sind Frühjahr und Sommer trocken, dann gleicht das Lechfeld einer ausgebrannten Wüste, und die Sensen und Sicheln können in einem solchen Jahre ruhen. Nirgends begegnet unser Auge einer erfrischenden Quelle, einem murmelnden Bächlein oder einem schlammigen Teiche. Das einzige, woran es sich weiden kann, ist der herrliche Alpenkranz, der sich im Hintergrunde des Landschaftsbildes erhebt.

2. Zwischen den von häufigen Stürmen beschädigten Bäumen der Landstraße kommen wir nach längerem Marsche in die Soldatenstadt: Lager Lechfeld. In schnurgeraden Reihen stehen da über hundert Baracken, an deren Erbauung jene Franzosen mithalfen, die im Jahre 1870 und 1871 hier in großer Anzahl (20000) gefangen gehalten wurden. Diese Baracken sind niedrige, schmale, lange Gebäude mit großen Wohn- und Schlafräumen für das Militär. Dazwischen liegen Wohnungen und Speiseanstalten für die Offiziere, Küchen, Stallungen, Brunnen, Gebäude für Heu- und Habervorräte und Kantinen oder Soldatenwirtschaften.

Sehen wir uns das Leben und Treiben ein wenig an. Da spielt Musik; dort kommt eine Abteilung Artillerie soeben von Schießübungen zurück. Die Pferde werden ausgespannt und versorgt, die Kanonen auf freiem Platze aufgestellt. Hier werden Waffen und Kleider gereinigt und in Ordnung gebracht, dort Erfrischungen herbeigetragen.

Eine andere Abteilung Kanoniere fährt zu Schießübungen. Wir folgen ihr. Östlich vom Lager sind Erdwälle auf-

geworfen, tiefe Gräben gemacht und hölzerne Gebäude, Wände als Schußziele aufgeführt; mehrere Drahtleitungen sind über die Ebene gespannt. Die Soldatenabteilung, der wir gefolgt sind, ist in geringer Entfernung von uns abgesessen. Wir bleiben stehen; denn ein weiteres Vordringen ist nicht erlaubt. Laut tönen Befehle und Signale zu uns herüber. Da zucken Feuergarben aus den Kanonenschlünden, und der Donner der Geschütze schlägt an unser Ohr. Ein, zwei und drei Kilometer gegen Norden sind teils feststehende, teils bewegliche Scheiben aufgestellt, welche den Feind oder seine Bollwerke darstellen, und welche getroffen werden sollen. Doch das herrlichste Schauspiel genießt man erst bei Nacht, wenn diese Scheiben und Schußziele mit Raketen beleuchtet und dann beschossen werden. Das ist die Vorbereitung zum Kriege.

Einmal ging es aber auf dem Lechfelde mit blutigem Ernste her. Das war am 10. August 955. An diesem Tage wurde durch den deutschen König Otto den Großen unter Beihilfe des Bischofs Ulrich von Augsburg den wilden Ungarn alle Lust zu weiteren Raubzügen nach Deutschland vertrieben.

Der südlichste Teil des Lechfeldes wird durch die Eisenbahnlinie München-Buchloe durchschnitten. Bald erreichen wir bei Landsberg das Ende des Lechfeldes und damit auch das Ziel unserer Wanderung.

Nun müssen wir die Heimreise entweder zu Fuß antreten oder die Eisenbahn benützen. Die Wahl scheint dir, liebes Kind, sicherlich nicht allzuschwierig. Was willst du wählen?

190. Augsburg.

Nach Dr. Adolf Buff.

1. Nachdem die Römer i. J. 15 v. Chr. auf ihrem Zuge gegen Norden die Vindelizier besiegt hatten, gründeten sie am Zusammenflusse des Lechs und der Wertach eine Kolonie, Augusta, später Augsburg genannt.

In den stürmischen Zeiten der Völkerwanderung scheint die römische Niederlassung vollständig zerstört worden zu sein; doch erhob sich auf den Trümmern eine neue christliche Stadt. Der heilige Ulrich als Bischof von Augs-

burg leitete i. J. 955 n. Chr. dessen Verteidigung gegen die anstürmenden barbarischen Ungarn.

Mit der Zeit wurde Augsburg freie Reichsstadt, die nur den Kaiser über sich hatte. In seinen Mauern blühte Handel, Gewerbe und Kunst. Der bedeutende Wasserreichtum förderte die gewerbliche Thätigkeit mächtig. So häuften sich im Laufe der Jahrhunderte grofse Reichtümer an.

Unter den vielen reichen Kaufleuten Augsburgs ragten vor allen hervor die Fugger und die Welser. Die Welser gründeten eine deutsche Kolonie in dem fernen Südamerika; die Fugger aber waren die reichsten Handelsherren ihrer Zeit. Kaiser und Könige verschmähten es nicht, mit Augsburger Bürgern in Verkehr zu treten, und die Augsburger Künstler und Kunsthandwerker hatten weit und breit einen guten Ruf.

In Augsburg versammelten sich häufig die Stände des Reiches zur Beratung über gemeinsame Angelegenheiten. Auf dem Reichstage vom Jahre 1530 wurde am 25. Juni in einem Saale der bischöflichen Pfalz (jetzt Regierungsgebäude) vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen die Bekenntnisschrift der Protestanten, die sogenannte Augsburger Konfession, verlesen.

Der dreifsigjährige Krieg (1618—1648) wurde der Stadt verderblich. In allen Geschäften ging es abwärts. Hungersnot und Seuchen wüteten. Die Einwohnerzahl, die vor dem Kriege 40—45000 betragen hatte, war i. J. 1645 auf 21000 zusammengeschmolzen. Viele Häuser standen ohne Bewohner. Nur sehr langsam und allmählich begannen die Wunden, die der lange Krieg geschlagen hatte, zu heilen; doch wurde die ehemalige Gröfse nicht erreicht.

Am 4. März 1806 wurde Augsburg dem neugeschaffenen Königreich Bayern einverleibt. Später wurde es Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirkes Schwaben und Neuburg.

2. Unter bayerischer Herrschaft gelangte die Stadt zu neuer Blüte, und namentlich entstanden viele Fabriken, so dafs Augsburg jetzt eine der bedeutendsten Fabrikstädte Deutschlands ist.

Viele schöne, grofsartige Bauten stehen noch als Zeugen der Prachtliebe und des Gemeinsinnes der alten Augsburger. Am Ludwigsplatze erhebt sich das Rathaus mit dem herrlichen „Goldenen Saal“. Von kirchlichen Bauten sind der zweitürmige Dom und die St. Ulrichskirche die bedeutendsten; beide enthalten hervorragende Kunstschätze. Herrliche Bauwerke sind auch das neue Theater und die neue Bibliothek. — In der Jakober Vorstadt befindet sich die 1519 von Jakob Fugger, dem Reichen, gestiftete Fuggerei: 53 Häuser mit je 2 Wohnungen, die an arme katholische Familien gegen Entrichtung von allerlei Gebühren im Gesamtbetrage von 4 M. 12 Pf. jährlich abgegeben werden.

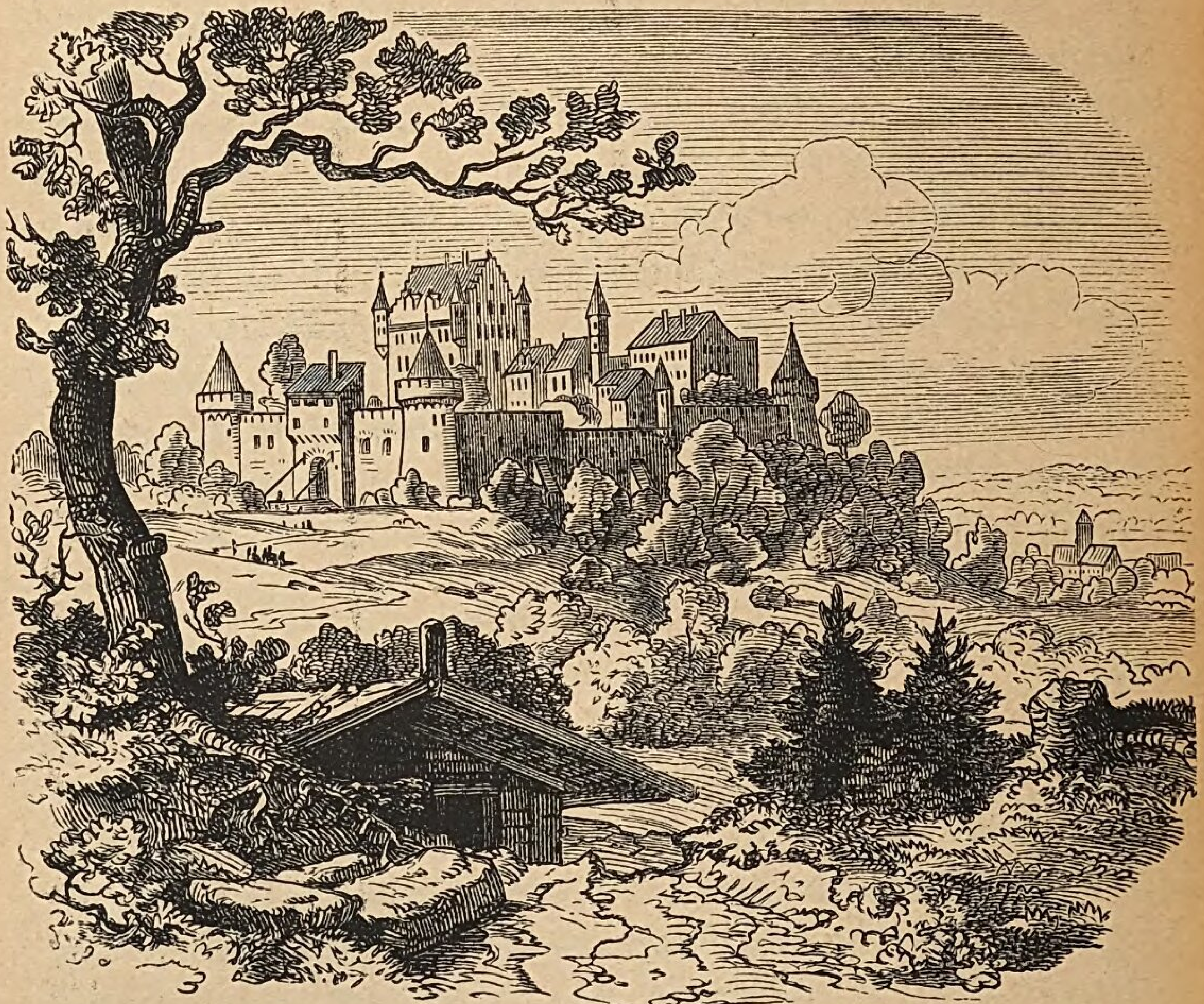
Die Stadt zählt gegenwärtig über 80000 Bewohner, viel mehr als je zuvor; hiezu kommen noch vier grofse Vororte, die sich an Augsburg als ihren Mittelpunkt anlehnen, mit etwa 30000 Seelen.

191. Wittelsbach.

Nach Götz.

Östlich von Aichach liegt auf dem Vorsprung eines Hügelrückens in der Nähe des Dorfes Oberwittelsbach die Stätte, auf welcher vor siebenhundert Jahren noch das Stammschlofs des bayerischen Herrscherhauses stand. Jetzt ist der Fernblick von der Stelle der Burg aus durch die bewaldete Umgebung etwas beschränkt. Aber als die Türme und Mauern stolz emporragten, beherrschte das Auge weithin das Hügelgebiet und das Paarthal; ja es schweifte bis zur dämmerigen Erhebung des Jura und zu den Gipfeln des Hochgebirges. Ritter und Reisige trabten damals auf starken Rossen über die Zugbrücke durch das Thor, schwer gewappnet zu Kriegsfahrten oder prunkvoll geschmückt zu festlicher Versammlung. Oft auch ritt fröhliches Gefolge den Berg hinab: Edelherren mit Spiefs und Bogen, holde Frauen mit dem Stofsfalken auf der Faust, ein bunter Treibertrofs. So zog man ins grüne Gelände, den Hirsch und Bären zu jagen, den Reiher zu beizen. — Heute lagern nur noch einige behauene Steine als Reste der ruhm-

reichen Stammburg in der Mitte des Platzes. Auf einem derselben liest man die Inschrift: „Also hier stehe ich auf dem Boden meiner Ahnen. Max II.“ Östlicher und etwas erhöht trägt ein stattlicher Unterbau eine im Jahre 1834 errichtete Denksäule mit der Widmung: „Seinem tausendjährigen Regentenstamm das treue Bayern.“ Am nördlichen Rande des



Burgplatzes erhebt sich der geschmackvolle Ziegelbau der sogenannten Burgkirche mit seinem Giebel- oder Satteltorm.

Das denkwürdige Schloſs ist längst dahingesunken in den Staub der Vergangenheit; das edle Geschlecht der Wittelsbacher aber und die Anhänglichkeit des Bayernvolkes haben es überdauert durch die Stürme der Jahrhunderte.

192. Das Kohlenbergwerk im Peißenberg.

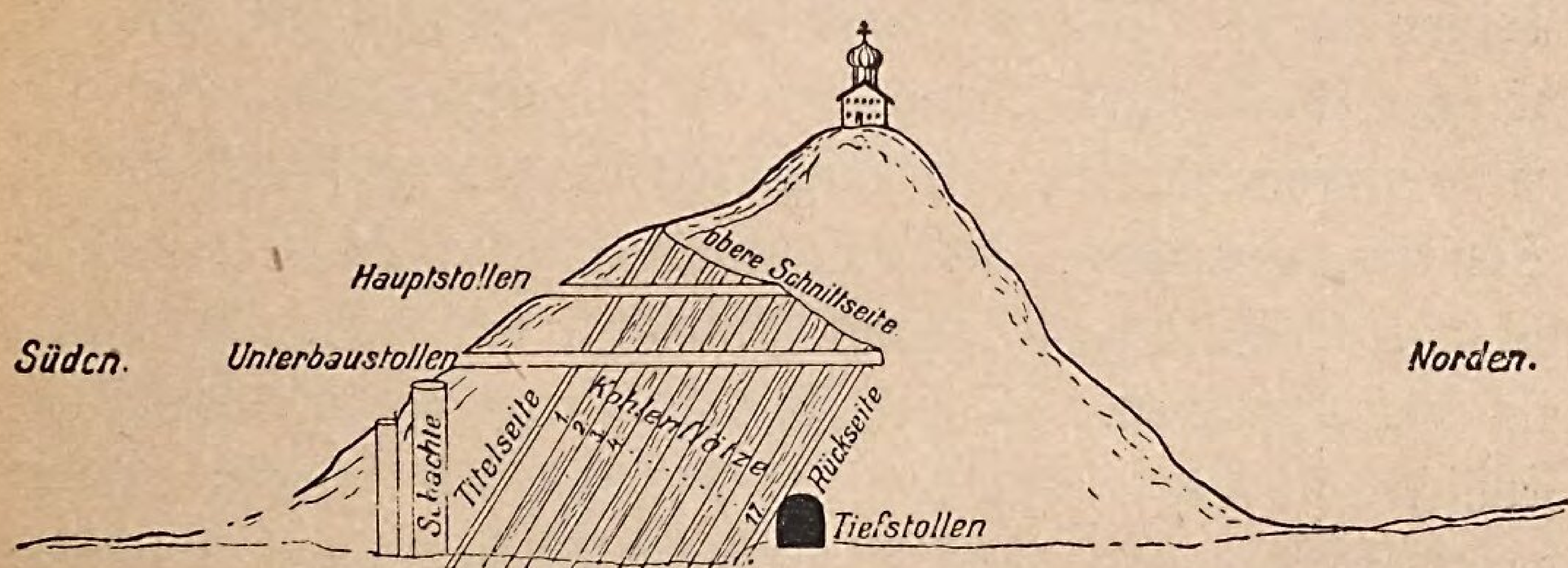
Ernst Lampart.

1. Wer von dem freundlichen Städtchen Schongau sein Auge nach Osten wendet, der erblickt etwa zwei Stunden weit

entfernt einen Berg, von dessen Kuppe ein vielbesuchtes Kirchlein heruntergrüßt. Es ist dies der 1000 m hohe Peißenberg.

In seinem Innern befindet sich ein großes Kohlenlager. Du darfst aber nicht glauben, daß hier die Kohlen lose und wirr durcheinander liegen, wie in einem Keller die Kartoffeln. Diese Kohlen sind fest und in geordneten Schichten neben einander, die der Bergmann Flötze heißt.

Das ganze Kohlenlager ruht wie ein ungeheuer großes, geschlossenes Buch im Innern des Berges. Dieses Buch wendet seine Titelseite gegen den südlichen, seine Rückseite



gegen den nördlichen Abhang, seinen Rücken nach Westen, die obere Schnittfläche gegen die Grundmauern des Kirchleins, die rechte Schnittfläche nach Osten, und seine untere Schnittfläche senkt es in die Tiefe hinab.

Gleichwie ein Buch aus Blättern zusammengesetzt ist, so besteht das ganze Kohlenlager aus 17 neben einander ruhenden Flötzen. Die einzelnen Flötze sind durch Zwischenschichten von Sandstein, Thon- und Mergelerde von einander getrennt, wie die Blätter eines Schreibheftes durch das Löschblatt. Vom südlichen Abhang aus betrachtet, liegen die Kohlenflötze wie 17 Blätter hinter einander. Bauwürdig, d. h. so reich an Kohlen, daß letztere gewonnen werden können, sind von diesen 17 Flötzen jedoch nur sieben. Hievon ist das schwächste 35 cm, das mächtigste aber 260 cm stark. In der Richtung des südlichen Bergabhanges senken sich die Kohlenflötze von der Kuppe schief hinab bis in eine noch

unerforschte Tiefe. In ihrer Längenausdehnung streichen sie von Westen nach Osten.

Vom südlichen Abhange aus führen zwei wagrechte Gänge, der Hauptstollen und der Unterbaustollen, in den Berg. Als in diesen beiden die Kohlenvorräte erschöpft waren, bohrte man auf der Ostseite einen dritten, den Tiefstollen, der nun schon eine Länge von über 4000 m hat. Wo die drei Stollen nicht durch festes Gestein führen, sind sie ausgemauert oder durch Holzzimmerung gestützt.

Weil aber auch über dem Tiefstollen der Vorrat an Kohlen in den Flötzen allmählich zu Ende geht, ist man genötigt, Kohlen aus sehr großer Tiefe hervorzuholen. Darum hat man am südlichen Abhange des Berges zwei tiefe Löcher, Schachte, gegraben, die wie Brunnen senkrecht in die Erde führen. Diese beiden Schachte sind aber viel tiefer und weiter als ein Brunnen. Durch den größeren fördert man die Kohlen aus der Erde; er heißt darum Förderschacht. Durch den kleineren wird das unterirdische Wasser herausgeschafft; er wird darum Pumpenschacht geheißen. Auch diese Schachte sind an den Seiten teils durch Holzgerüste, teils durch Mauern gefestigt.

2. Aber wie kommen die 500 Bergleute, die in dem Kohlenbergwerke beschäftigt sind, in die Erde hinein? — Der Weg durch die drei Stollen gleicht unseren Straßen und ist leicht zu begehen. Das Einfahren in die Schachte und das Ausfahren aus denselben wird mittels Dampfmaschinen besorgt und geht schnell von statten.

In der Erde herrscht stets dunkle Nacht. Weder das Licht eines Sternleins, noch ein Strahl der Sonne dringt dorthin. Darum muß jeder Bergknappe eine Lampe mitnehmen, wenn er zur Arbeit geht. Dieses Grubenlicht trägt er entweder in der Hand oder auf seiner Brust. Beim matten Scheine desselben verrichtet er sein schwieriges Werk. Da unten singt kein Vogel, man hört nur das Lied des

Bergmanns und das Geräusch, welches durch die verschiedenen Arbeiten der Bergknappen mit Schlägel, Brecheisen, Keilhaue und mit Pulver und Dynamit hervorgerufen wird.

Das losgelöste Gestein und die Kohlen ladet man in kleine, längliche, vierräderige Karren, die man „Hunde“ nennt. Jeder Hund faßt etwa 7 Ztr. und steht auf Eisenschienen, die, wie bei den Eisenbahnen, auf dem Boden des Stollens befestigt sind. Sobald ungefähr 15—20 Hunde gefüllt sind, werden sie aneinander gekoppelt und von einem Pferde nach dem Ausgange des Stollens gezogen. Aus dem Schachte geschieht das Herausschaffen der Kohlen und des Gesteins auf andere Art. Hier hängt an einem sehr dicken Drahtseile ein großer, viereckiger Korb aus Eisen, welcher zwei Hunde aufnehmen kann. Diese werden nun samt ihrem Inhalte hinaufgezogen. Gleichzeitig werden am anderen Ende des Drahtseiles zwei leere Hunde in die Tiefe befördert. Diese Arbeit besorgt eine aufgestellte Dampfmaschine, welche so schwere Lasten leichter und schneller in die Höhe heben kann. Oben werden die gefüllten Hunde herausgezogen.

Das taube Gestein wird auf die Halde geschüttet. Die Kohlen, Pechkohlen genannt, bringt man in die Sortierhalle. Hier schüttet man sie auf schief liegende eiserne Siebe, welche durch Dampfmaschinen fortwährend hin- und herbewegt werden. Da diese über einander liegenden Siebe Maschen mit verschiedener Weite besitzen, so ordnen sich die Kohlen nach ihrer Größe von selbst: Stückkohle, Grobkohle, Brockenkohle, Würfelkohle und Grieskohle. Die sortierten Kohlen fallen in Eisenbahnwagen, die von dem nahen Bahnhofe Peißenberg aus bereit gestellt werden. Das Bergwerk liefert täglich etwa 30 Eisenbahnwagen voll Kohlen.

Die Arbeit des Bergmannes ist wichtig und zieht mächtig an; sie ist aber auch beschwerlich und mit mannigfachen Gefahren verbunden. Vom Jahre 1837 bis 1894 sind im Bergwerke des Peißenberges 16 Knappen verunglückt; zwölf

von ihnen wurden durch herabfallendes Gestein verschüttet; vier Bergleute verunglückten durch schlagende Wetter. Obschon das Innere des Peißenbergs an unterirdischen Gewässern außerordentlich reich ist, so hat hier noch kein Bergmann den Tod durch Ertrinken gefunden. Tag und Nacht wird durch Dampfmaschinen das Wasser ausgepumpt und die verdorbene Luft im Bergesinnern durch frische ersetzt. Sowohl die Bergknappen als auch ihre Vorgesetzten halten auf strenge Ordnung und beachten die bestehenden Vorsichtsmaßregeln aufs gewissenhafteste. Doch ganz beseitigen kann man die Gefahren nicht. Den Bergleuten sind sie wohl bekannt; darum wird vor jeder Einfahrt, früh 6 Uhr, nachmittags 2 Uhr und abends 10 Uhr, durch gemeinschaftliches Gebet der Segen des Himmels erfleht. Dann gehen die Knappen unverzagt an ihre Arbeit und rufen sich zu: „Glück auf!“

193. Bergkirchleins Sonntagsglocke.

Julius Lohmeyer.

Wenn der Osten erglüht und die Dämmerung schwand,
dann schau' ich hinaus in das schweigende Land;
es dampfen die Gründe, es glitzert der Fluſs,
es schimmert die duftige Ferne.
Da bring' ich der Erde den himmlischen Gruſs
und grüſse die scheidenden Sterne.

Und ich ruf' es mit mächtigem, freudigem Schall:
Wie schön bist du, Heimat! Wie schön überall
von Dörfern und Städten ein lachender Kranz
in blühenden Saaten zu schauen,
ein prangender Garten, des Vaterlands
gesegnete Fluren und Auen! —

Und mächtiger hebt sich und schwingt sich mein Klang
durch Wälder und Felder die Thäler entlang,

zur niedrigsten Hütte, verlassen und fern,
die Kunde des Friedens zu bringen. —
Und siehe, schon nah'n sie, voll Andacht dem Herrn
Loblieder des Dankes zu singen.

194. Das Passionsspiel in Oberammergau.

Hans Heindl.

1. Wenn sich das Jahrzehnt zum Ende neigt, legt der Oberammergauer die Schnitzmesser weg. Im Dorfe erwacht ungewöhnliches Treiben. Auf der alten Straße regt sich's wieder; von Woche zu Woche wird es lebendiger auf ihr. Und endlich, wenn der schimmernde Frühsommer das Gebirge mit neuer Pracht erfüllt, bewegen sich Wagen und Menschen gleich einem Heerzuge gegen Oberammergau hin. Und dieses tritt nun plötzlich hervor aus seiner stillen Verborgenheit und wird genannt in allen Gegenden der Erde. Es ist die Zeit des Passionsspieles.

Die schreckliche Pest, die in früheren Jahrhunderten ganze Länder überzog und verheerte, war im Jahre 1633 auch in Oberammergau eingedrungen und hatte bereits einen großen Teil der Einwohner hingerafft. Da suchten die Überlebenden in ihrer hohen Not des Himmels Hilfe. Sie gelobten, alle zehn Jahre das Leiden und Sterben des Weltheilandes zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich darzustellen. Und die Krankheit erlosch. Dieses Gelübde löst die Gemeinde Oberammergau, so oft das Passionsjahr wiederkehrt.

2. Die Bühne versetzt uns in die hl. Stadt Jerusalem. Als Decke hat der liebe Gott über das Schauspielhaus den herrlichen Gebirgshimmel gelegt. Lebende Bilder, Vorbilder aus dem alten Testamente, leiten die einzelnen Teile der Leidensgeschichte ein. Diese beginnt mit dem feierlichen Einzuge in Jerusalem, wobei dem göttlichen Heilande das Volk noch „Hosanna!“ zujubelt, das bald nachher mit dem

Rufe „Kreuziget ihn!“ seinen Tod fordert. Besonders ergreifend wirkt auf die Zuschauer der Abschied Jesu von seiner Mutter in Bethanien. Da wird manches Auge naß, dem sonst die Thräne fremd ist, und leises Schluchzen dringt durch die Reihen. Die Gefangennehmung auf dem Ölberge, die Verurteilung, Geißelung und Kreuzigung werden mit erschütternder Wahrheit vorgeführt. Tiefe Andacht ergreift die Herzen der Zuschauer; es ist ein Gottesdienst. Und doch sind es nur schlichte Dorfbewohner, die auf der Bühne erscheinen.

3. Dem Ettaler Mannl gegenüber am linken Ufer der Ammer erhebt der Kofel sein gewaltiges Haupt. Im Norden schmiegt sich an ihn ein kleiner Hügel, den die Leute Osterbichl nennen, und auf diesem steht ein hochragendes Steinbild. Es stellt die Kreuzigungsgruppe dar. Ludwig II., der edle, kunstsinnige König von Bayern, ließ es schaffen und schenkte es der Gemeinde Oberammergau zur steten Erinnerung an das Passionsspiel.

195. An der Zugspitze.

Nach Karl Stieler.

1. Den Höhepunkt der bayerischen Alpen bildet der Wetterstein. Er ist der König im Westen, wie der Watzmann im Osten. Kein Haupt erhebt sich stolzer, keine Krone trägt reicheres Felsgezack. Am meisten ragt die Zugspitze hervor, des deutschen Reiches höchste Erhebung (2968 m). Trotzig streben ihre ungeheuren Kalksteinmassen himmelan. Meilenweite Wüsten erstrecken sich in ihren höheren Lagen, und zerklüftete Gletscher umsäumen den Gipfel. Drunten aber im Loisachthale ist das Gefilde weithin eben, und die heiße Sonne wirft ihre Strahlen auf die saftigen Wiesen und das goldene Ährenfeld.

Dicht an der Zugspitze liegt Partenkirchen, das schon die Römer auf ihrem Wege ins deutsche Land erbaut haben,



und nicht weit davon das freundliche Garmisch, von der schnellfließenden Loisach durchströmt. Zahllose Ausflüge von ungemeiner Pracht bieten sich den Fremden dar, die während des Sommers das „Werdenfelser Land" besuchen. Da ist die Partnachklamm, das Rainthal, der dunkle Eibsee, der liebliche Badersee und vieles andere.

2. Die Besteigung der Zugspitze ist jetzt bedeutend erleichtert; immerhin nimmt sie gewöhnlich zwei Tage in Anspruch. Der Gipfel des Berges trägt ein eisernes Kreuz von etwa 4 m Höhe. Die Fernsicht, die sich hier eröffnet, reicht fast unermeßlich weit. Besonders schön erglänzen im Süden die gewaltigen Ketten der Tiroler Alpen. Wohin das Auge blickt, wird es geblendet von Schnee und Eis. Nach Norden hin liegt in einer schwindelnden Tiefe von 2000 m der von Wäldern umsäumte Eibsee scheinbar senkrecht zu Füßen des Beschauers. Weiterhin aber glitzert das heitere Land. Jedes Haus ist ein schimmernder Punkt, jeder Fluß ein silberner Faden, der sich endlich in blauduftiger Ferne verliert.

196. Die Sage vom Walchensee.

Hans Heindl.

Grausiges weiſs die Sage zu erzählen von den Tiefen des Walchensees, die für unergründlich gehalten wurden. Da liegt, ringförmig das ganze Becken ausspannend, ein Riesenwaller mit rollenden Augen so groſs wie Feuerräder. Jahrtausende ruht dort das Ungetüm und hält den Schweif im Rachen. Und wenn je einer den Versuch wagt, das Geheimnis des Sees zu erforschen, hört man das dumpfe Murren: „Ergründ'st du mich, so schlünd' ich dich!" Wenn aber einst Unglaube und Gottlosigkeit überhand nehmen, so öffnet der Fisch den Rachen und schnellt den Schweif heraus. Und von dem

gewaltigen Schlag bersten die Uferwände des Kesselberges; hoch türmen sich die Wellen, und die ungeheuren Wasser wälzen sich wie eine zweite Sintflut hinab über das Land. Dann ist es um unser liebes Bayern und seine schöne Hauptstadt München geschehen.

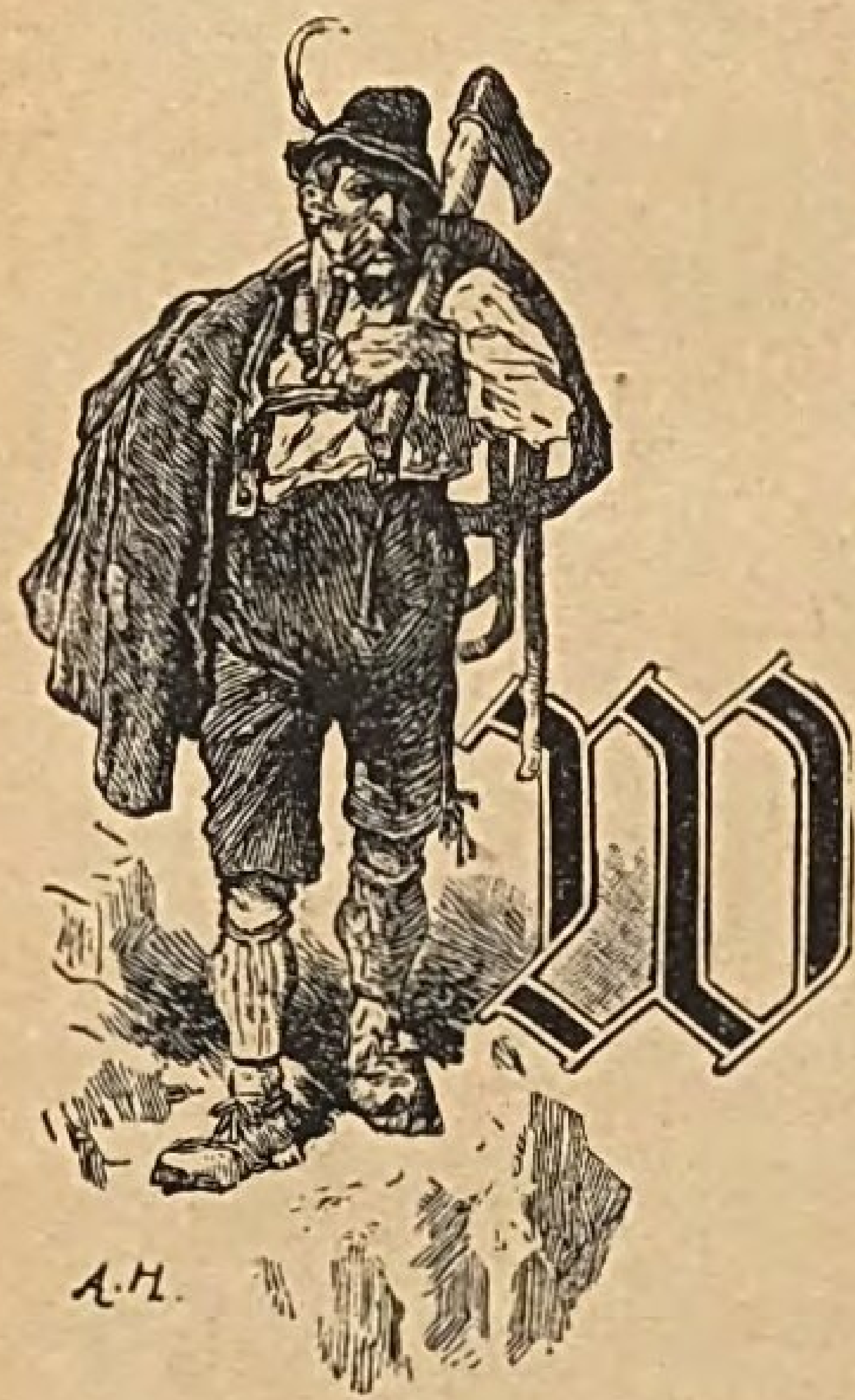
197. Der Hüterbua.

(Als Probe der bayrischen Mundart.)

Franz von Kobell.

Steht z'höchst a Hüterbua,
schaugt weit ins Land,
juchezt und singt
von da felsinga Wand.
„Heirassa, Hüterbua,
du bist wohlauf,
weckst ja in aller Fruah
d' Vög'l schon auf.
Is heunt 'was B'sunders?
Werd wohl a so sei',
denkst g'wiß an Küch'ln
und Nud'l und Wei'.
Is g'wiß a Fremder
herob'n do g'leg'n,
hot dir an Guld'n
für Ed'lweiß geb'm?"
Und der Bua lacht,
wie der oa' a so fragt.
„Nix hast da'rot'n du,"
hot er na g'sagt,
„denk' nit an Küch'ln,
an Wei' nit und Geld,
moa' halt, mi freut's,
daß i bin auf der Welt;

und wenn i juchez,
nit frag' i warum,
und wann i sing', no'
so is ma' halt drum."
Und mit an' Juchezer
springt er davo'.
Is gar leicht lusti' sei',
bal's oana ko'.



198. Der Holzknecht.

Hans Heindl.

Wipfel an Wipfel stehen die Stämme der Fichten und Tannen stolz und frei hoch oben im Bergwalde. Da kommen an einem hellen Spätsommertage Männer mit rauhen, sonnverbrannten Gesichtern. Sie tragen eisenbeschlagene Schuhe und graue Joppe; über derselben liegt ein breiter Lederkragen, und die Hose reicht meist nur bis zum Knie. Ein spitzer, grüner Hut vollendet die malerische Tracht. Die Axt wird von der Schulter genommen, und bald klingt ihr Schlag hell und gleichmäßig in die Ruhe des Waldes. Schreiend fährt die Säge in den Baum; er ächzt und knirscht; aus klaffender Wunde träufelt sein goldenes Blut; immer tiefer dringt das scharfe Eisen. Da neigt sich der Wipfel; der Baumriese wankt; rauschend schwebt er in einem weiten Bogen hin und mit wildem Krachen stürzt er zu Boden. Wohl ein Jahrhundert lang umspannten seine Wurzeln die grauen Felsen, um die karge Nahrung zu suchen, und mühevoll wuchs er hinauf zu seiner gewaltigen Größe. — Der zu Boden gezwungene Waldkönig wird der Krone und des grünen Prunkkleides beraubt; seine Herrlichkeit ist zu Ende. In Zukunft muß er dienen; er muß dem Menschen Bauholz liefern oder den Ofen heizen.

Ein Baum fällt nach dem andern; immer größer wird die Lücke; endlich ruht ein ganzer Wald an der Erde, die ihn so lange genährt, und von welcher er jetzt Abschied nehmen muß für immer.

2. Die Säge hat ihr Werk vollendet, nicht aber der Holzknecht. Zerstreut liegen die Hölzer, wie sie gefallen; sie müssen zunächst gesammelt werden. Dann folgt die Thalreise. Sind die Gebirgswege gut, so wird sie mit Pferd und Schlitten ausgeführt. Häufig jedoch bleiben die Holzmassen während des Winters liegen. Wenn dann im Frühlinge sanfte Winde über die Schneefelder hauchen, rieselt es in tausend Rinnsalen von



ihnen herab. Schleichende Wässerlein wachsen an zu rauschenden Bächen. Nun kann die Trift beginnen. Durch einen eigenen Bau, die Klause, wird der Bach aufgestaut, und die Holzknechte werfen das Holz hinein. Sobald das Thor sich öffnet, stürzt das Wasser mächtig hinab und mit ihm das Holz. Wild schäumt und rauscht der Bach, springt über Blöcke und Felsen, und versucht nicht selten, sich seiner aufgedrungenen Last zu entledigen. Aber jeder Klotz, den er ans Ufer spült, wird von dem Holzknechte zurückgestoßen in die tobende Flut. Da verengt sich plötzlich die Schlucht; der Bach zieht durch die finstere Klamm;

tief unten grollen und gurgeln die Wasser. Zuweilen geschieht es, daß hier das Holz den dunkeln Weg nicht mehr findet. Ein Baum hat sich quer gelegt, und die nachfolgenden Stämme stauen sich und bilden bald einen Holzberg. Was ist nun zu thun? Ein Holzknecht bindet sich ans Seil und wird turmhoch hinabgelassen; mit einem langstieligen Haken, dem Griesbeile, reißt er die Hölzer auseinander, bis sie wieder flott sind. Und das geschieht nicht ohne Gefahr; denn wird er nicht rechtzeitig emporgezogen, erschlagen ihn die nachstürmenden Stämme.

Ja, gefahrvoll und strenge ist die Arbeit der Holzknechte. Sie verlangt ein kühnes Herz und eiserne Gesundheit. Und mancher felsenstarke Bursche wurde von den Stämmen, die sein Arm gefällt hatte, zermalmt. Oft genug begegnen dem Gebirgswanderer Gedenktafeln, sog. „Marterln", erzählen ihm solche Unglücksfälle und bitten um ein fromm Gebetlein.

199. Der Wanderer in der Sägemühle.

Justinus Kerner.

1. *Dort drunten in der Mühle*
saſs ich in guter Ruh'
und sah dem Räderspiele
und sah den Wassern zu.

2. *Sah zu der blanken Säge —*
es war mir wie ein Traum —
die bahnte lange Wege
in einen Tannenbaum.

3. *Die Tanne war wie lebend;*
in Trauermelodie,
durch alle Fasern bebend,
sang diese Worte sie:

4. *„Du kehrst zur rechten Stunde,*
o Wanderer, hier ein,
du bist's, für den die Wunde
mir dringt ins Herz hinein.

5. *Du bist's, für den wird werden,*
wenn kurz gewandert du,
dies Holz im Schofs der Erden,
ein Schrein zur langen Ruh'!"

6. *Vier Bretter sah ich fallen,*
mir ward's ums Herze schwer;
ein Wörtlein wollt' ich lallen,
da ging das Rad nicht mehr.

200. Auf der grünen Isar.

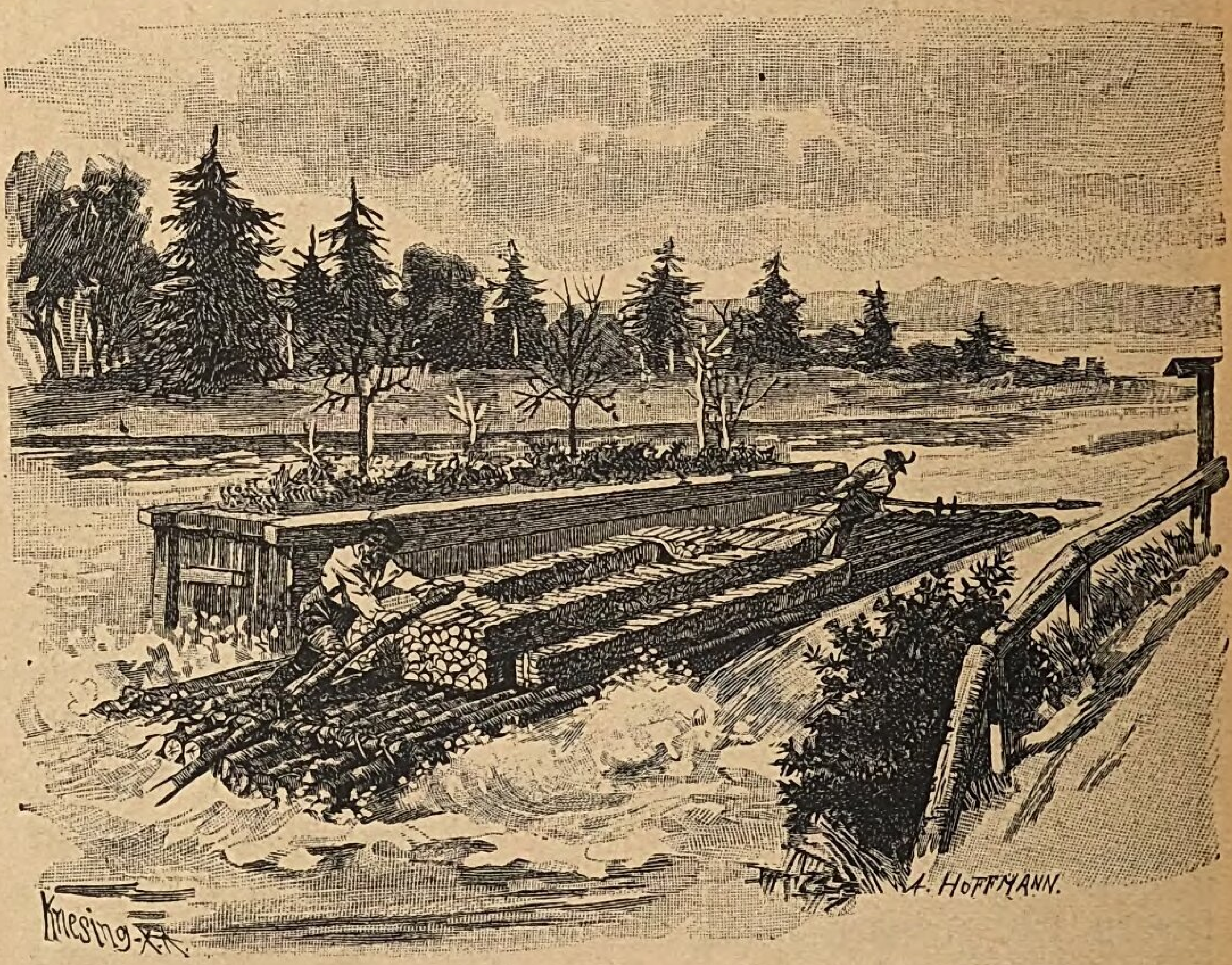
Alois Frietinger.

1. „Als kleiner Halleranger Bach sprudelten wir aus den wilden Gehängen des Karwendel. Krummholz wucherte an unsern Uferhalden. Almenrausch und Edelweiß badeten ihre Purpurglocken und Silbersterne in unserm frischen Naß. Geier und Gemsen kamen, aus der kühlen Quellflut zu trinken. Von Menschenkindern kannten wir nur den lustigen Geißbuben, der seine Herde in den öden Steinkaren weidete, und den verwilderten Wurzelgraber. — Dann zogen wir in felsiger Furche hinaus ins Hinterauthal. Hier bauten Jäger und Holzer, Hirten und Köhler ihre Hütten an das Ufer. — Durch viele Bergwasser gestärkt, traten wir an der Scharnitz ins bayerische Land. Da trieben wir zwischen hohen Wänden in die erste breitere Thalsohle. Aus wilder Klamm stürzte sich in einem mächtigen Wasserfall die Leutasch in unsere Arme.

Mit Jugendlust stürmten wir, von Matten und Weidenbüschen begleitet, in enger Thalspalte am musikkundigen Mittenwald, am stillen Krün und Wallgau vorüber. Wunder an Wunder haben wir da geschaut in Wald und Flur, an Blumen und Tieren neuer Art. Darum zieh mit uns, Bub! 's geht nichts übers Wandern in Gottes schöne Welt!"

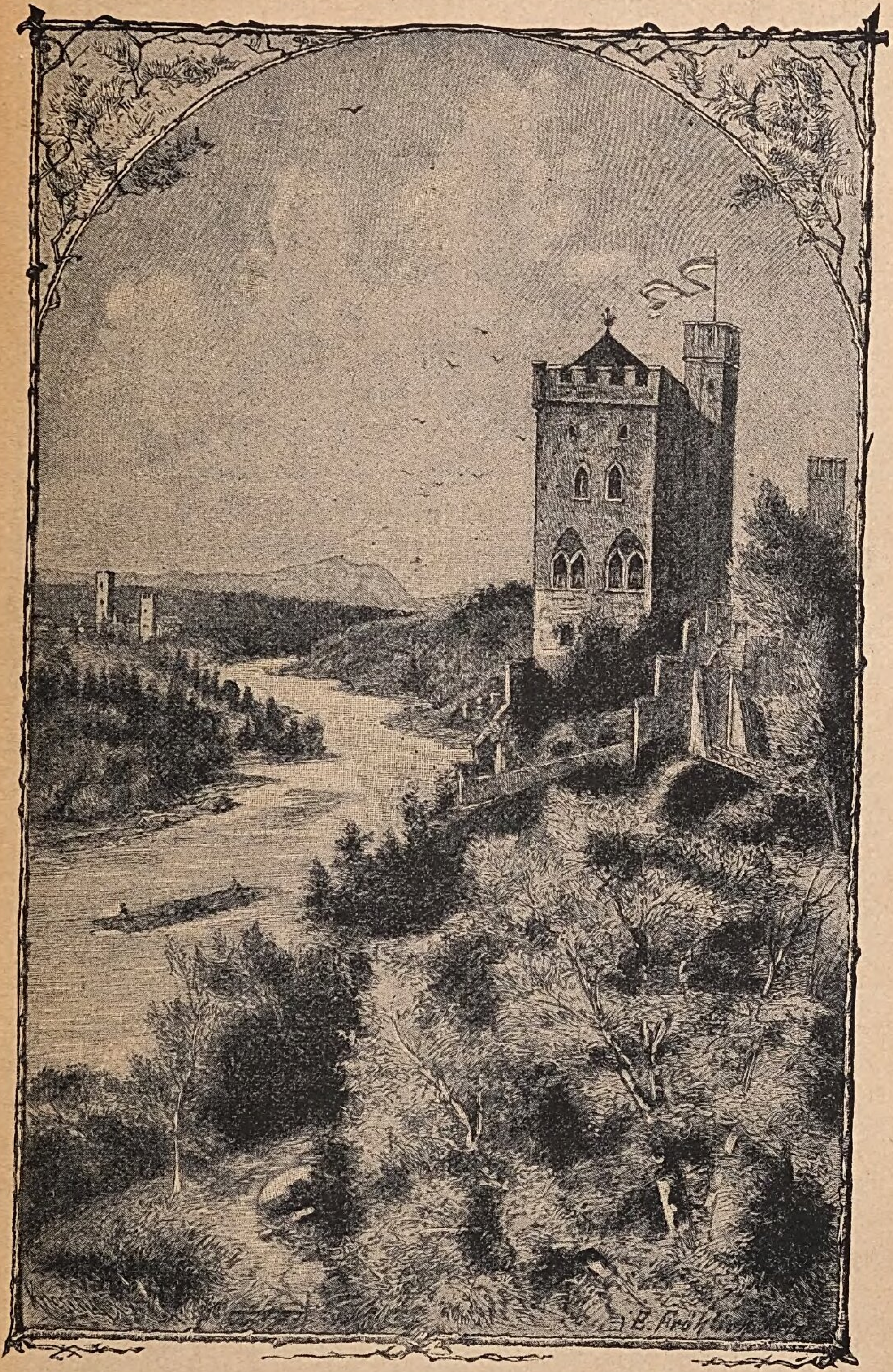
2. Also haben die grünen Isarwellen einem flachshaarigen Büblein, dem Holzer-Lenz, in „Fall" erzählt. Und in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages, da Thal und Höhen noch im Frühnebel schliefen, stieß der Knabe vom Lande. Er durfte

mit dem Vater auf dem Floß gen München reisen. Lustig trieb das Fahrzeug dahin, bis es in einer Flußenge, in der sich das Wasser mühsam über Fels und Klippen wälzte, wie ein Spielball hin- und hergeschleudert wurde. Da wollte es dem Lenz schier bange werden. Doch als er auf den Vater sah, der wie aus Erz gegossen am Steuer stand, bekam er Mut und Stolz. Und wie alsbald Floß und Wasser über eine Schnelle von 7 m



krachend und tosend hinabschossen, da jauchzte der Hochlandsknabe mitten im Schaum und in der stäubenden Wasserwolke.

Nun strömte das holde Sonnenlicht über die Hänge und ergoß sich in goldenen Wellen ins weite Thal. Ein keckfrisches Alpenkind, rauschte jetzt die Isar, die „schnellreißende“, in voller Wasserfülle mit silbern spritzenden Kämmen in kiesigem Bette dahin. Die Walchen und Jachen hatten die reichen Fluten des Achen- und Walchensees in ihren Schoß geschüttet. Wie im Traume zogen an dem Knaben, der noch nie aus seinem weltfernen Hochthale gekommen, die grün umhegten Weiler, Schloß Hohenburg, das liebliche Dorf Lenggries vorüber. An der Lände beim schönen Markte Tölz fand sich eine lange Reihe



Burg Schwaneck.

von Flößen zusammen, die gemeinsam die gefahrvolle Fahrt zwischen den Inseln und Auen, den Sandbänken und Untiefen, welche die vielfach gespaltene Isar bildet, bis Wolfratshausen fortsetzten. Hier in weiter Niederung vereinigte sich der Fluß mit seiner Zwillingsschwester, der hellen Loisach. Was wußten sich die grünen Wasser nicht alles zu erzählen von ihrem Laufe aus den Bergen, durch Thäler, Moore und Seen! Plötzlich that der Lenz einen Schrei. Oben am Berghange kroch ein schwarzes Ungetüm heran. Wie ein Drache wand es sich mit hundert gläsernen Augen um die Böschung, und aus seinem Rachen spie es leibhaftig Rauch und Feuer. „Siehst du dort die Eisenbahn?“ fragte der Vater. „Auf die setz' ich mich meiner Lebtag nicht; 'sell weiß ich!“ entgegnete der Lenz mit Grauen.

Jäh traten nun die Flußufer zusammen. Eingeengt in ein tiefes, schmales Bett eilten die Wasser in einer Riesenschlucht dahin. Lieblich waren die Hänge mit Busch und Wald bestanden. Freundliche Dörfer, Schlösser, Kloster Schäftlarn, wie in einer Einsiedelei gelegen, grüßten in das Thal. Bei Pullach und Grünwald weitete sich die Flußrinne in ein herrliches Waldbecken. Von der linken Kuppe schaute, wie ein Bild aus alter Ritterzeit, Burg Schwaneck ins Land. Noch eine Biegung, und das Floß trieb bei Großhesselohe unter der Eisenbahnbrücke hin, die sich mit himmelanstrebenden Pfeilern über die schwindelige Höhe spannt. Darauf hat der Lenz einen hellen Juchzer gethan. Vor ihm lag, wie aus dem Erdboden gezaubert, die ganze weite Schau umspannend, mit unzählbaren Giebeln, Kuppeln und Türmen die lang ersehnte Stadt München. — Nach einem tüchtigen Bade bei der Floßtenne an der Marienklause ging's langsam unter Bögen und Brücken hinein in das endlose Häusermeer. Dem Büblein aus den Bergen wurde es von der Unzahl neuer Bilder ganz wirbelig im Kopfe. An der alten Lände „zum grünen Baum“ kehrten sie ein zur Leibesstärkung und Nachtruhe.

3. Frühmorgens wurden die Flöße wieder losgebunden. Ruhig schwammen die Stämme in geregelter Fahrstraße nach Norden, durch die abwechselungslose Breite der Auen, Heiden und Moore, bis die Domtürme von Freising auftauchten. An

der alten Bischofsstadt vorbei wurde die Fahrt fortgesetzt in die fruchtbaren Gelände von Moosburg. Bei Isareck mündete ein krümmungsreicher, fast stromartiger Fluß. Seine langsamen Wellen erzählten eine stille Mär vom grünen Ammerwalde, von Schlössern in der Bergeinsamkeit, von reichen Gauen mit sagenumsponnenen Abteien und Edelsitzen. — Langsamern Laufes trug nun der einst so wilde Bergfluß die Edeltannen seiner Heimat in das segensschwere Getreidegebiet Niederbayerns.

In der Dreihelmenstadt verkauften die Bergler ihre Flöße, und der Lenz mußte sich wohl oder übel auf den feuerspeienden Dampfwagen setzen. Der trug ihn mit Windeseile zurück in die stille Waldheimat. — Da gab es ein endloses Fragen und Erzählen. Zum Schlusse meinte die Mutter lächelnd: „Nun, wo hat's dir am besten gefallen?" Da sprach der Lenz ohne Besinnen: „Am schönsten, Mutter, ist's — daheim!"

201. Der Goldbrunnen in der Jachenau.

Alois Frietinger.

Der frischeste Bub in der Jachenau war wohl der Hüter-Franzl. Wenn er allmorgens mit dem muntern Ziegenvolk die Dorfstraße herunterzog, horchte jung und alt auf seinen fröhlichen Sang. Und oben im Gewänd, von Sonnenglanz und Bergluft umflossen, warf er das grüne Spitzhütlein ins Blaue und jauchzte, daß Thal und Höhen in den hellen Jubel einstimmen mußten.

Einmal aber trat auch das Weh hart an das Herz des Hirtenknaben. Zur gewohnten Stunde hatte er seine Herde thalwärts getrieben. Als er durchs Gärtlein ins Elternhaus treten wollte, fand er die Thüre verschlossen. Die Mutter saß weinend daneben unter der Linde. Ein hartherziger Gläubiger hatte die Witwe aus dem Heim vertrieben; morgen sollte die Hütte unter den Hammer kommen. Das schnitt dem Franzl in die Seele. Wie betäubt ging er von dannen, ziellos immer weiter und weiter. Wo die blauschwarzen Schroffen der Benediktenwand sich aufbauen, liegt eine tief verborgene

Bergwiese. Hier in der Einsamkeit löste sich sein Schmerz in heißen Thränen.

Er bemerkte es nicht, wie im silbernen Mondenstrahl aus dem Tannenschatten sich ein geisterhafter Reigen schwang. Bergfeen in schimmernden Gewändern schlangen den Tanz. Plötzlich hielten sie inne. Sie hatten den kleinen Franzl erblickt, der mit verhülltem Gesichte schluchzend auf einem Steinblocke saß. Die Feenkönigin schwebte zu dem Knaben hin und erfuhr alsbald den Grund seines Kummers. Da legte sie ihre Hand in seine Rechte und führte ihn durch Büsche und Bäume, durch Engen und schauerliche Gründe immer tiefer in die Berge.

Mit einem Male öffnete sich ein enges, hohes Thal. Auf seinem Grunde liefen hundert Adern, die leuchteten und blitzten wie Sonnenschein. Als sich das Auge des Hirtenbuben allmählich an den gleißenden Schimmer gewöhnt hatte, sah er sich einem Brunnen gegenüber, aus dessen Röhre pures Gold quoll. „Schöpfe da, Kind," sprach die Frau, „so viel du zu tragen vermagst von dem toten Metall, nach dem ihr armen Menschenkinder alle Tage eures kurzen Lebens jaget!" Darauf erwiderte der Knabe: „O, nur eine Hand voll möcht' ich nehmen, um unser Häuslein auszulösen!" Da sah ihn die Königin lange an, legte ihre Hände wie segnend auf sein Haupt und küßte seine Augen. Dann füllte sie des Bübleins Hut mit reiner Goldflut und geleitete den Glücklichen wieder auf bekannte Pfade.

Franzls Hütlein hatte aber ein Loch. In seiner Herzensfreude merkte der Bub es indessen nicht, wie viel er von dem wunderbaren Naß verstreute. Als er zur Mutter kam, war gerade noch so viel übrig, daß es zur Deckung der Schuld reichte.

Dafür blieb dem Knaben das Gold seines Herzens eigen: seine Frohnatur und Zufriedenheit.

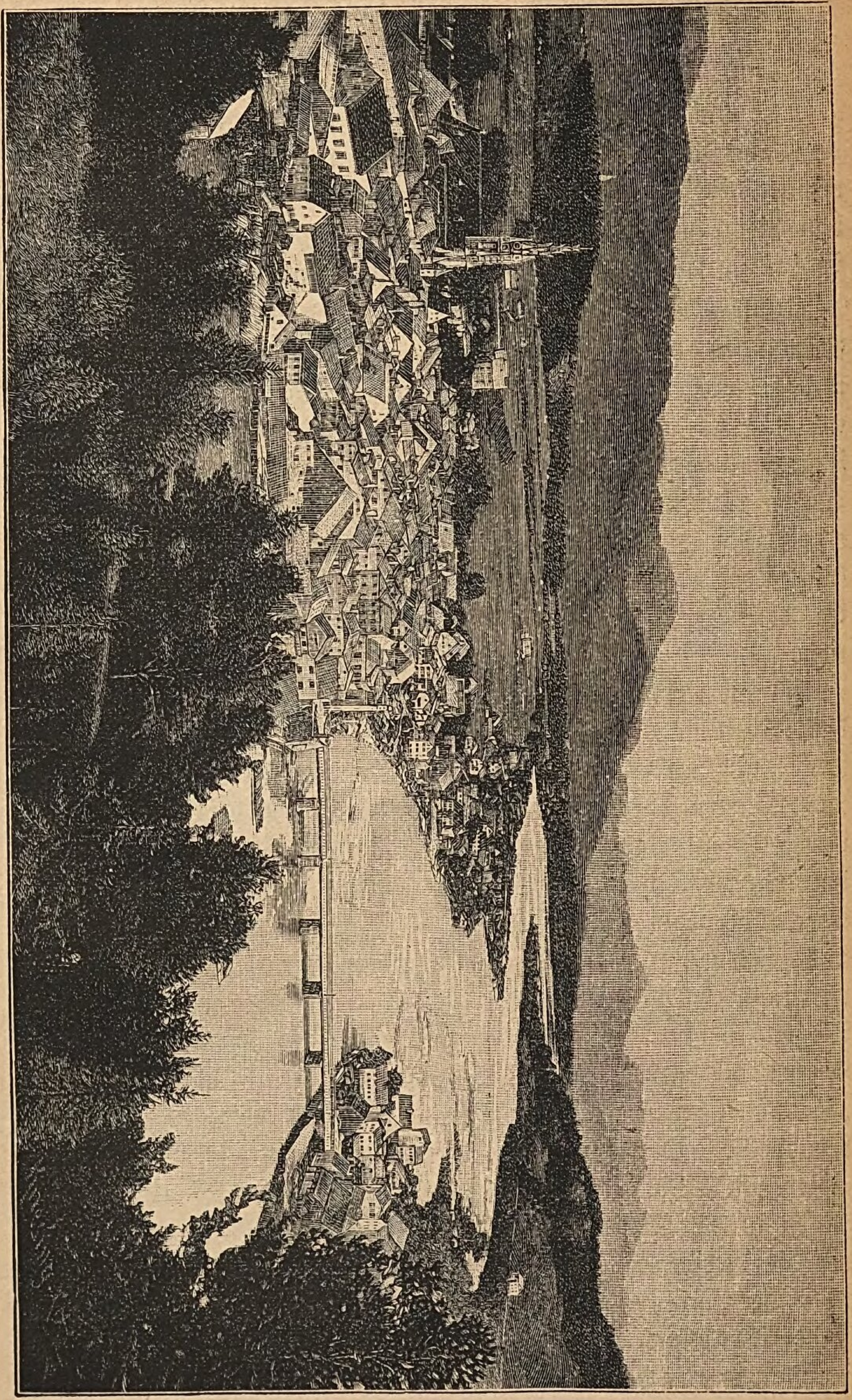
Den Weg aber ins Thal, wo die Goldflut rinnt, hat seit der Zeit kein Mensch mehr gefunden.

202. Die St. Leonhardsfahrt in Tölz.

Karl Stieler.

1. Die schönste Leonhardsfahrt, die jetzt im weiten Umkreis der bayerischen Berge gehalten wird, ist jene zu Tölz am 6. November. Die Lage des Ortes kommt ihr wohl zu statten, denn von hier aus führt der Weg zur Jachenau, zum mächtigen Walchensee und in das wilde Karwendelgebirg.

Schon eine Woche lang vorher wird in den Gehöften oder Gemeinden, die einen Wagen zur Feier senden, daran geschmückt und gerüstet. Das nötige Grün holt man aus eigenem Wald, und bis zu später Stunde sitzen Bursche und Mädchen beim Kränzewinden. Endlich bricht der Festtag selber an. Auf allen Wegen ringsum im Gau ist schon seit früher Morgenzeit ein reges Leben; überall her zu Fuß und zu Wagen kommen die Gäste, deren Gesamtzahl sich wohl auf mehrere Tausend beläuft. Gegen neun Uhr morgens beginnt das eigentliche Fest, und zwar zunächst die Auffahrt zum „Kalvarienberge“, auf dessen Gipfel die Leonhardskirche steht. Auf allen Wegen drängt sich das Volk im Sonntagsstaat, die Glocken läuten, schmetternde Musik erklingt — sie kommen! Allen voran zieht ein Trupp von Reitern. Dann folgt ein Wagen mit Musik, und vor ihm geht ein Viergespann, wie man es nicht alle Tage sieht; ist doch der Tölzer Gau weit und breit durch seine prächtigen Pferde berühmt. Spiegelblank glänzen die Braunen; Mähne und Schweif sind mit bunten Bändern durchflochten, und das Messingbeschläg der Geschirre glitzert in der Sonne. Im zweiten Wagen, welcher ganz besonders geschmückt ist, sitzen die geistlichen Herren aus dem Orte und der Umgegend. Er ist eine sogenannte „Leonhardstruhe“, die man nur an diesem Tage aus der Scheune hervorholt und die mit den bunten Wahrzeichen des Heiligen geziert ist. Die meisten dieser Truhen sind blau bemalt und zeigen in der Mitte das Bild des Patrons. Nach dem Wagen der die Geistlichkeit trägt, folgen noch weitere Gespanne. Fast jedes der umliegenden Dörfer sendet sein Gefährt, und es ist ein Stolz für lange Wochen, welches von allen am schönsten geschmückt war. Wohl an vierzig Wagen kommen auf diese Weise



Tölz im Isarthale.

zusammen, jeder vierfach bespannt und von mehreren Reitern begleitet.

2. Allmählich sind sämtliche Wagen heraufgezogen. Nun wird es plötzlich still, von der kleinen Kapelle tönt das Glöcklein, der Gottesdienst beginnt. Wenn die Glocken zur Wandlung rufen, da neigen sich alle Kniee, da entblößt sich jedes Haupt, und ein Gefühl der Andacht zieht hin über diese Tausende von schweigenden Gestalten. Nach der Messe beginnt der Umritt. In scharfer Wendung, daß die Achse kracht und die Rosse in den Zügel knirschen, geht es um das kleine Kirchlein herum. Unter der Thür desselben steht der Priester und gibt mit dem Kreuze jedem einzelnen Gefährt den Segen, während dessen Insassen andächtig den Hut ziehen. Ein Wagen um den andern fliegt vorbei, und dann fahren sie die breite, grüne Mulde hinab, daß man den Zug in langem Bogen sich entfalten sieht. Das ist der lebendigste und prächtigste Teil des Festes. Niemals klingt die Musik so rauschend und das Knallen der Peitschen so hell und das Jauchzen der Menge so fröhlich.

Nun aber ist das Läuten verhallt, der Umritt beendet, und die Wagen sammeln sich im Markte, wo erst recht das bunte Treiben beginnt. Bald ist kein Platz mehr in den großen Wirtsstuben. Auf der Gasse sind Bretterbuden aufgeschlagen, in denen allerhand Ware sich breit macht. Es ist ein Grüßen und Rufen, ein Gewühl und ein Leben, daß man das eigene Wort verliert. Erst allmählich verläuft sich die Menge, und die stattlichen Gefährte rollen auf dem Heimweg dahin, daß die Funken stieben.

203. Andechs.

Alois Frietinger.

1. Als eine der bedeutendsten Erhebungen in dem wald- und wasserreichen Hügelgebiete zwischen Ammer und Loisach steigt aus den Wellen des Ammersees der „heilige Berg“ empor. Durch die tiefeingerissene Schlucht des Kienthales wandern wir auf steilen Pfaden die Höhe hinan.

Diese krönte einst eine stattliche Burg. Mit Erkern und Zinnen, mit trutzigen Mauern und Türmen schaute die Feste weit hinaus ins Land. Ein ruhmreiches Geschlecht saß damals

auf der freien Warte. Manch altes Heldenlied erzählt noch von den ehrenfesten Grafen und Herzögen, den Bischöfen und Äbten, die dem edlen Stamme entsproßten.

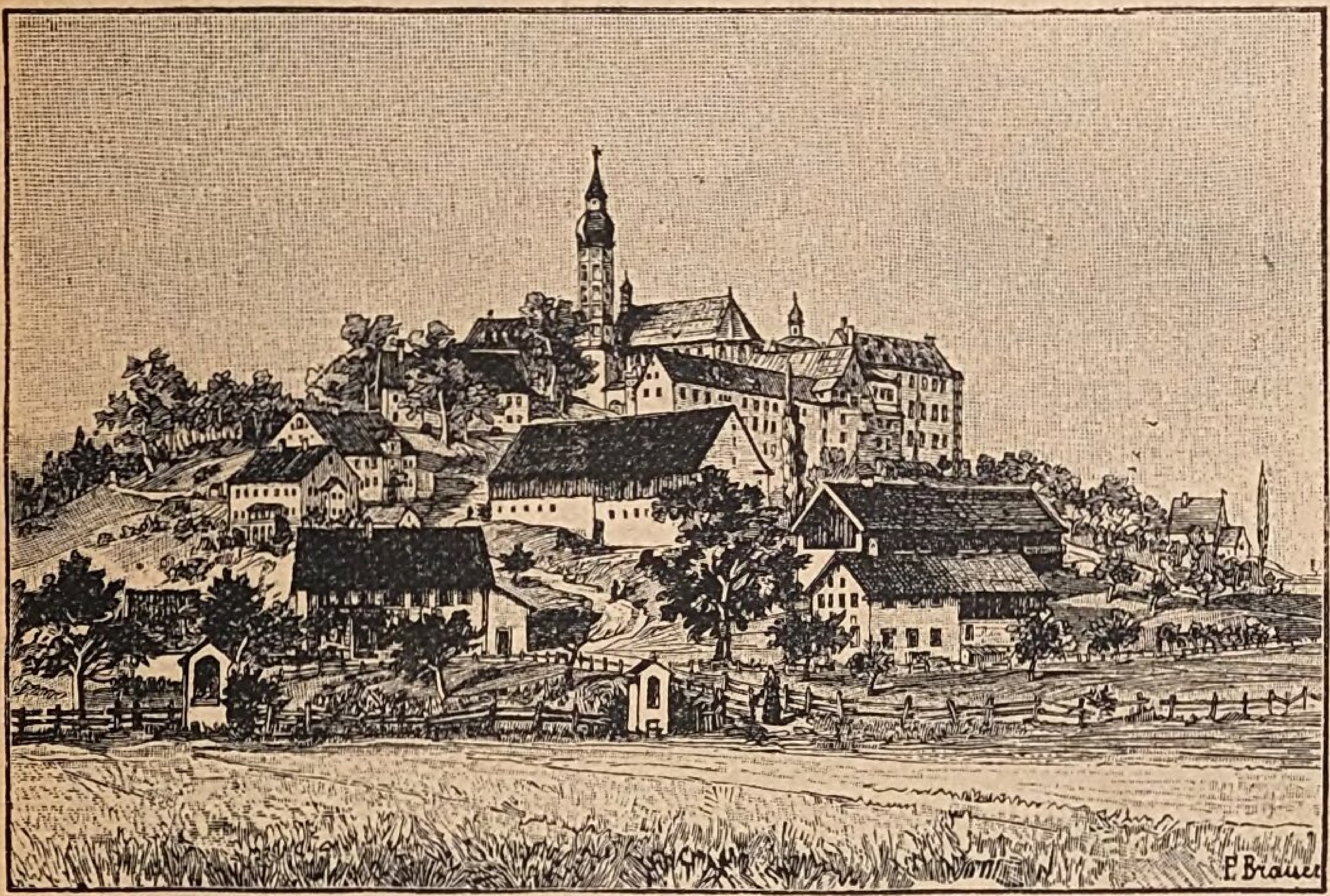
Im Munde und im Herzen des Volkes lebt ewig frisch das Angedenken an den glorreichsten der Andechs-Diessener Herren, den seligen Grafen Ratho, nun „Graf Rath“ oder „St. Rasso“ genannt. Dieser hünenhafte Recke war Jahrzehnte lang der Schrecken der Hunnen. Später machte er mehrere Fahrten ins gelobte Land und brachte von diesen Reisen viele Kleinodien und Reliquien zurück. Für diese Schätze einen passenden Ruheort zu finden, soll der kühne Kriegsmann von der Zinne seines Schlosses in der Nähe der jetzigen Ortschaft Wildenroth seinen wuchtigen Streithammer in die Amperniederung geschleudert haben. Die Waffe flog in mächtigem Bogen in das Wörth (Insel), das zwei Arme des Flusses umspülten. Hier ließ der fromme Held das Klösterlein „Wörth“, das heutige „Grafrath“, erbauen, in dem er als einfacher Bruder gottselig sein Leben beschloß.

In unsichern Kriegszeiten wurden die Kleinodien stets auf die feste Burg Andechs in Gewahrsam gebracht. Hier ruhten sie auch über hundert Jahre lang unter Schutt und Trümmern. Denn das edle Geschlecht der Andechser nahm wie seine stolze Burg schon im Jahre 1208 ein Ende. Lange Zeit danach entstand auf den bemoosten Ruinen eine kleine Kapelle. Als hier einst ein Benediktiner Messe las, trug ein Mäuslein an den Altar einen Zettel, auf dem verschollene Heiligtümer verzeichnet standen. Man grub und förderte eine Truhe zu Tage, in der sich vieles, was der selige Graf Rasso und die späteren Andechser gesammelt hatten, wohlerhalten vorfand.

Von nun an begann der Ruf des „heiligen“ Berges sich in den bayerischen Landen zu verbreiten. Tausende von Wallfahrern pilgerten alljährlich zum Gnadenorte, an dem durch die Gunst bayerischer Herzöge ein Benediktinerstift mit einem herrlichen Gotteshause erstanden war. Die Abtei, eine Pflegestätte der Wissenschaften, blühte bis zum Jahre 1803. Nach der Klosteraufhebung wechselte Andechs rasch seine Besitzer, bis es 1846 König Ludwig I. erwarb und dem Kloster St. Bonifaz zu München einverleibte.

2. Auch heute noch hat der alte Wallfahrtsort seine Anziehungskraft nicht verloren. An 200 Gemeinden gehen aus dem Ammer-, Würm- nnd Lechgau jährlich „mit dem Kreuz auf den heiligen Berg".

Besonders im wonnesamen Monat Mai ist's gar herrlich, oben bei der riesigen Klosterglocke im lichten Blau zu stehen. Unser Blick schweift da hin im Süden über den zackigen Alpen-



kranz, über die Bergriesen mit ihren spitzen Hörnern und klaffenden Schründen, ihren silbernen Rinnen und schimmernden Schneefeldern. Davor grüßen die Vorberge in anmutigem Grün, die liebliche Höhe der Peißenberg-Insel. Im Grunde liegt des Ammersees klarer Spiegel, das in saftigen Triften prangende Ufer von Diessen. Zwischen Moor und Wald blitzt die lustige Ammer auf, verschwindet nun im Tann, um bald wieder in breitem Kiesbette aus dem Forste zu brechen. Gegen Norden erschaut das Auge im welligen Lande helle Buchenbestände, grüne Auen und Felder, blaue Seen und Weiher, fast unzählbar dazwischen weiße Dörfer und Schlösser, Einödhöfe, Kirchen und Kapellen, in nebelgrauer Ferne die Domtürme von Augsburg und München.

Aus der nächsten Thalmulde steigen lange Pilgerzüge bergan. Hell leuchten die grellbunten Kleider der Mädchen und Frauen aus dem zarten Frühlingsgrün. Die roten Fahnen blähen sich flatternd in der wohligen Maienluft. Vogelsang aus allen Zweigen, Orgelklang tief herauf von der Stiftskirche, Glockenläuten von Thälern und Höhen, über uns des Himmels reinstes Weiß und Blau: Andechs ist ein herrliches Stück bayerischer Heimaterde!

204. Der Würm- oder Starnberger See.

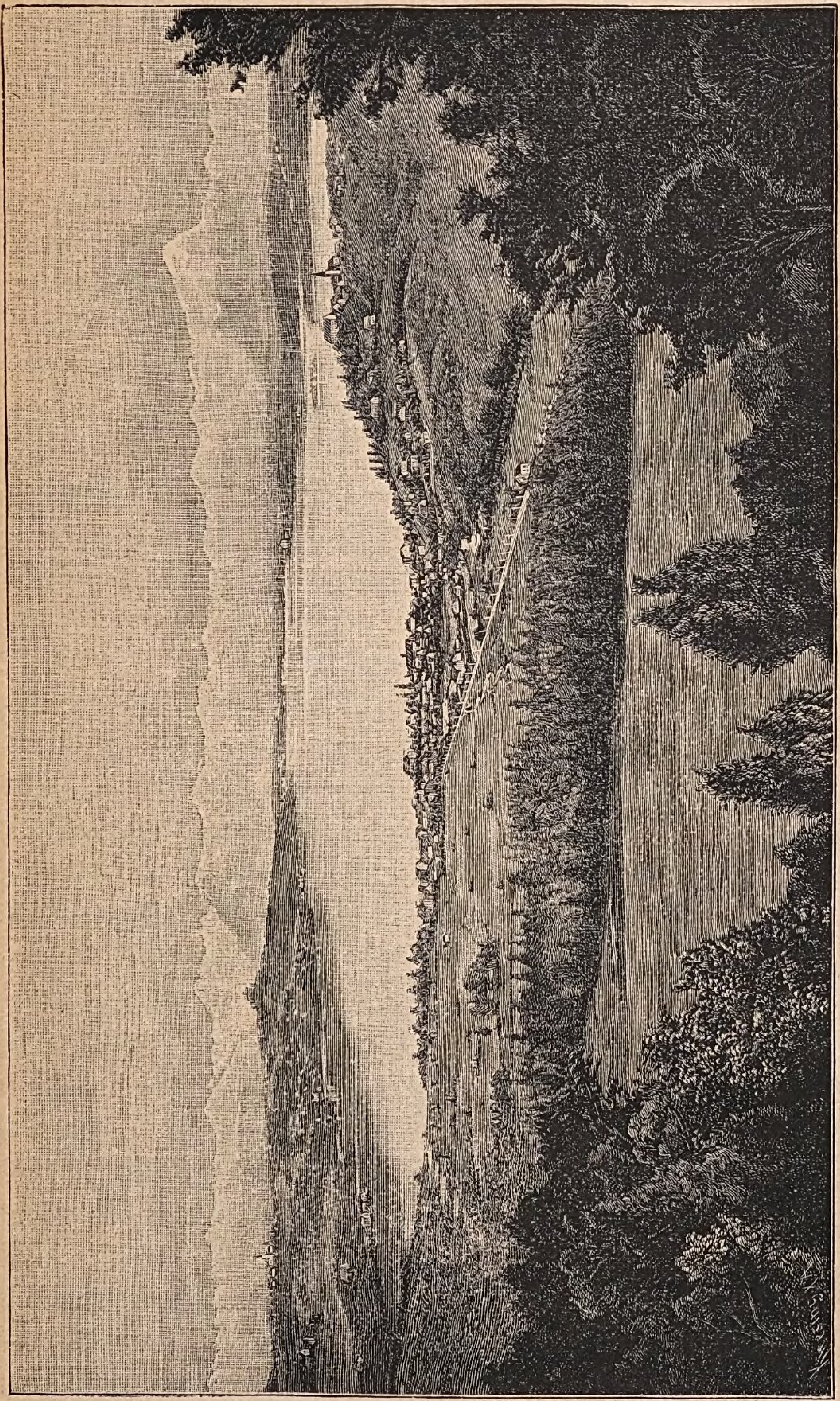
Joseph Brandstetter.

Gut vier Wegstunden von München liegt in hügeliger, waldreicher Gegend Starnberg. Früher ein unbedeutendes Fischerdorf, ist es zu einer schmucken, aus herrenmäßigen Häusern bestehenden Ortschaft emporgewachsen, die von vielen Fremden zum Sommeraufenthalt gewählt wird.

Südwärts von Starnberg dehnt sich der schöne Würm- oder Starnberger See aus. Er ist fünf Stunden lang und meist etwa drei Viertelstunden breit. Waldige Höhen umsäumen ihn. In der besseren Jahreszeit durchfurchen Dampfschiffe seine Fläche und besorgen den Verkehr zwischen den Uferorten. Viele tausend Menschen besuchen alljährlich den See, um sich an den Schönheiten zu ergötzen, welche die Natur ihnen hier bietet.

Das weite Gewässer hat auch eine kleine, stille Insel mit einem einfachen, hinter Busch und Laubwerk versteckten Schlößlein. Rings um dieses streuen im Sommer herrliche und seltene Rosen ihre Wohlgerüche aus; mit Recht hat daher das Eiland den Namen „Roseninsel“. In grauer Vorzeit stand hier ein Heidentempel, der später in eine christliche Kirche umgewandelt wurde. Eine Brücke, welche damals zum nahen westlichen Ufer führte, ward in der Schwedenzeit zerstört.

Am Südende des Sees liegt das Dorf Seeshaupt. Im Hintergrunde erblicken wir die blauen Alpenberge, darunter



Der Würmsee.

besonders die Zugspitze. Von der östlichen Uferhöhe grüßt die alte Wallfahrt Aufkirchen herab; ihr gegenüber liegen auf einem Hügelzug die Sommerfrischen Pöcking und Feldafing und weiter südlich, ganz nahe am Gestade, Tutzing und Bernried.

Manche Punkte in der Umgebung des Sees erinnern uns an unser erhabenes Regentenhaus. Das altertümliche Schloß in Starnberg war ein beliebter Sommersitz der bayerischen Kurfürsten. Vom Ostufer herüber schaut freundlich Schloß Berg, in dem König Ludwig II. gerne weilte, und in dessen Nähe er auch sein bedauernswertes Ende in den Wellen fand. Eine Stunde nordwärts von Starnberg liegt am Eingange in das Würmthal das Dorf Leutstetten mit einem schönen Schlosse, das Prinz Ludwig, der bayerische Thronfolger, sich zum Sommeraufenthalt erkoren hat.

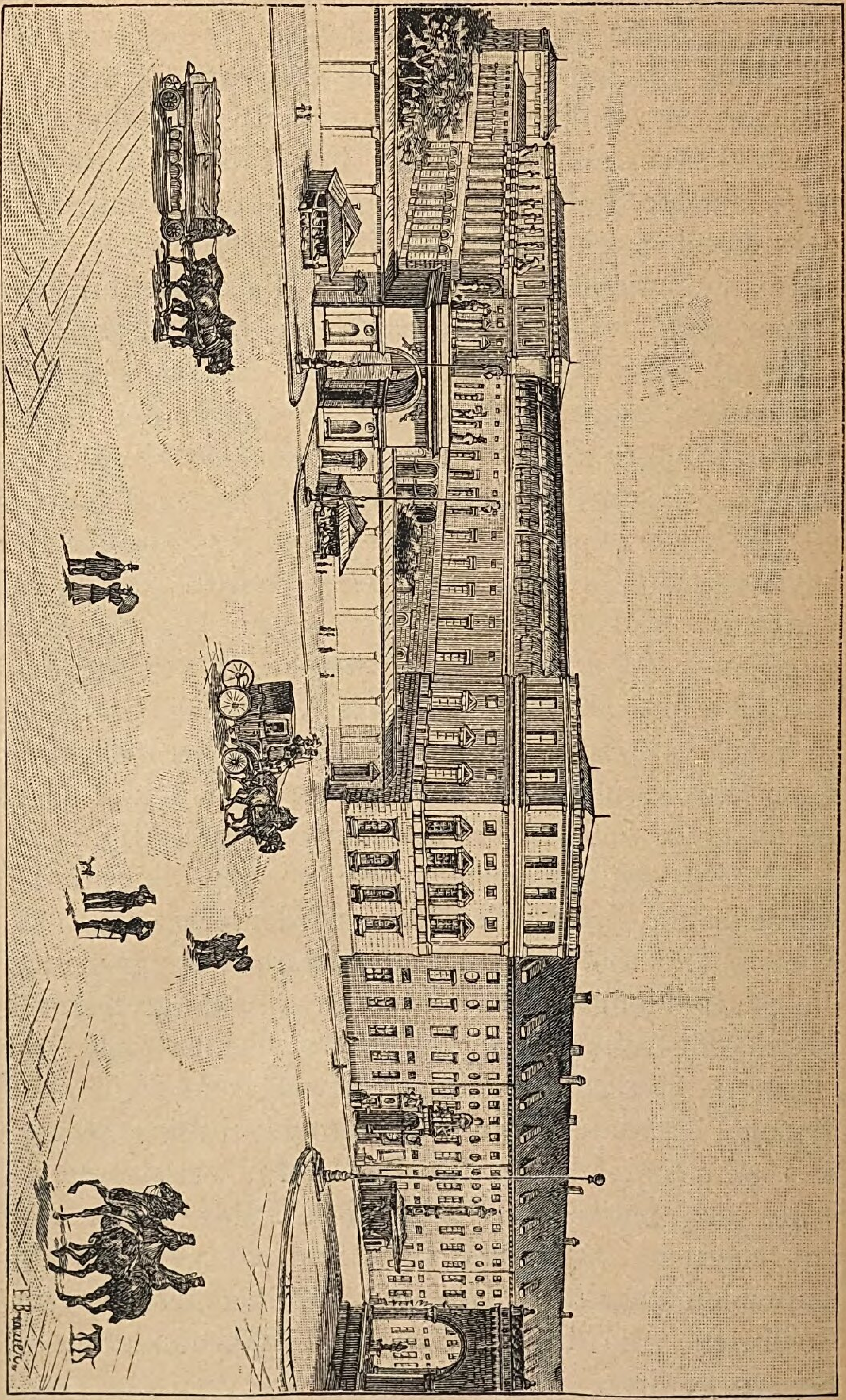
205. München.

Nach dem Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

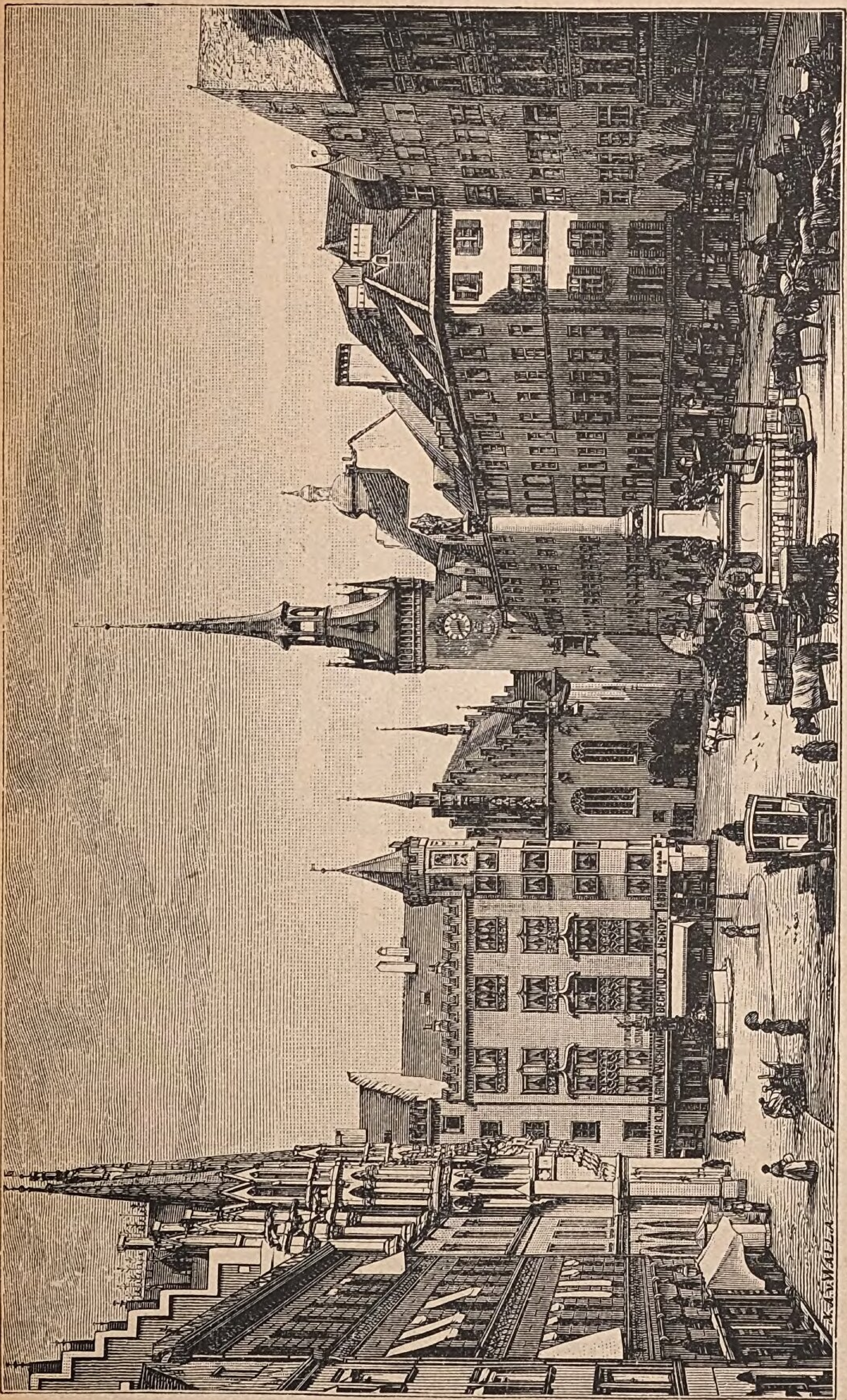
1. Ungefähr sechs Meilen von den Alpen entfernt, dort wo die Isar aus schmalem, tiefem Bette in die offene Ebene tritt, breitet sich Bayerns Hauptstadt aus. Weit hinaus schauen die riesigen Türme der Frauenkirche mit ihren seltsam geformten Kuppeldächern. Die Umgebung Münchens gegen Westen und Norden ist reizlos, eintönig, ja teilweise selbst öde, da weite Moorflächen fast bis ans Weichbild der Stadt hinziehen. Um so schöner ist die Gegend nach Süden, das Isarthal aufwärts. Kaum eine Stunde oberhalb München entfaltet sich ein an die Alpenthäler erinnerndes Landschaftsbild, wie man es nicht leicht in der Nähe einer Grofsstadt finden wird. Und eine Grofsstadt ist das heutige München. Sein rasches Aufblühen in den letzten sechzig Jahren hat es König Ludwig I. zu verdanken, den man deshalb den

zweiten Gründer der Stadt nennen darf. Der erste war der Welfe Heinrich der Löwe. Dieser zerstörte die dem Bischof von Freising gehörige Brücke bei Föhring, etwa eine Stunde unterhalb München, wo die alte Salzstraſse über die Isar führte, legte eine neue an der Stelle des heutigen München an, gründete daselbst eine Salzhalle, Zoll-, später auch Münzstätte und umgab ums Jahr 1158 die Ansiedlung mit Mauer und Graben. Zwar verklagte Bischof Otto von Freising den Welfenherzog beim Kaiser Friedrich Barbarossa; aber damals stand Heinrich bei diesem noch in hoher Gunst, und des Bischofs Klage blieb erfolglos. Zu gröſserer Bedeutung gelangte München, als nach der Teilung Bayerns in Ober- und Niederbayern (1255) Ludwig der Strenge seinen Sitz hieher verlegte. Kaiser Ludwig der Bayer war der Stadt wegen der Treue, die deren Bürger ihm erwiesen, besonders zugethan und war bestrebt, sie groſs und reich zu machen. Auch alle spätern Herrscher trugen zu ihrer Erweiterung und Verschönerung bei, und so ist sie stetig gewachsen bis auf den heutigen Tag.

2. Ein Münchner aus dem vorigen Jahrhundert würde seine Vaterstadt kaum wieder erkennen. Wo sonst Wälle und Gräben und düstere Festungsmauern die Stadt einengten, da erfreuen uns heute groſse, freie Plätze mit schönen Anlagen; wo ehedem öde, mit magerem Grase und Ginster bewachsene Heide sich hinzog, breiten sich nun geräumige, luftige Straſsen aus, erheben sich prachtvolle Thore, prunkende Paläste, majestätische Tempel. Die freien Plätze sind mit ehernen Standbildern geschmückt, gewidmet bedeutenden Regenten, Kriegshelden, Staatsmännern und Gelehrten, die in verschiedenen Jahrhunderten in Bayern gewirkt.

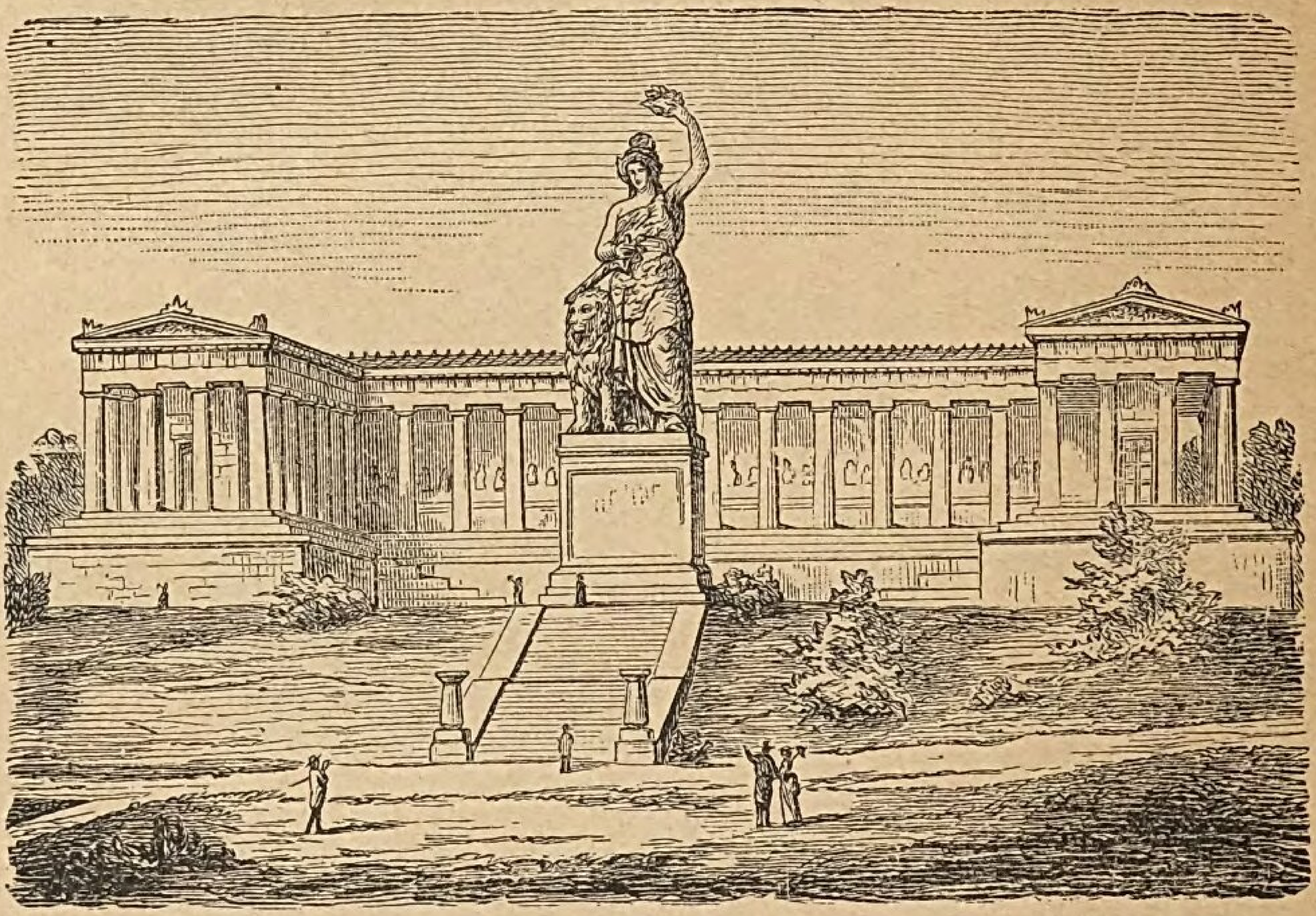


Kgl. Residenz zu München.



Marienplatz in München.

Wir müssen eine Wanderung durch die Stadt unterlassen, da sie zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Ebensowenig können wir alle Sehenswürdigkeiten Münchens aufzählen.*) Nur einen Blick wollen wir vom Maximilianeum aus auf sie werfen. Dieser Prachtbau, eine Schöpfung Max II., bildet den würdigen Abschlufs der nach dem königlichen Erbauer



benannten Strafse. Rechts und links dehnen sich reizende Anlagen von der Vorstadt Au bis nach Bogenhausen aus. Zu unsern Füfsen flutet die grüne Isar. Vor uns führt die Maximiliansstrafse ins Herz der Stadt. Fast unabsehbar weit erstreckt sich das Häusermeer. Das Regierungsgebäude, das Hoftheater und die königliche Residenz, die Kuppel der Theatinerkirche, die Türme der Ludwigs- und der neuen St. Annakirche, das Nationalmuseum, die neue protestantische Lukaskirche, der Rathaus- und der Petersturm fallen uns zunächst in die Augen. Sie alle werden überragt von dem bekannten Wahrzeichen

*) Vergl. Nr. 242.

Münchens, den beiden Frauentürmen. Am entgegengesetzten Ende der Stadt schaut von der Theresienhöhe die Kolossalstatue der Bavaria herab, den Ruhmeskranz hoch empor haltend. Weiter hinaus verliert sich der Blick in die unermeſsliche Ebene. Gegen Süden jedoch, über die schönen, gotischen Kirchen in der Au und in Giesing hinweg, schlieſsen die Berggipfel der Alpen, unter welchen die Zugspitze ganz besonders kenntlich hervortritt, das prächtige Bild ab.

206. Das Oktoberfest in München.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Alljährlich zu Anfang des Oktobers wird in München ein großes Volksfest gefeiert, zu welchem zahlreiche Scharen von Menschen aus ganz Bayern zusammenströmen. Im Jahre 1810 wurde es aus Anlaß der Vermählung des damaligen Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen zum erstenmale begangen und seither jährlich in derselben Weise wiederholt. Als Festplatz dient die große Wiese im Südwesten der Stadt, Theresienwiese genannt. Da bezeichnen riesige Stangen in den Landesfarben, von deren Spitzen Fahnen lustig im Winde flattern, die Bahn für das Pferderennen. Zelte und Tribünen sind aufgeschlagen, darunter ein besonderes Zelt für die königliche Familie.

Um Mittag strömt alles, Einheimische und Fremde, der Festwiese zu, und bald ist diese ringsum bedeckt mit fröhlichen Menschen in allen Trachten. Wer kann, stellt sich auf der Höhe auf, welche gegen Westen stufenförmig sich aus der Theresienwiese erhebt und auf welcher das Riesenstandbild der Bavaria thront. Lauter Jubel erbraust, wenn der Landesvater auf dem Festplatze ankommt und seinen Platz

einnimmt. Dann erscheinen Trompeter zu Pferd in altdeutscher Tracht. Ihnen folgen Knaben, ebenfalls in kleidsamen altertümlichen Gewändern mit kostbaren Ehrengaben und Preisfahnen.

Nun beginnt das Pferderennen, ein Hauptvergnügen des Altbayern, und lautes Hurrah begrüßt die zuerst am Ziele ankommenden Pferde und Rennbuben. Sofort werden die Rennpreise verteilt, und der Name des mit dem ersten Gewinn Bedachten geht durch jedermanns Mund.

Auch die Besitzer der bei der Ausstellung als preiswürdig befundenen Haustiere empfangen beträchtliche Ehrungen.

Das heiterste Volksleben entfaltet sich nun während der ganzen Woche auf der Theresienwiese. Da sind alle möglichen Schaubuden aufgeschlagen und bilden nebst den zahlreichen Wirtschaften eine förmliche Stadt mit verschiedenen Straßen, in denen eine heitere Menschenmenge — Stadt- und Landvolk bunt untereinander — auf- und abwogt. Überall ertönt fröhliche Musik; lustig knallen Büchsen in den Schießständen; groß und klein drängt sich zu dem Glückshafen, und Bekannte aus verschiedenen Gegenden begrüßen sich mit treuherzigem Handschlage. An den Werktagen nachmittags tummelt sich die Jugend auf dem Rasen herum, und Hunderte von Drachen schaukeln sich in der klaren Herbstluft. An warmen Abenden setzt sich das fröhliche Treiben bis in die Nacht fort. Nur allmählich erlöschen die Lichter, schließen sich die Buden; Gäste und Wirte kehren zurück in die Stadt, und die Nacht breitet ihren Frieden über die Stätte, die am Tage der Tummelplatz vieler Tausende von heitern Menschen gewesen.

207. Freising.

Nach Verschiedenen.

Wo die Isar auf ihrem Laufe dauernd nach Nordosten ablenkt, liegt die Stadt Freising. Am Ende weit-

gedehnter Moose ist sie zu Füſsen des Domberges hingeschmiegt, eines langgestreckten Hügels von etwa 30 m Höhe, der ihre merkwürdigsten Gebäude trägt.

Mit Recht hat man Freising eine „geistliche Stadt“ genannt. Anno 724 gründete hier der heilige Glaubensbote Korbinian ein Bistum. Seine Nachfolger, die Fürstbischöfe, beherrschten über tausend Jahre lang von ihrer Residenz auf dem Domberge aus Stadt und Umgegend. Schon zu Karls des Groſsen Zeiten war ihre „Domschule“ berühmt. Viele Gotteshäuser entstanden hier; aber stattlicher als alle ragte der Dom mit seinen zwei Türmen empor. Seine glanzvollsten Tage sah Freising während der Regierung des gelehrten Fürstbischofs und Geschichtschreibers Otto I. († 1158). Damals krönten den Domberg sieben Kirchen, auf dem benachbarten Hügel mit der Benediktinerabtei Weihenstephan prangten fünf, und im Kloster Neustift standen drei. Die Kirchen der Stadt und zahlreiche Kapellen waren in diesen Zahlen nicht inbegriffen. Da mochte wohl der von Befestigungswerken umschlossene Ort einen prächtigen Anblick gewährt haben! Aber die Stadt hat auch schwere Schicksale erlebt. So manches Blatt ihrer Geschichte erzählt von Mord und Brand, von Belagerung und Eroberung. In alter Zeit ward sie von den Hunnen zerstört, in neuerer von den Schweden geplündert. Stets aber suchte die Mildthätigkeit der Bischöfe die geschlagenen Wunden zu heilen.

Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wurde Freising dem Kurfürstentum Bayern einverleibt. Der Bischofssitz wurde nach München verlegt, und nur der Name der Erzdiöcese „München-Freising“ und die übrig gebliebenen Baudenkmäler erinnern noch an die Vergangenheit. Die Stadt litt anfangs sehr unter diesem Wechsel. Doch die Gunst der bayerischen Könige schuf neues Wachstum und Leben für sie; denn es wurden Behörden, Unterrichtsanstalten und eine Garnison nach Freising verlegt.

Wie vor tausend Jahren, ist der Domberg auch jetzt wieder eine Stätte eifrigen Lehrens und Lernens. Wandern

wir durch die freundliche Stadt, so überzeugen wir uns, dafs sie von einem gewerbfleifsigen Bürgerstande bewohnt wird. Und ist der Tag unseres Besuches ein Schrannentag, so schliefsen wir aus dem Gedränge von Wagen und dem lebhaften Verkehr bäuerlicher Marktbesucher, dafs das Hügelland im Norden gegen die Holledau hin guten Ertrag an Feldfrüchten liefert.

Am Westende der Stadt führt der Weg auf den Weihenstephaner Berg mit seinem alten Klostergebäude, welches jetzt der Sitz einer landwirtschaftlichen Akademie und einer Brauerschule ist. Hier erschliefst sich bei reiner Luft eine herrliche Aussicht über die bayerische Hochebene hin zum Gebirge, das von Salzburg an bis zum Algäu hinüber in bläulicher Ferne ruht.

208. Das Alpenvorland zwischen Isar und Inn.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Kaum wird sich in Deutschland eine reizendere Landschaft finden, als sie das Vorland der bayerischen Alpen zwischen Isar und Inn bietet. In wohlthuender Weise wechseln fruchtbare Flächen, teils Wiesen-, teils Ackerland, mit sammetgrünen Hügeln und malerischen Waldhöhen. Aus kühlen Schluchten springen hier und dort muntere Bächlein und tränken saftige, üppig grüne Wiesen. Ein rasch dahineilender Bach bricht sich streitend mit Fels und Strauch die Bahn. Starke Wellen treiben das Rad, heben den Hammer und schwingen die Säge, daß es lustig klappert und dröhnt durch Thal und Wald. In milden Einsenkungen leuchten stille Seen, in denen die Bläue des Himmels sich spiegelt. Auf den fetten Weiden der Gehänge und Hochflächen singt und klingt das Geläute wandelnder Herden.

Zahllos zerstreut liegen in Thälern und auf Höhen Einzelhöfe, die eigentlichen Heimwesen dieser Gaue.

Diese Bauerngehöfte bieten einen gar wohlthuenden Anblick. Aus grünem Buschwerk und Bäumen erheben sich stattliche, weißgetünchte Häuser mit sanftgeneigten, steinbeschwerten Schindeldächern. Unter dem weitvorspringenden, schützenden Vordache sind Blumentöpfe aneinander gereiht, aus welchen in lebhaften Farben Nelken und Fuchsien zwischen duftendem Rosmarin emporblühen. Im anstoßenden Gärtchen werden Rosen und Malven mit sorgsamer Hand gepflegt, und Sonntags schmücken diese Lieblingsblumen beim Kirchgange Hut und Mieder der Landleute. Die obersten Bretter des Giebels tragen in der Regel Roß-, Reh- oder Drachenköpfe, und zwischen ihnen erhebt sich das Kreuz als Zeichen des christlichen Sinnes der Bevölkerung. Auf größern Bauernhäusern befindet sich gewöhnlich auch ein Türmchen, dessen Glocke die ländlichen Arbeiter zum Tagwerk, zur Ruhe, zum Gebet und zum Essen ruft. Der Landmann fühlt sich behaglich in seinem abgeschlossenen Besitztume und hängt mit aller Liebe und Treue an der heimatlichen Scholle und am Erbe der Väter.

Auf freien, aussichtsreichen Höhen oder in engen, friedsamen Thalgründen, manchmal auch in der Schattennacht der Wälder, grüßen Kirchen und einfache Kapellen, in welchen die Landleute beim Vorbeigehen ein kurzes Gebet verrichten, und in denen sie bei der oft weiten Entfernung der Pfarrkirchen ihre Sonntagsandacht abhalten.

Im Lindenschatten oder unter Obstbäumen versteckt, laden reinliche Schenken den Wanderer zu Ruhe und Erquickung ein. An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage geht es lustig her auf der Kegelbahn oder Schießstätte. Da rollt die Kugel aus kräftiger Hand, und lebhafter Ruf ertönt, wenn einer einen guten Wurf gemacht. Mit scharfem Auge und sicherer Hand senden gewandte Schützen das Blei ins Schwarze. Da und dort ertönt Gesang und Zitherspiel, und die bekannten Volksweisen dieser Gegend,

die lustigen Schnaderhüpfeln, wecken die Teilnahme von alt und jung und unterhalten die heitern Zecher.

Ohne besonders wohlhabend zu sein, hat das Volk dieses Landstrichs zur Genüge, was des Lebens Notdurft fordert. Es ist in seinem heitern, anspruchslosen Sinne zufrieden und in seiner Zufriedenheit reich und glücklich.

209. Auf dem Wendelstein.

Karl Stieler.

Es ist auf dem zackigen Wendelstein
ein stilles Kirchlein gelegen;
dort lag ich schweigend im Sonnenschein
und sah dem Himmel entgegen.

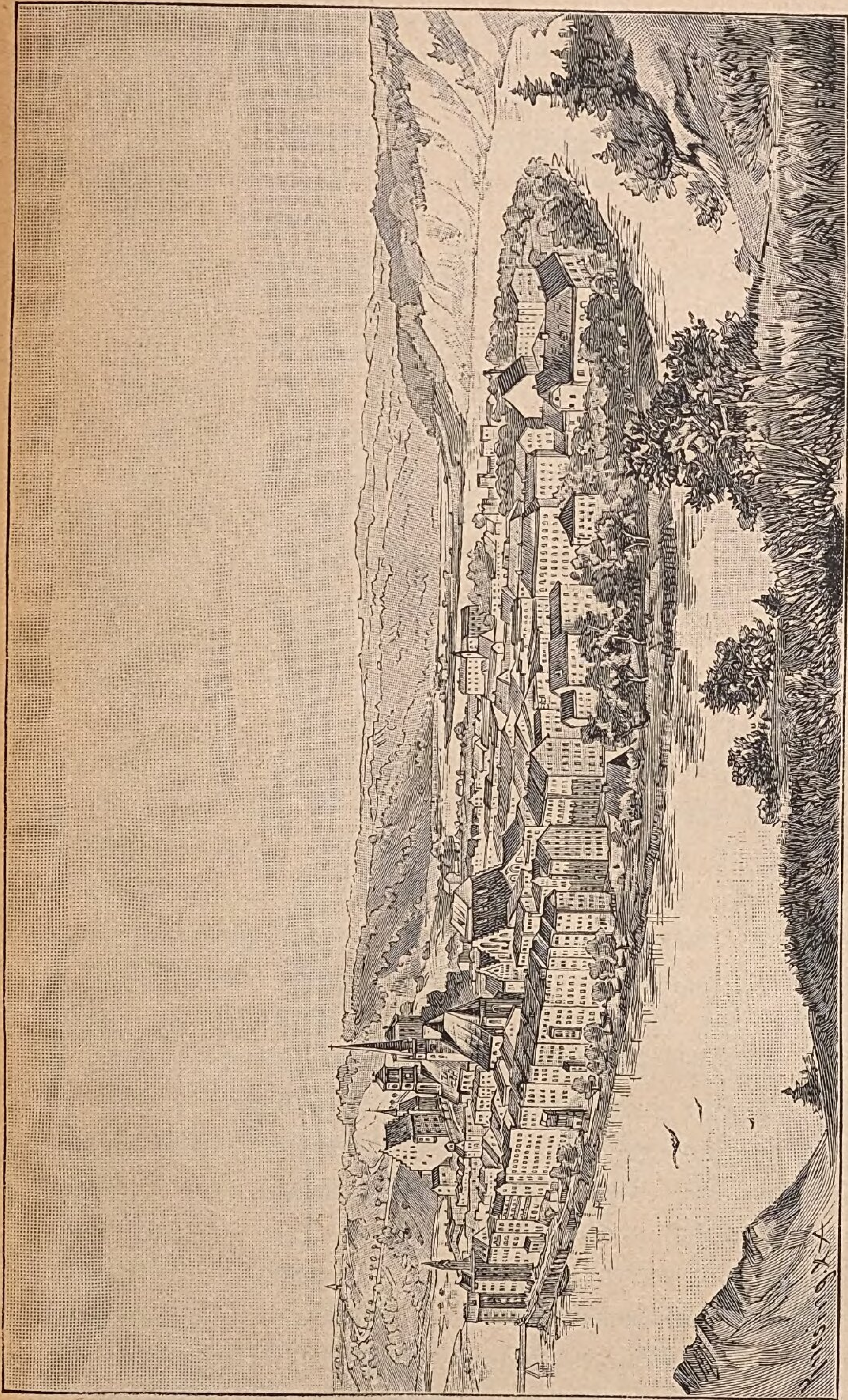
Ringsum die blühende Gotteswelt,
Hochwald und duftige Wiesen,
die blauen Wasser, das grüne Feld
und drüber die Bergesriesen.

Kein Odem regt sich, der Bergfink nur
flog auf mit schmetterndem Liede;
und über Felsen und Flut und Flur
schwebt seliger Sonntagsfriede.

210. Der Inn.

Nach „Bavaria“ u. a.

Ehe der Inn das Bayerland betritt, hat er schon das obere und das untere Engadin und das tirolische Ober- und Unterinnthal durchflossen und sich zu einer gewaltigen Wasserader entwickelt. Bei Kufstein durchbricht er in nördlichem Laufe die Kalkalpen und gelangt in bayerisches Gebiet. Zwischen zwei gewaltigen Bergrücken wälzen sich seine Wellen durch ein herrliches Thal hinaus in das Hügelland. An mancher schönen Stadt, vielen lieblichen Dörfern, stattlichen Schlössern



Waſſerburg am Inn.

und Kirchen vorbei eilt er nun durch einen gesegneten Landstrich und empfängt von beiden Seiten reichlichen Zufluß. Und als wollte er noch einmal seine Kraft erproben, durchbricht er schäumend von Schärding an die Ausläufer des Neuburgerwaldes. Dann vereinigt er bei Passau seine mächtigen Fluten mit der Donau, die er an Wasserfülle übertrifft.

Schon von Hall bei Innsbruck an gestattet er die Schifffahrt. Mehr als Lech und Isar war er durch die Schiffbarkeit zu einer Verkehrsstraße und wegen seiner wegsamern Ufer zur Anlage von Ortschaften am Gestade geeignet. Die Städte und Märkte Rosenheim, Wasserburg, Kraiburg, Mühldorf, Neuötting, wie zahlreiche größere Dörfer, geben ihm ein belebteres Uferbild, als die übrigen südbayerischen Flüsse bieten. Die italienische Häuserbauart in den Orten am Inn ist Zeugin des hier schon früh entwickelten Verkehrs mit dem Welschlande. Längs seiner Ufer zogen die deutschen Kaufleute von der Donau aus über die Hochebene quer durch die Alpen nach den italienischen Handelsstädten.

Eine der merkwürdigsten Städte am Inn ist Wasserburg. Tief und eng hat sich hier der Fluß in den Boden eingeschnitten, so daß seine Ufer zugleich die steilen Thalwände bilden. In plötzlicher Biegung umströmt er eine Halbinsel, welche nur durch einen scharfen Bergrücken mit dem übrigen Lande zusammenhängt. Auf dieser Halbinsel liegt Wasserburg, und auf dem Bergrücken, rechts und links den Inn in der Tiefe, führt die Straße hinab in die altertümliche Stadt, die einst der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes war.

Die Inngegend hat vor dem Gebiet der Nachbarflüsse Isar und Lech auch noch den Vorzug einer tiefern Lage; sie erfreut sich daher eines mildern, den Kulturpflanzen günstigern Klimas. So finden wir schon beim Austritte des Inns aus dem Hochgebirge vortrefflichen Obstbau, wie er in gleich südlicher Lage im westlichen Oberbayern nirgends vorkommt. Neben der Viehzucht bildet Ackerbau die

Hauptbeschäftigung der Bewohner des Inngebietes; doch ist in den größern Orten auch reges gewerbliches Leben zu finden. Nicht selten sind noch alte Sitten und eigenartige Gebräuche erhalten, die Zeugnis ablegen von einem frischen Volksleben.

211. Altötting.

Niederbayerisches Lese- und Sprachbuch.

Von fruchtbaren Fluren umgeben, anmutig gelagert auf einer sanft erhobenen Fläche ist der hübsche Flecken Altötting. Wenn man durch den Vormarkt die Anhöhe erstiegen hat, erblickt das Auge mitten auf einem geräumigen Platze die berühmte, altehrwürdige Wallfahrtskapelle mit ihren Bogengängen, mit dem einfachen Dome und Spitzturme frei dastehend. Eine Sage erzählt, dafs da, wo nun das Kirchlein steht, im Altertum ein heidnischer Tempel gewesen sei. Der hl. Rupert soll diesen Götzentempel in ein christliches Kirchlein umgeschaffen und darin das Gnadenbild der Himmelskönigin aufgestellt haben, zu dem jährlich Tausende wallfahren.

Das Innere der Kapelle ist dunkel gebräunt; nur spärliches Tageslicht dringt durch die sechs kleinen Fenster. Aber aus mehreren Lampen ergiefst sich der Schimmer auf das geheiligte Bild, welches auf einem silbernen Altar hinter einer Glastafel in einem silbernen Tabernakel sich befindet. Angesicht und Hände desselben haben durch hohes Alter eine schwärzliche Farbe angenommen.

Als die Ungarn ihre verheerenden Streifzüge nach Bayern unternahmen und Klöster und Städte verwüsteten und einäscherten, wurde auch Altötting ein Raub der Flammen; nur die Kapelle und das der Verehrung Mariä geweihte Bild allein blieben verschont.

Wenige Jahre darauf — 913 — nachdem die Barbaren, alles verheerend, bis an den Lech vorgedrungen waren und auf ihrem Rückzuge bei Ötting am Inn sich gelagert hatten, wurden sie von Arnulf, Bayerns Regenten, überfallen und teils in den Inn getrieben, teils erschlagen. Nur 50 Mann sollen entronnen sein, welche die Nachricht solchen Untergangs zurück in die Heimat brachten. Von dieser Niederlage der Ungarn hat die Walstatt zwischen Alt- und Neuötting den Namen Mordfeld erhalten.

Aus den Trümmern des alten Ötting erhob sich näher am Inn die Stadt Neu-Ötting. Doch auch um das alte Gotteshaus bildeten sich bald wieder neue Ansiedelungen, und die Wallfahrten nach Altötting gewannen immer mehr an Bedeutsamkeit. Aus allen Gegenden Deutschlands und auch aus fremden Ländern kommen unzählige Wallfahrer in Prozessionen mit bedeutenden Geschenken für den Altar der Kapelle.

Seit einer langen Reihe von Jahren werden in dieser die Herzen der verstorbenen bayerischen Landesfürsten in silbernen Gefäfsen aufbewahrt.

212. Der Chiemsee.

Nach Hermann Schmid.

Von München aus trägt uns das Dampfroß über Rosenheim nach Prien. Eine kurze Wanderung führt dann durch anmutiges Gelände an den Chiemsee mit seinem herrlichen blauen Wasser. Fast unabsehbar dehnt sich dieser größte von den bayerischen Seen aus, und nicht mit Unrecht nennt man ihn „bayerisches Meer". Wohl war er früher umfangreicher als jetzt, denn er hat die einst stundenweit ihn umgebenden Niederungen ausgefüllt. Aber auch heute

noch nimmt er ein sehr ansehnliches Gebiet ein. Er ist vier Stunden lang und drei Stunden breit und weist einen Umfang von vierzehn Stunden auf.

Zur Schiffahrt ist auf ihm reichlich Gelegenheit geboten. Denn zwei große Dampfer durchfurchen seine Fluten, und viele Kähne eilen auf seinem klaren Wasser dahin. Wem es nur um eine Küstenfahrt zu thun ist, den ladet gar manche schöne Uferstelle zum Besuche ein. So breitet sich am Ende des Sees, wo die Alz aus ihm kommt, das freundliche Seebruck aus. Weiter landeinwärts ist das ehemalige Kloster Seeon mit berühmten Heilquellen. Ringsum liegen stattliche Burgen malerisch zerstreut am Ufer. Auf dem See selbst genießt man eine herrliche Aussicht. In den grünen Vordergrund schieben sich dunkle Moorstrecken, während Turmspitzen von schmucken Dörfern im Sonnenlichte funkeln. Dahinter schwillt das Land in Hügeln an und wird überragt von einer Bergkette in großartiger Ausdehnung.

Im See spiegeln sich zwei Inseln, nach den Klöstern, die der Bayernherzog Tassilo II. auf ihnen gegründet hatte, die Herreninsel und die Fraueninsel genannt. Auf der Herreninsel steht nur noch ein Teil der ehemaligen Klostergebäude. Die Kirche, welche sehr schön gewesen sein soll, dient heute weltlichen Zwecken. Dagegen prangt jetzt auf dem nördlichen Teil der Insel ein herrliches, von König Ludwig II. erbautes Schloß. Die Fraueninsel hat ihre uralte, ernste Kirche mit dunkeln Gewölben und Schiffen bewahrt, und im Kloster wohnen wieder Nonnen, die eine Erziehungsanstalt leiten. Neben dem Kloster hat sich ein ganzes Dörfchen angesiedelt. Schmucke Häuschen in der Bauart des Gebirges sind von Weinreben umrankt und von schönen Gärtchen umgeben. — Eine dritte, kleine, flache Insel heißt die Krautinsel. Sie liegt zwischen den beiden größern Eilanden, und dient für sie als Gemüsegarten.

Man denkt daran, den See durch Tieferlegung seines Abflusses noch etwas zu verkleinern. Dadurch würden die Moore und Sumpfstrecken in fruchtbares Land umgestaltet und neue Flächen aus dem Wasser hervorgehoben. Die Schönheit der Landschaft wäre dabei kaum beeinträchtigt; denn die Berge bleiben und werden ihre Felsgipfel, Waldrücken und Eiszacken nach wie vor im See widerspiegeln.

213. Die Salzach.

Nach Verschiedenen.

1. Wenn die Salzach den Pinzgau und den Pongau durcheilt und sich schäumend und brausend durch den Paß Lueg und die „Salzachöfen" gezwängt hat, zieht sie langsamern Laufes der Ebene zu. Anfänglich wurde sie meist durch wasserreiche Gletscherbäche der Tauern vergrößert; nun erhält sie auch von der linken Seite, aus bayerischem Gebiet, ansehnliche Nebenflüsse. Unterhalb Hallein münden die vereinigten Gewässer des Berchtesgadener Landes. Bei Salzburghofen strömt ihr die Saalach zu, ein Pinzgauer Kind, wie sie selbst. Unfern der Saalachmündung empfängt sie die moorigen Fluten, welche die Sur in der Teisendorfer Gegend gesammelt hat. In der Nähe von Tittmoning nimmt sie endlich noch die Achen auf, den Abfluß des im Flachlande liegenden einsamen Wagingersees. So ist sie, bis sie nicht weit von Burghausen ihre Wasser mit dem Inn vermischt, ein recht stattlicher Fluß geworden.

2. Wer den Hochstauffen an einem klaren Tage ersteigt, vor dem liegt der bayerische Anteil des Salzachgebietes wie eine riesige Landkarte ausgebreitet. Gewaltig baut sich aus Fels und Eis die Berchtesgadener Gebirgsgruppe auf. Die glänzende Ader der Saalach zieht durch den lieblichen und geschützten Thalkessel von Bad Reichenhall, das als berühmter Kurort in der guten Jahreszeit von Fremden aus aller Herren Ländern besucht wird. Freundlich grüßt das

Kloster St. Zeno herauf. Gegen das Flachland zu schweift der Blick weit hinaus in den Chiemgau. Wohin er sich wendet, begegnen ihm in angenehmem Wechsel dunkle Wälder, grüne Wiesen und goldene Ährenfelder; denn ein häbiger Bauernstand sitzt auf den zahlreichen Höfen, die nah und fern über das Land zerstreut sind. Nur selten und besonders südlich vom Wagingersee drängt sich das ernste Braun von Mooren in das heitere Bild. Deutlich sieht man die alte Stadt Laufen an der Salzach liegen. Als die Erzeugnisse der Salinen noch auf dem Wasserwege versendet wurden, war sie ein beträchtlicher Handelsplatz und besaß eine zahlreiche und wohlhabende Schiffergilde. Weiter flußabwärts sucht das Auge die Anhöhe, von welcher aus das Schloß Tittmoning das gleichnamige Städtchen beherrscht, und ein scharfer Blick erspäht auch noch die Lage der einst berühmten Festung der reichen Herzöge von Bayern-Landshut, Burghausen. Seitdem in neuerer Zeit der Verkehr sich andere Wege gesucht hat, ist es stiller in den drei bayerischen Grenzstädtchen; erst seit kurzem sind sie dem Eisenbahnnetze angeschlossen.

3. Die größte Stadt an der Salzach ist die österreichische Provinzhauptstadt Salzburg. Der Lage nach gehört sie zu den schönsten Wohnplätzen unseres Erdteils. Die frühern Erzbischöfe von Salzburg waren reich an weltlichem Besitz, und ihre Herrschaft erstreckte sich weit in den Chiemgau herein. Noch heutzutage weisen manche kirchlichen Feste und Gebräuche im südöstlichen Oberbayern auf die einstmalige Zusammengehörigkeit desselben mit dem Fürstbistum Salzburg hin.

214. Eine Maifahrt in die Berge.

Alois Frietinger.

1. Pfingsten, das liebliche Fest, ist gekommen. Nun bricht aus allen Zweigen das maienfrische Grün. Da hält es uns

nimmer in Stadt und Mauern. Hinaus in Gottes schöne Welt! Laßt uns ins bayerische Paradies, in die Berge ziehen! — Im Fluge trägt uns das Dampfroß bis Rosenheim. Hier nehmen wir den Wanderstab zur Hand. Unser erster Gang gilt den Sudhäusern der berühmten Saline. In Tausenden von Eisenröhren und Holzdeicheln wird die salzige Flut auf einem fünfundzwanzigstündigen Wege über Berg und Thal von Berchtesgaden und Reichenhall hiehergeleitet. Dem „Salinenwege" folgend, wollen wir zu den Salzlagern im „Haselgebirge" wandern. Durch die südländischen „Lauben" der freundlichen Stadt gelangen wir über den mächtig flutenden Inn. Auf seinem rechten Hochufer beim „Schloßberg" bringen im ersten Brunnhause die rauschenden Salzwellen frohe Bergesgrüße. Nun Blüten auf den Hut! Ein helles Liedel gesungen, und hinein in die frühlingsgrüne Welt! — Am Fuße des Hochriß führen Steige und Straßen im welligen Vorlande an die Ufer des in träumerische Waldeinsamkeit gebetteten Simssees. Wuchtig heben sich die starren Wände des Kampen in die Wolken. Durch fruchtbare Thälchen, über sanfte Hügelrücken, in der reizenden Ebene des Prien- und Achenthales, wandern wir über Grassau und Bergen, dem Hochgern und Hochfelln entlang, im herrlichen Alpenvorlande nach Siegsdorf. Ist das Auge müde geworden vom Schauen in die Gebirgswelt, dann lenken wir den Blick nordwärts gegen die braune Niederung des Chiemsees und dessen meergleichen Spiegel.

2. Bei Siegsdorf teilt sich die Solenleitung. Ein Arm eilt dem freundlichen Traunstein zu. Wir aber pilgern in die Thalsenke der roten Traun. Hinter dem anmutigen Dorfe Inzell bilden zwei Felsberge, der Falkenstein und Kienberg, ein riesiges Eingangsthor ins Gebirge. Dahinter türmen sich die waldigen Massen des erzreichen Rauschenberges auf. Immer enger und höher wird das Thal. Kaum vermag sich die Straße, hier „Neuweg" genannt, neben der tief eingegrabenen Rinne des Weißbaches in die Schluchtenge zu schmiegen. Dieser Neuweg ist Bayerns großartigste Alpenstraße. Neben der Solenleitung windet er sich hoch an und unter Felswänden, ins Gestein gesprengt, auf Mauern gestützt, in kühnen Bögen dahin. An einer

Stelle, wo im tiefsten Felsenschlund der Weißbach schäumt, klebt wie ein Schwalbennest das Mauthäusl über dem Abgrunde. Nun führt uns der Neuweg an die schaurig-schöne Biegung, wo im „Nesselgraben“ tief unten das Brunnhaus im Dörflein liegt, während die Hebemaschinen an den Wänden zu schweben scheinen. Ein gewundener Steig leitet aus der wilden Großartigkeit der Höhen nieder ins liebliche Thal, auf dessen Grunde zwischen Krummholz und Alpenrosen die stillen Wellen des Thumsees fluten.

3. Durch die Thorflügel, welche zwei Felsenköpfe bei der Burg Karlstein bilden, öffnet sich plötzlich ein weiter, freier Blick in die grüne Mulde von Reichenhall. Aus dem sonnigen Becken steigen die Bergriesen himmelan: der Stauffen mit kahlen Felsenmauern, die Marmorstirne des Untersberges, die scharfgeschnittenen Zacken des Lattengebirges; darüber schimmern die weißblauen Schneehäupter der Loferer Berge. Wie wir die schöne Badestadt durchschreiten, treffen wir auf die großartigen Bauten der Saline. Hier wird nicht, wie in anderen Salzwerken, die Sole durch Auslaugen gewonnen, sondern in wunderbarem Reichtum brechen am Grottenstein in einer Tiefe von 23 m die Salzquellen zutage. Auf Marmorstufen steigt man hinab in die gemauerten Gänge, in denen die kostbaren Adern sprudeln. Davon liefert die Gnaden- oder Edelquelle mit $24^1/_2$% Salzgehalt allein in einer Stunde 18 Zentner Salz.

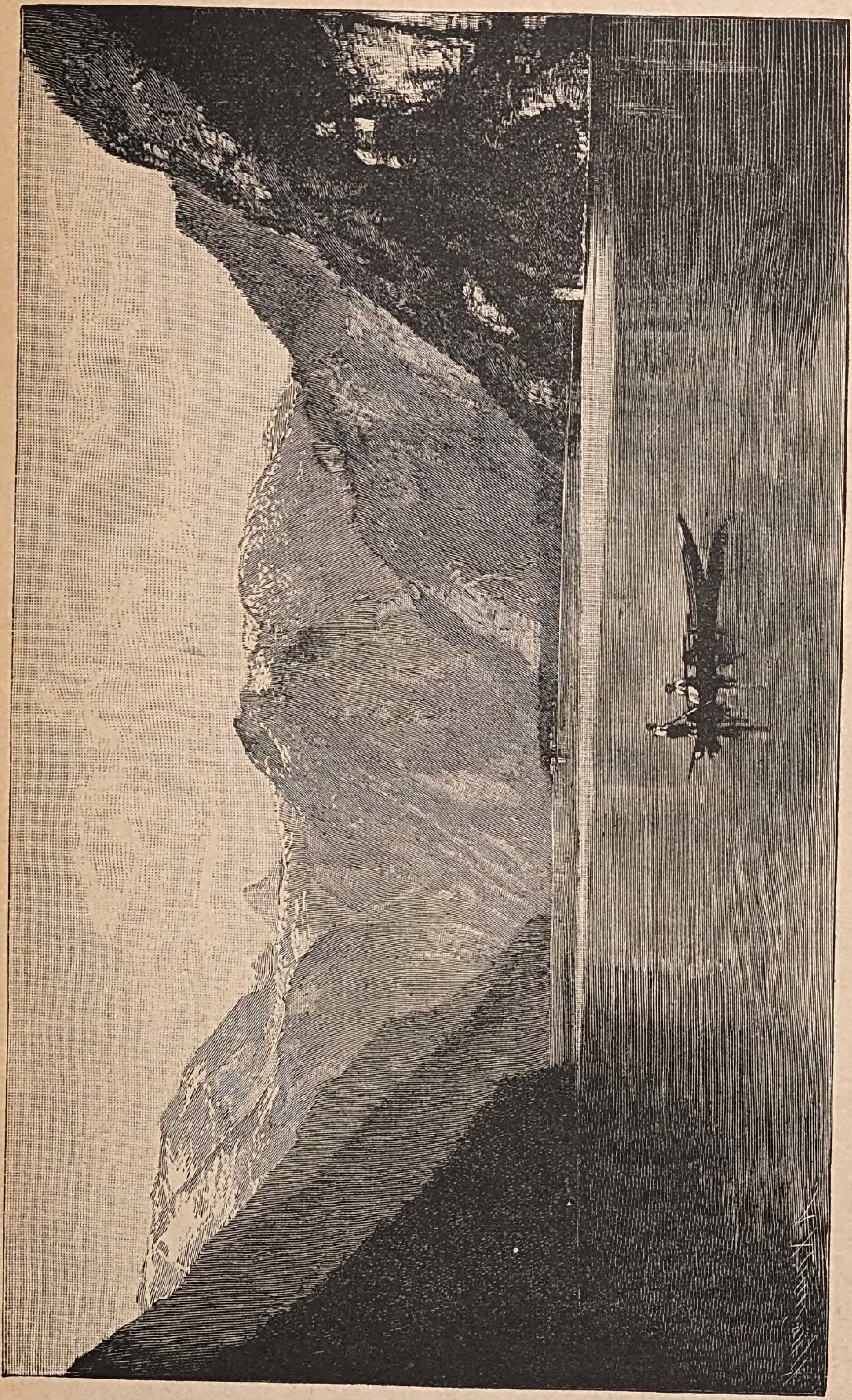
4. Ungern sagen wir der reichen Hallstadt Lebewohl. Dem Laufe der Saalach entlang, die grünblau im weißen Kalkbett daherrauscht, wandern wir wieder auf tiefgelegener Straße mit der Solenleitung weiter. Hinter Jettenberg folgt letztere dem Schwarzbachgrunde. Immer höher steigend, erreichen wir auf der Paßhöhe das ersehnte Gasthaus zum „Wachterl“. Am Taubensee vorbei geleitet uns ein aussichtsreicher Weg in das herrliche Thal der Ramsau. Von da führt die lustige Ache an das bekannte Hebewerk bei Ilsank. Mit einem Drucke fördern die Reichenbachschen Maschinen die Sole 352 m in die Höhe des Brunnhauses Söldenköpfl. Noch ein kurzer Aufstieg durch den Tannenforst, dann halten wir überrascht inne. Wir stehen an der Pforte des Thales Eden. Hier hat sich Gott Vater,

nachdem er unsere Erde in ihren Grundfesten gestaltet, zu seiner Freude ein Kripplein gebaut. Mit den Riesenhöhen des Göll, des Watzmann, des Hochkalter, des Untersberges hat er sein Lustgärtlein umzäunt; hat dann in den blühenden „Gaden" schwellende Matten gebreitet, von tausend Quellen und grünen Bächen durchrieselt und von hohen Ahornen beschattet; hat unzählige Höfe und blumenumhegte Häuslein und einen reizenden Markt mitten hineingestellt und einen Fluß durch das Blütenthal gezogen, unter dessen Uferböschung allzeit die hellen Wellen rauschen und singen wie ein Rudel jauchzender Kinder. Nun gibt uns der Salinenweg das letzte Geleite hinab ins Berchtesgadener Land. — Er führt uns an das Haselgebirge, dessen gewaltiges Innere unerschöpfliche Schätze von Salz birgt. An 100000 Zentner Steinsalz allein und noch weit mehr Sole gehen jährlich von hier aus ins Land. In Bergmannstracht betreten wir mit einem Grubenlichte den Eingangsstollen. Dunkel wird's; von den nassen Wänden blitzen die roten Salzkrystalle. Nach geraumer Wanderung im Finstern machen wir auf glatten Fichtenstämmen eine lustige „Rutschpartie" in die Tiefe. Hier liegt, rings beleuchtet, ein kleiner Salzsee. Ein Kahn führt uns über die märchenhafte Flut. Endlich jagen wir auf kleinen Wägen, „Hunden", durch enge Strecken und Schachte, bis uns das Tageslicht wieder hell ins Auge strahlt. „Glück auf!" ruft der Bergknappe. Und wir wünschen: „Glück auf, Berchtesgaden, du schönste Perle unseres Bayerlandes!"

215. Der Königssee.

Nach dem Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Wohl der schönste der bayerischen Seen und weitaus der größte des Berchtesgadener Hochlandes ist der Königssee. Sein Anblick ist überwältigend. Wer in ihm zum erstenmale einen Alpensee erblickt, der steht staunend da wie vor einem unerfaßlichen Wunder. Den Rahmen dieses flüssigen Smaragds bilden himmelhohe, schier senkrechte Wände, von denen Wasserfälle kühn herabspringen. Flachufer hat der See fast gar nicht. Er ist eine gewaltige Kluft, etwa eine Viertelstunde breit und zwei Stunden lang, an=



gefüllt mit herrlichgrünem Gletscherwasser. Gegen 40000 Personen lassen sich alljährlich von den stämmigen Söhnen und Töchtern des Gebirges über seine Fluten rudern. An einer gewissen Stelle des Sees bereiten die Schiffer den Besuchern das Vergnügen eines Donnerwetters bei heiterm Himmel. Der Schuß einer Pistole verursacht nämlich hier ein vielfaches und starkes Echo, das sich von Wand zu Wand fortpflanzt und sich endlich in verborgenen Schluchten verliert. Das Ziel der Schiffer ist St. Bartholomä, früher ein Klösterlein, jetzt ein Forst- und Gasthaus. Es liegt auf einer flach in den See vorgeschobenen Erdzunge, so daß es von ferne auf den Fluten zu schwimmen scheint. Großartig ist die Bergnatur, von welcher es umgeben wird. Im Süden erstreckt sich das steinerne Meer mit seinen beschneiten Zacken. Von ihm aus zieht in ungeheurer Höhe und Wildheit der Watzmann ans westliche Seeufer heran. Auch im Osten des Sees erhebt sich eine beträchtliche Gebirgskette, die weiter nach Norden hin in der gewaltigen Masse des hohen Göll gipfelt.

Von dem St. Bartholomä südöstlich gegenüber liegenden Gestade führt durch wirr unter einander geworfene Felstrümmer ein Fußpfad an den stillen Obersee, den ein mächtiger Bergsturz vom Königssee getrennt hat.

Die Felseinsamkeit in der Umgebung der beiden Seen birgt Tiere, welche wir anderwärts vergeblich suchen. Hier horstet der Adler, klimmt die scheue Gemse, pfeift das Murmeltier, und in den Bergwäldern wird der Edelhirsch gehegt. Die Jagd ergibt daher eine seltene Ausbeute und der Herbst führt schon seit den Tagen Max I. hohe Gäste in das herrliche Gebirgsland.

216. Der König Watzmann.

Nach Alexander Schöppners Sagenbuch.

Es herrschte einmal vor alter Zeit im Berchtesgadener Lande ein König, Namens Watzmann. Der liebte weder Menschen noch Tiere, und süſse Lust war es seinem grausamen Herzen, die Menschen zu quälen und die Tiere zu martern. Darum war auch die wilde Jagd mit Rüden-

geheul und Hörnerschall seine höchste Freude. Doch nicht allein er, auch Weib und Kind fanden grofses Vergnügen daran, wenn auf der Hetzjagd die dampfenden Rosse unter ihnen zusammenstürzten und das Wild von den Hunden zerfleischt wurde.

So ging es Tag und Nacht, ohne Ruh und Rast, über Stock und Stein, bergauf und bergab, der Saat des Landmannes spottend. Lange Zeit trieben sie es so; aber endlich ereilte sie Gottes strenges Strafgericht.

„Hallo, hinaus zur wilden Jagd!“ tönte es einst wieder durch den Schlofshof. Die Hörner schallten; die Rüden heulten, und bald ritt der König mit Weib und Kindern dahin in tollem Saus. Im Dämmerlichte sieht er ein Mütterlein mit der Enkelin auf dem Schofse. Er lenkt den Zug vor die Hütte hin, dafs die Armen von den Rossen zerstampft werden. Und wie der Bauersmann und sein Weib trostlos herbei eilen, um die sterbende Mutter im Hause zu betten, da hetzt der König die schnaubenden Hunde auf sie, dafs sie unter den Zähnen der Bestien verscheiden. Lachenden Blickes sieht er mit Gattin und Kindern zu, wie sterbende Menschen im Blute sich winden.

Da hebt das Mütterlein mit gebrochenem Blicke die zerfleischte Rechte empor und flucht fürchterlich im Sterben dem König und der Königin mit ihren sieben Kindern, dafs sie die Strafe Gottes erreichen und in Felsen verwandeln möge.

Und die Erde erbebt; der Sturmwind braust, als ob das Weltende gekommen. Feuer sprüht aus dem Schofse der Erde und verwandelt Vater, Mutter und Kinder in riesige Felsen.

So steht nun Watzmann mit Gattin und sieben Kindern und blickt als ewiges Wahrzeichen hinab ins Berchtesgadener Land.

217. Schnee und Lawinen in den Alpen.

Niederbayerisches Lese- und Sprachbuch.

1. Der Schnee ist ein herrliches Ding für die Kinder. Wie lustig tanzen die Flöckchen, wenn's schneit; wie ziehn sie hinab und wieder ein Stückchen hinauf, drehen sich ringsum und machen allerlei drollige Manöver, ehe sie zu Boden sinken! Welche wunderhübschen Sternchen zeigen sie, schöner und zierlicher, als man sie zeichnen kann! Und dann, wenn es geschneit hat, wenn alle Getreidepflänzchen auf dem Felde mit der warmen Winterdecke eingehüllt sind, und auf der zerfahrenen, gefrorenen Strafse alle Gleise geebnet — wie prächtig gleitet dann der Schlitten darüber hin, dafs es eine Lust ist! Was geht ferner über ein tüchtiges Schneeballwerfen mit hohen Schneeschanzen und mit Schneemännern, die mit dem Besenstiele im Arm Schildwache stehen?

2. Aber es darf des Guten nimmer zu viel sein, auch nicht vom Schnee, und dies ist im Gebirge leider jeden Winter der Fall. Wenn im Tieflande der Winter den Schnee händevoll um sich wirft, schüttet er ihn im Hochgebirg wagenweise aus, so dafs er dort 3 m, 6 m, 9 m hoch fällt. Die leere Sennhütte auf der Alm wird gänzlich überschneit. Wer sie aufsuchen wollte, müfste durch den Schnee ein Loch hinuntergraben, dann käme er allmählich aufs Dach. An den Wohnhäusern liegt der Schnee nicht selten bis zum Dache hinauf. Man mufs durch die Speicherthüre hinaussteigen, die für solche Fälle auch eine besondere Treppe nach aufsen hat.

An der steilen Berglehne baut sich der Schnee als eine neue Gebirgslage auf, die Stunden lang und Meilen breit ist. Selbst an den senkrechten und überhängenden Felsen heftet sich feuchter Schnee an, friert fest und

bildet Schneeschirme, 30 m hoch, mehrere Meter breit und dick. Wege und Stege verschneien. Tagelang kann niemand zum Nachbar gelangen. An den Hauptstrafsen sind Schneestangen von 6—9 m Höhe errichtet, um den rechten Pfad zu weisen. Mitunter verschneien auch diese. Scharen von Menschen werden aufgeboten, um mit Ochsengespannen und Schlitten, Schneeschaufeln und Hacken Bahn für die Postwagen zu brechen. Und doch bleiben die Posten mitunter tagelang liegen. Einzelnen Wanderern droht sicherer Tod. Wer hat Kraft genug, stundenlang durch haushohen, lockern Schnee zu waten, vollends wenn bitterkalter Sturm dazu heult?

3. Im Frühjahre, manchmal auch mitten im Winter, weht von Italien und Afrika herüber der warme Föhnwind. Dann überfällt bange Furcht die Bewohner der Alpenthäler.

Die Schneeschirme lösen sich von den Felsen und donnern zu Thale. Was sie drunten treffen, wird verschüttet. Rofs und Reiter, Schlitten und Leute reifsen sie mit sich in die Tiefe oder begraben sie. Die weiten, dicken Schneelagen steiler Gehänge kommen ins Gleiten. Sie rutschen erst langsam, dann immer schneller an den Bergseiten hinab, stauen sich in den kleinen Thalmulden, welche die Bergseiten querüber durchfurchen, übersteigen sie und bäumen sich als riesiger Schneewall empor, um den rasenden Lauf jenseits weiter fortzusetzen.

Steht der Wanderer weit entfernt von der stürzenden Lawine, so sieht er den Schneestreifen an der Bergwand scheinbar allmählich hinabgleiten, hie und da aufsprühen und sich zum Thale hinabschieben, ähnlich wie beim Tauwetter am steilen Schieferdach eine Schneeschicht hinabrutscht. Er hört einen dumpfen Donner wie von einem fernen, starken Gewitter. Aber in der Nähe zeigt sich die Lawine viel furchtbarer. Was von ferne allmähliches

Gleiten schien, ist in der Nähe rasende Schnelligkeit. Der Weg an der Bergwand, der von weitem nur spannenlang aussah, mifst in der Nähe nach Stunden. Manches Haus ist schon samt seinen Bewohnern durch die Lawine begraben worden. Manchmal hat man erst nach Wochen die Gebeine der Unglücklichen zu Tage gefördert, die dort ihren Tod fanden. Oft triffst du Gedenktafeln am Wege, welche von Unglücksfällen, mitunter auch von wunderbaren Rettungen erzählen, die bei Lawinen vorkamen.

Selbst der Luftdruck, den die stürzende Schneemasse veranlafst, wird zum Sturmwind, der Hütten hinwegbläst und alte Bäume entwurzelt durch die Luft schleudert, als seien es Wollenflöckchen.

Mitten im Sommer trifft der Wanderer nicht selten in den Thalengen noch mächtige Schneelager als Reste gefallener Lawinen. Die Giefsbäche haben sich ihr Bett unten hindurchgefressen. Der Schnee ist eisig hart geworden und kann als Brücke dienen. Man könnte mit einem Wagen darüberfahren.

Kommst du bei einer Alpenwanderung in Thäler, die von Lawinen heimgesucht sind, so merkst du, warum die Älpler grüfsen: „Behüt' dich Gott!" — Dort kann nur der behüten und schirmen, nach dessen Willen die Sturmwinde wehen und die Lawinen ihre Wege einschlagen.

218. Das Bildstöckl.

Martin Greif.

Am schwindelnden Hang der Straße
steht einsam ein starrer Block,
umwuchert von wilden Faren
erhebt sich der Marterstock.

Sein Täflein bezeichnet die Stelle,
da starb ein Menschenkind;
wohl ist es schon verfärbet
von all dem Regen und Wind.

Doch der es am Weg erblicket,
hält an zu kurzer Ruh'
und betet davor in Stille,
dann wandert er wieder zu.

219. Lindau.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Lindau, am 1. Mai 1896.

Lieber August!

Weifst Du noch, wie wir auf der Landkarte mit besonderer Vorliebe den Bodensee aufsuchten, von dem wir aus unsern Büchern wufsten, dafs er der gröfste See Deutschlands sei? Auf unserer Karte kam er uns recht klein vor, so dafs wir nicht begreifen konnten, wie er zu dem stolzen Namen „schwäbisches Meer" gekommen sei. Wir suchten wohl auch bei Spaziergängen von unserm Weiher aus uns eine Vorstellung von dem grofsen See zu machen und glaubten, er werde wohl hundertmal so grofs sein und so weit wie etwa bis zum nächsten Dorfe reichen.

Nun sah ich den Bodensee selbst. Wie übertrifft er alle Erwartung und Vorstellung!

Gestern spät in der Nacht kam ich mit meinem Vater hier an. Heute war ein prächtiger Morgen. Wir gingen in aller Frühe an den schönen Hafen Lindaus zu einem der Dämme, von denen aus man auf den See blicken kann. Unendlich scheint er sich gegen Westen auszudehnen; denn das Auge vermag hier kein Ufer zu erspähen. Nun begreife ich erst, was eine Wasserfläche von 62 km Länge und 14 km Breite heifsen will. Dampfschiffe fahren hin und her und bezeichnen ihren Weg durch langgezogene, dunkle Rauchwolken. Zahlreiche Kähne und Segelschiffe,

die in der Ferne als Punkte verschwinden, beleben die Oberfläche des Sees. Die Gestade, soweit man sie überschauen kann, sind besäet mit Ortschaften, Kirchen, Burgen und Schlössern. Am schönsten ist der Blick von Lindau aus nach Südosten. Da schimmern die weifsen Häuser von Bregenz freundlich her. Über die Stadt weg schaut der hochansteigende Gebhardsberg mit seiner Kirche in den See. Weiter rückwärts gegen Osten zu türmen sich die Felsmauern Vorarlbergs zum Hochgebirge auf, von welchem auch im Hochsommer Schneefelder glänzen. Westlich vom Gebhardsberg erheben sich die Gebirge der Schweiz, alle überragt vom Säntis, der seine kahle Felsenpyramide stolz zum Himmel streckt.

Es ist ein grofsartiges Bild, welches sich hier vor unsern Augen entrollt.

Bayern hat durch die Stadt Lindau Anteil an diesem herrlichen See. Die Stadt liegt auf drei kleinen Inseln, deren gröfste und dem Ufer nächstgelegene durch eine 300 Schritte lange hölzerne Brücke mit dem Festlande verbunden ist.

Auch die Eisenbahn führt auf einem Damme hinüber auf die Insel unmittelbar an den Hafen. Dieser ist wohl das Sehenswerteste der Inselstadt. Auf der Spitze des einen Hafendamms erhebt sich der über 32 m hohe Leuchtturm; am Ende des anderen thront ein riesiger Löwe aus Stein, das bayerische Hoheitszeichen; die Mitte des Hafenplatzes ziert das eherne Standbild des Königs Maximilian II. Im Hafen herrscht ein aufserordentlich rühriges Leben; denn der Verkehr der Stadt ist seit Einführung der Dampfschifffahrt und Anlage der Eisenbahn sehr bedeutend geworden. Seitdem hat sich auch, wie ich mir sagen liefs, die Einwohnerzahl der Stadt, welche im Jahre 1820 auf 2500 gesunken war, wieder bis auf das doppelte gehoben.

In frühern Jahrhunderten, da der grofse Welthandel seinen Weg noch über Italien und Augsburg nahm, stand Lindau freilich in noch ganz anderer Blüte und zählte an 10000 Einwohner.

Die alte Stadt ist nicht besonders schön. Sie hat enge, finstere und winkelige Strafsen, denen die Aussicht auf den See fehlt. Schön aber sind die neuen Anlagen am See, besonders in der Nähe des Hafens.

Ich könnte Dir noch gar manches mitteilen, was ich vom jetzigen Lindau gesehen und vom alten gehört habe, aber ich mufs für diesmal schliefsen, da ich mit meinem Vater den Sonnenuntergang auf einer Kahnfahrt geniefsen will.

Es grüfst Dich bestens

Dein

Schulkamerad Franz.

220. Die bayerische Donau.

Niederbayerisches Lese- und Sprachbuch.

1. Der südöstliche Abhang des Schwarzwaldes in Baden ist die Heimat der Donau. Nach kurzem Laufe durchbricht sie den schwäbischen Jura, der sie dann auf ihrem linken Ufer durch Württemberg begleitet.

Bei Ulm überschreitet sie die bayerische Grenze. Hier wird sie durch die Iller verstärkt. Von Ulm an erweitert sich das Thal zur Rechten, während zur Linken die Ausläufer des Jura den Strom begleiten. Da und dort tritt dieser Höhenrand weiter zurück, wie von Ulm bis Donauwörth, oder er verflacht sich zur Ebene, und an einigen Stellen erheben sich die Höhenzüge sogar am rechten Ufer.

Bei Donauwörth mündet die Wörnitz, und unweit des Städtchens Rain mischt der wilde Lech seine Wasser mit denen der Donau. Weite Moorflächen — das Donauried und das Donaumoos — dehnen sich auf diesen Strecken an beiden Ufern des Stromes aus und bieten dem Auge ein wenig erfreuliches Bild.

In dieser einförmigen Gegend liegt am nördlichen Donauufer Bayerns wichtigster Waffenplatz und der Mittelpunkt seiner Verteidigungskraft, die Festung Ingolstadt.

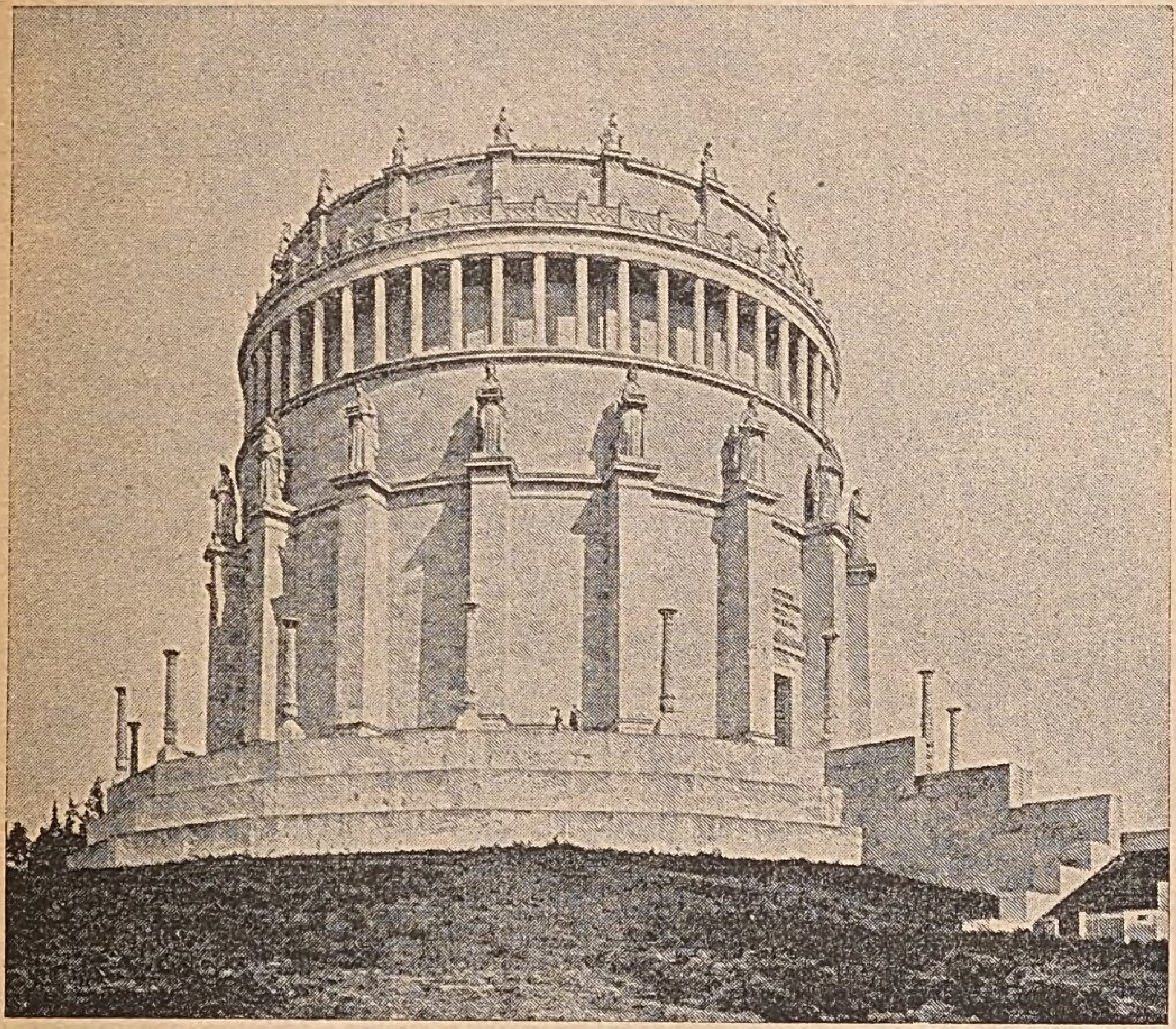
Der Ort hat ein sehr hohes Alter; denn schon im Testamente Karls des Großen wird er als „königliches Kammergut“ erwähnt. Die bayerischen Herzöge wandten der aufblühenden Stadt ihre Gunst zu, und zur Zeit der Landesteilungen war sie herzogliche Residenz. Ludwig der Reiche errichtete im Jahre 1472 in Ingolstadt eine Hochschule, welche bis 1800 dortselbst verblieb, dann nach Landshut und zuletzt nach München verlegt wurde. Am Beginn des 16. Jahrhunderts ward Ingolstadt stark befestigt. Im dreißigjährigen Kriege setzte es, während der berühmte bayerische Feldherr Tilly sterbend in seinen Mauern lag, dem Schwedenkönige Gustav Adolf erfolgreichen Widerstand entgegen. Vor etwa neun Jahrzehnten wurden die Festungswerke geschleift, bald darauf aber wieder errichtet und nach dem Kriege von 1870/71 bedeutend verstärkt.

Bei dem Benediktinerkloster Weltenburg oberhalb Kelheim ändert sich auf einmal die Uferlandschaft der Donau. Der Strom muß sich mit Gewalt den Weg durch den fränkischen Jura bahnen. Mächtige Felsenpartien überraschen das Auge. Unmittelbar aus dem Wasser steigen sie empor, so daß auf beiden Ufern nicht einmal mehr Raum für einen schmalen Fußweg bleibt. Man kann diese Wasserstrecke, welche den Namen „lange Wand“ führt, nur auf einem Kahne zurücklegen, und es sind in das Gestein eiserne Ringe eingelassen, an denen der Schiffer sein Fahrzeug stromaufwärts zieht. Beim Austritte aus dieser Schlucht grüßt uns die Befreiungshalle vom Michelsberge bei Kelheim. Hier mündet der Ludwigs-Donau-Main-Kanal in die Donau und unterhalb Kelheim die Altmühl.

2. Bei Regensburg erweitern sich Strom und Thal ungemein, ja erreichen ihre größte Breite in Bayern und zugleich den nördlichsten Punkt des ganzen Laufes. Die steinerne Brücke zu Regensburg ist die älteste Überbrückung

der Donau. Sie wurde von Herzog Heinrich X. dem Stolzen erbaut (1140).

Hier führen die Naab und der Regen der Donau die Wasser des Fichtelgebirges, des Böhmer- und Bayerischen Waldes zu. Der Strom wird durch die Höhen des letzteren gezwungen, seine nordöstliche Richtung zu verlassen und sich gegen Südosten zu wenden. Zwei Stunden unterhalb



Die Befreiungshalle bei Kelheim.

Regensburg, bei Donaustauf, spiegelt sich die Walhalla in seinen Fluten. Am rechten Ufer dehnt sich stromabwärts bis Vilshofen und in einer Breite von 5 bis 6 Stunden der fruchtbarste Getreideboden Bayerns aus, „der Gäuboden", auch „Kornkammer Bayerns" genannt. Dort findet man den reichsten Bauernstand Süddeutschlands.

Unterhalb Deggendorf nimmt die Donau die rasche Isar auf und wogt nun Passau zu, der herrlich gelegenen

Grenzstadt gegen Österreich. Hier vereinigt sie sich noch mit der Ilz, der sanften Tochter des Bayerischen Waldes, und dem Inn, dem stürmischen Alpensohne, und verläßt nun das bayerische und damit das deutsche Gebiet.

221. Der Fischer am Arbersee.

Adalbert Müller.

1. Der Fischer klimmt wohl den Arber hinan;
er klimmt wohl hinauf zum See,
zum See, umgürtet mit Fels und Tann',
und kühler als Nordlands Schnee.

2. Er birgt sich tückisch im Uferrohr
und wirft die Schnur in die Well';
bald reißt er ein zappelndes Fischlein empor:
„Ei, grüß dich, du blanker Gesell!“

3. Das Fischlein, o Wunder! thut auf den Mund
und redet mit schlauem Sinn:
„Erbarmen! es spielt sich so lustig im Grund;
was bringt dir mein Sterben Gewinn?

4. Du weißt, es schwimmen viel Fischlein hold
tief unten — tief angle hinein!
Die prangen mit Schuppen von purem Gold;
ihr Auge ist Edelgestein.

5. Sie schlafen des Nachts in korall'nem Bett;
von Perlen erbaut ist ihr Haus;
wer solch ein Fischlein gefangen hätt',
der lachte wohl Könige aus.“

6. „Ha!“ sprach der Fischer, „fort, ärmlicher Wicht,
nur flugs in die Pfütze hinein;
du sättigst den hungrigen Magen mir nicht;
mich lüstet's nach Edelgestein.“

7. Und neiget sich vor, und neiget sich sehr,
will langen bis tief in den Schlund;
da wird ihm das gierige Herz zu schwer, —
er stürzt — und sinket zu Grund.

8. Drob freute das listige Fischlein sich fast,
rief seine Gespielen all;
die kamen von Nord und von Süd zu Gast —
sie kamen zum Leichenmahl.

222. Der Donau-Main-Kanal.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Die Altmühl und die fränkische Rezat gleichen zwei Nachbarskindern, die mit einander dieselbe Heimat haben, aber schon in früher Jugend von einander getrennt werden und dann nimmer zusammenkommen. Beide Flüsse entspringen auf der Frankenhöhe in Mittelfranken, nicht gar weit von der württembergischen Grenze. Sie schlagen zuerst dieselbe Richtung — gegen Südosten — ein. Dann wendet sich die Rezat gegen Norden, dem Laufe ihrer Namensschwester folgend, der sogen. schwäbischen Rezat. Der vereinigte Fluß — nun Rednitz, nach Aufnahme der Pegnitz aber Regnitz genannt — sucht seinen Weg zum Main und Rhein und führt also sein Wasser der Nordsee zu. Die Altmühl bleibt ihrer südöstlichen Richtung treu, mündet in die Donau und geht mit dieser in das Schwarze Meer.

Wie, wenn man Altmühl und Regnitz durch einen Kanal verbinden könnte, dann wäre eine Wasserstraße von der Donau zum Main und Rhein hergestellt!

Schon Karl der Große hatte diesen Plan gefaßt. In einem Friedensjahre — deren dem Kaiser nur wenige beschert waren — mußten seine Krieger Schwert und Lanze mit Schaufel und Hacke vertauschen und Hand anlegen, einen Graben zur Verbindung der Altmühl mit der Rezat

herzustellen. Vom Frühlinge bis in den Herbst wurde gearbeitet, und Karl selbst war zur Stelle. Schon war eine Strecke von 5—600 m Länge, 30 m Tiefe und über 80 m Breite ausgegraben, da wurde der Kaiser wieder zum Kriege gerufen, und das begonnene Werk blieb unvollendet.

Mehr als tausend Jahre später erfaßte König Ludwig I. den Gedanken des großen Karl und brachte ihn glücklich zur Ausführung.

Schon bei Bamberg zweigt der Kanal aus der Regnitz ab und läuft über Erlangen, Nürnberg, Neumarkt bis Dietfurt in die Altmühl. Bei Kelheim führt er von der Altmühl in die Donau. Er hat eine Länge von 23 Meilen, eine Tiefe von 1½ m und eine durchschnittliche Breite von 11—12 m. Er dient hauptsächlich zur Fortschaffung von Holz, welches in großer Menge von Süden nach Norden geht.

Von dem Kanale Karls des Großen sind noch heutzutage Spuren vorhanden, so namentlich in der Nähe von Weißenburg ein Graben von nahezu 30 m Tiefe, dann in der Nähe von Treuchtlingen mehrere Weiher. Das Volk heißt ihn den Teufelsgraben und weiß allerlei Spukgeschichten von ihm zu erzählen.

223. Nürnberg.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

In einer von der Natur wenig begünstigten, sandigen und einförmigen Gegend liegt das altehrwürdige Nürnberg, eine der schönsten nicht nur unter den fränkischen, sondern auch unter den deutschen Städten. Welches Kind wüſste nichts von den „Nürnberger Spielwaren“ und von der süſsen Weihnachtsfreude, den „Nürnberger Lebkuchen“? Die Männer wissen freilich noch viel Edleres an Nürnberg zu schätzen: seine groſsartigen Fabriken, seinen biedern Bürgerstand, seinen Kunst- und Gewerbefleiſs, seinen weitreichenden Handel, seine ruhmreiche Vergangenheit und seine Rührigkeit in der Gegenwart.

Auf felsgekrönter Höhe ragt mit reichem Schmucke von Türmen die „alte Burg“ empor, die so viele deutsche Kaiser in ihren Mauern beherbergt hat. Wir staunen da zunächst einen alten, fünfeckigen Turm an, dessen Entstehung nach der Sage in die Zeit des römischen Kaisers Nero fällt. Nicht minder zieht ein über 50 Klafter tiefer Brunnen und die über 700 Jahre alte Schloſslinde unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auch in die Folterkammer werfen wir einen Blick, obwohl uns die zahlreichen Marterwerkzeuge in derselben mit Grauen erfüllen. Wir treten hinaus auf die „Freiung“, von welcher wir das Häusermeer der Stadt zu unsern Füſsen überschauen. Die Straſsen ziehen sich zu dem in zwei Hauptarme geteilten Pegnitzflusse hinab, überschreiten diesen in zahlreichen, oft kunstvollen Brücken und steigen jenseits desselben wieder allmählich empor. Weit werden die Häuser überragt von den Doppeltürmen der Sebalder- und der Lorenzkirche, welche zu den schönsten und kunstvollsten kirchlichen Bauwerken Deutschlands gehören. Auch das Rathaus ist ein stolzer Bau, einer Reichsstadt würdig.

Auf der Freiung zeigt man auch den Ort, von welchem der berüchtigte Raubritter Eppelin von Gailingen mit seinem Pferde durch einen gewaltigen Sprung über den Stadtgraben den Nürnbergern wieder entronnen sein soll. Aus jener Zeit soll sich das Sprichwort herschreiben: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn zuvor.“ Die Wahrheit ist, daſs der verwegene Schnapphahn bei Karlstadt am Main, von seinen Verfolgern bedrängt, von einer steilen Felswand mit seinem Pferde den Sprung in den Fluſs wagte und so der Gefangenschaft entrann. Daſs sich die Bürger der Stadt Nürnberg gegen die raublustigen Ritter nach Kräften zu schützen suchten, beweisen heute noch die starken Mauern und tiefen Gräben, sowie die mächtigen Türme, welche die Haupteingänge der Stadt decken. Zum Teile sind die alten Befestigungswerke niedergerissen, um Raum für neue Straſsen und den wachsenden Verkehr zu schaffen; zum groſsen Teile aber wurden sie

erhalten, und noch immer sind sie ein Schmuck der altertümlichen Stadt.

Jeder Schritt durch diese offenbart uns ihre achtbare Vergangenheit, und überall finden wir Erinnerungszeichen an die Blütezeit des Bürgertums in den ältern Jahrhunderten.

Aus Nürnberg gingen zu allen Zeiten Männer hervor, die eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte einnehmen. Es seien hier nur genannt der grofse Maler Albrecht Dürer, der Dichter Hans Sachs, ein ehrsamer Schuhmacher, Peter Vischer, Meister im Erzgufs, die Bildhauer Veit Stofs und Adam Krafft, der berühmte Reisende Martin Behaim.

In Nürnberg herrschten einst die Ahnen des gegenwärtigen deutschen Kaiserhauses als erbliche Burggrafen. Sie stiegen von Stufe zu Stufe: erst zur Markgrafen-, hierauf zur Kurfürsten-, sodann zur Königs- und schliefslich zur erblichen deutschen Kaiserwürde.

224. Das Fichtelgebirge.

Niederbayerisches Lese- und Sprachbuch.

So recht in das Herz von Deutschland tritt der Reisende, wenn er das Fichtelgebirge besucht. Ein Massengebirge, das fast ganz in der Mitte des Reiches liegt, streckt es seine Ausläufer nach den vier Himmelsgegenden, um ein Band zu knüpfen zwischen Nord und Süd, Ost und West.

Ernst und schön rollt sich das Gebirge vor unsern Blicken auf. Nicht zackig und hochaufstrebend, wie etwa die Alpen, sondern sanftgewölbt und wellenförmig erscheinen seine Bergesketten, die mit Nadelhölzern dicht besetzt sind.

Zwischen diesen dunkeln Wäldern schauen von den Höhen säulenartig aufgetürmte Granitmassen herab. Auf ihnen erheben sich hier und da noch Überreste einer alten Burg, in der einst Raubritter ihr Wesen trieben.

Eine merkwürdige Wasserscheide bildend, schickt das Gebirge als Boten nach den verschiedenen Himmelsgegenden vier Flüsse von ziemlicher Bedeutung in die weite Ferne: gegen Norden die Saale, gegen Osten die Eger, gegen Süden die Naab, gegen Westen den Main. In Quellen des reinsten Wassers, so recht aus dem Innern des Gebirges kommend, umgeben von frischem Grün, beginnen sie ihren Lauf und erfreuen gar oft den müden Wanderer durch ihren Anblick. Mühsam muß sich ihr Wasser Bahn durch enge Thäler und finstere Felsen brechen. Als rechte Söhne des Gebirges gewinnen diese Flüsse erst dann ruhigern Lauf, wenn sie aus den Bergen heraustreten.

Die Industrie hat sich nicht selten an diesen Gewässern angesiedelt, um deren Kraft zu benutzen, und zahlreiche Hammerwerke, Spiegelschleifereien und Paterlhütten*) verbreiten Leben in den außerdem so stillen Thälern. In den bessern Lagen des Gebirges wird Getreidebau getrieben. Er lohnt hier nicht allzu reichlich; doch gedeihen Hafer, Flachs und Kartoffeln. Für die ärmere Bevölkerung ist neuestens im Sammeln und Versand der massenhaft vorkommenden Preiselbeeren ein namhafter Erwerb entstanden. Auch der Bergbau spielt keine unbedeutende Rolle. Das Gebirge enthält Eisen, Antimonerze, Speckstein, Zinn, und Kalk- und Granitzubereitung zu Platten und Tafeln beschäftigen viele Arbeiter.

225. Das Gebiet des bayerischen Mains.

Nach dem Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

1. Die Einteilung Frankens in Ober-, Mittel- und Unterfranken gründet sich im allgemeinen auf die natürlichen Verhältnisse des Landes und dessen Lage an seinem Hauptflusse, dem Main.

Betrachten wir uns einmal das Gebiet des Obermains! Hiezu gehört vor allem der größte Teil des Fichtelgebirges.

---

*) Hütten, in denen aus farbigen Kügelchen (Paterln = Paternosterkügelchen) Rosenkränze und Halsketten verfertigt werden.

Diesem entquillt der weiße Main, während dessen Namensbruder, der rote Main, aus einer Einsenkung zwischen Fichtelgebirg und Frankenjura hervorbricht. Eine Stunde westlich von Kulmbach fließen beide Flüsse zusammen. Am roten Main liegt Bayreuth anmutig in einem von Bergen umsäumten Thalkessel. Die Stadt hat verstanden, für den Verlust ihrer alten Markgrafenherrlichkeit reichlichen Ersatz zu finden in Arbeit und Bildung, in Gewerbs-, Fabrik- und Handelsthätigkeit.

Nach der Vereinigung des roten mit dem weißen Maine wandert der Fluß ohne weitern Beinamen durch das Frankenland und bildet dessen Schmuck und Segensquelle. Reichen Zufluß erhält er von Norden her, von wo ihm der Frankenwald seine starken Bäche zusendet, die bei Kronach sich vereinigen. Sie führen den außerordentlichen Holzreichtum des Frankenwaldes zum Main, auf dem viele Stämme den Weg bis zum Rhein nehmen, um durch diesen bis zum Meere zu wandern und dort zum Schiffbau verwendet zu werden. Bei Lichtenfels erhebt sich hart am rechten Mainufer auf steil ansteigender Höhe das Schloß Banz mit einer prachtvollen Kirche. Ihm gegenüber am linken Mainufer thront Kloster und Kirche Vierzehnheiligen, im Sommer das Ziel von vielen tausend Wallfahrern.

Unterhalb Banz tritt der Main in den ausgedehnten, fruchtbaren Kessel von Bamberg, in welchem er von Norden die Itz und Baunach, von Süden her seinen stärksten Nebenfluß, die Regnitz, erhält und dadurch schiffbar wird. Bamberg hat eine eben so schöne als günstige Lage. Sein mit vier Türmen gezierter Dom muß zu den edelsten Bauwerken unseres Vaterlandes gezählt werden. Die Stadt ist berühmt wegen ihrer ausgedehnten und blühenden Gärtnereien, und die reiche Umgegend und die Lage an der Einmündung des Donau-Main-Kanals in die Regnitz sichern ihr unversiegbare Nahrungsquellen.

2. Kurz nach der Aufnahme der Regnitz tritt der Main in den Kreis Unterfranken. Es scheint, als ob es ihm in den schönen und fruchtbaren Gauen dieses Kreises besonders gut gefiele. Denn er läßt sich nun Zeit auf seinem Wege, sucht das Land von allen Seiten zu beschauen und bespült den Fuß lieblicher Mittelgebirge, — der Haßberge, des Steigerwalds, des

Spessarts und des Odenwalds. Seine Stromlänge zwischen Schweinfurt und Aschaffenburg steigt auf das Dreifache des geraden Abstandes dieser beiden Mainstädte. Dies kommt der Schiffahrt sehr zugute. Das Gefälle des Flusses wird bedeutend geringer, und so können die Schiffe auch stromaufwärts fahren, was bekanntlich bei den scharf strömenden Flüssen der bayerischen Hochebene nicht möglich ist.

Der lebhafte Verkehr auf dem Main, der Wein- und Obstbau an seinen Ufern, die reichen Getreidegaue zu seinen beiden Seiten gaben schon in den frühern Jahrhunderten zahlreichen Menschen Verdienst und Wohlstand, und so ist es denn erklärlich, daß die beiden Ufer dieses Flusses mit Ortschaften dicht besetzt sind. Diese lassen sich mit Perlen vergleichen, welche sich an den Strom wie an einen Faden reihen.

Die bedeutendste Mainstadt ist Würzburg. Es liegt äußerst günstig in einem Thalkessel, dessen Ebene einem schönen Garten gleicht. Die Höhen sind bis zum Scheitel mit der köstlichsten Weinrebe bepflanzt, und der Stein und Leisten gehören zu den edelsten deutschen Weinen. Von welcher Seite man sich auch der Stadt nahen mag, immer winken uns die altersgraue Bergfeste Marienberg mit ihren Türmen und die gegenüber liegende Kirche auf dem Nikolausberge den ersten Gruß zu. Dann taucht eine Turmspitze nach der andern auf. Die Türme verlängern sich, wie wir näher kommen, und zahlreiche Kirchen, Paläste und Häuser treten immer mehr hervor. Ein großartiges Gebäude ist das Residenzschloß, und weltberühmt ist das Juliushospital. Letzteres wurde von dem edeln Fürstbischofe Julius, dessen Name im ganzen Frankenlande mit Ehrfurcht und Dank genannt wird, für Arme, Elende und Kranke aller Art gestiftet. Auch die Hochschule in Würzburg verdankt diesem hohen Fürsten ihre Wiederherstellung.

226. Die Pfalz am Rhein.

Lesebuch von mehreren öffentlichen Lehrern.

Das Kartenbild der Pfalz zeigt die Form eines ungleichseitigen Vierecks, dessen Eckpunkte durch die außerhalb

der Pfalz liegenden Städte Worms, Weißenburg, Saargemünd und Kreuznach bezeichnet werden. Der Bodengestalt nach unterscheiden wir von Osten nach Westen die flache Rheinebene, das Hügelland der Hardt, das gebirgige und das hügelige Westrich.

Die Rheinebene liegt nur wenig höher als der Rheinspiegel und muß deshalb an verschiedenen Strecken durch Dämme vor den Überschwemmungen des Flusses geschützt werden. Mit Ausnahme einiger sumpfigen und sandigen Stellen ist sie sehr fruchtbar, ein wahrer Garten, und wird auch teilweise als Gartenland bearbeitet. Tabak- und Runkelrübenbau liefern hier einen namhaften Ertrag. Doch die Ebene wird an Reichtum noch übertroffen vom Weinland der Hardt, an dessen Hängen die köstliche Traube reift.

Im Gegensatze zu der gesegneten Vorderpfalz steht das Gebirgsland. Das Hardtgebirg ist hauptsächlich Waldland, ziemlich wasserarm und verhältnismäßig gering bevölkert. Erst mehr gegen Westen, im Hügellande, findet sich wieder eine dichtere Bevölkerung. Da gewinnt auch der Feldbau mehr und mehr an Ausdehnung, und besonders das „Getreide des Armen", die Kartoffel, wird hier massenhaft gebaut. Gegen Norden, in den grasreichen Thälern der Glan und Alsenz, steht die Viehzucht in besonderer Blüte.

Im südwestlichen Winkel hat die Pfalz Anteil an dem unermeßlichen Steinkohlenreichtum des Saarbeckens, und es hat sich da in wenigen Jahrzehnten eine großartige bergmännische und industrielle Thätigkeit entwickelt. Hauptort derselben ist St. Ingbert an der preußischen Grenze. Vor wenigen Jahren noch ein Dorf, ist es zu einer ansehnlichen Stadt herangewachsen. Eine Einfahrt in das Reich der „schwarzen Diamanten" ist sehr belehrend, weil da oft verkohlte Palmbäume und Pflanzenabdrücke in dem Gestein gefunden werden. Die Grenze gegen Preußen bildet das „schwarze Thal", das schmutzigste und kotigste, das man treffen kann, aber auch eines der gewerbsamsten.

Das an Naturschönheiten reichste Gebiet der Pfalz ist das Gebirgsland zwischen Queich und Lauter, „innerer Wasgau“, in seiner großartigsten Partie auch „pfälzische Schweiz“ genannt. Mit den Alpen läßt sich dieses Bergland freilich ebensowenig vergleichen als die „fränkische Schweiz“; denn es fehlen hier die Riesenberge mit Gletschern und Schneefeldern, die Wasserfälle und Bergseen, die Almen und Sennhütten. Aber es ist ein Bergland, erhaben, wild und schauerlich, und doch auch anmutig und lieblich. Der Zielpunkt der meisten Besucher ist Anlauter, von wo man nicht nur den großen Rehberg besteigt, der eine prächtige Aussicht bietet, sondern auch den Trifels, mit dem sich kein Berg an geschichtlicher Bedeutung messen kann.

227. Weiß und Blau.

Ludwig Scharrer.

Wenn ich zum heitern Himmel schau',
so strahlt er freundlich weiß und blau;
dann denk' ich an mein Heimatland,
wo ich der Jugend Himmel fand.

Und pflück' ich mir im Morgenlicht
ein wunderlieb Vergißmeinnicht,
und fällt ein Thränlein drauf als Tau,
lacht mir's entgegen weiß und blau.

Begrüßt mich auf der grünen Au
ein freundlich Auge weiß und blau,
denk' ich, im Heimatland zu sein,
wo Augen grüßen treu und rein.

Denn rein und treu heißt weiß und blau;
drum ich auf diese Farben bau.
Und wo sie hoch am Banner wehn,
ist's eine Lust, voranzugehn.

II.

228. Sankt Korbinian und der Bär.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Da zieht vom rauschenden Donaustrand
Korbinian fort in das welsche Land.
Er reiset sicher, er wandert froh;
treu läßt ihn geleiten Fürst Theodo*).
Nun ging es hinan, wo niederschau'n
die Berge und wecken ein Gottesgraun.
Mit riesigem Arm umfängt sie der Wald,
und die Nacht wird finster und feucht und kalt,
und frostige Luft streicht über den Plan,
wo lagern und ruhen Roß und Mann.
Doch kaum umzittert die Höhen das Licht,
mit Macht ein Bär aus der Wildnis bricht.
Er tötet zornig des Heiligen Tier;
die Recken selber erbeben schier.
Da tritt ihm nahe der Gottesmann,
bezwingt sein Wüten mit strengem Bann.
Als sei es zu Ehren und hoher Zier,
gebeut er zu tragen, was trug das Tier.
Und bis ins heiße Welschland hinein
des Waldes König ihm diente fein.
In allen Landen rings umher
ward kund die wunderbare Mär;
und Freising, Sankt Korbinians Stadt,
den Bären noch heut im Wappen hat.

---

*) Theodo II.

229. Die Schule der Stutzer.

Karl Simrock.

1. „In solchem Staat, ihr Herrn vom Rat,
mit Seide, Gold und Bändern?
Wohl ziemt der Glanz zu Spiel und Tanz,
zum Reihen oder Ländern.
Zu ernsten Dingen ziemt er nicht;
drum halt' ich heute kein Gericht.
Auf, laßt uns fröhlich jagen!"

2. Das Hifthorn schallt im grünen Wald,
an Seilen bellt die Meute.
Dem Freudenschall erjauchzen all
die flinken Jägersleute.
Der Kaiser weist sie manchen Pfad,
wo sich viel Wilds verborgen hat:
„Nur zu durch dick und dünne!"

3. Ihm folgen gern die schmucken Herrn;
wie ließen sie sich mahnen!
doch mancher Dorn nimmt sie aufs Korn
und zerrt an ihren Fahnen.
Viel bunte Flitter flattern fort,
ein Läppchen hier, ein Läppchen dort;
sie müssen Wolle lassen.

4. Im schlichten Rock hat manchen Bock
der Kaiser abgefangen.
Sie trafen nie, stets blieben sie
an einem Dornbusch hangen.
Der Kaiser lacht: „Ach, wie zerfetzt!
Ihr wurdet heute selbst gehetzt;
ein ander Mal seid klüger!"

230. Friedrich der Rotbart im Untersberg.

Nach Koch-Sternfeld.

Der Sage nach umschließen die Marmorgewölbe des Untersberges auch den gebannten Kaiser Friedrich, sein Hof-

lager und seine Heerscharen. Nur selten und auf Augenblicke wird die eherne Pforte des Berges zwischen eingestürzten Felsklüften dem Wanderer sichtbar. Kriegerische Musik und Waffengeklirr schallt aus des Gebirges Höhlen und verkündet nahen Kampf. Wilde Ritter und Knappen durchstürmen auf feurigen Rossen und mit sprühenden Waffen die benachbarten Gefilde, dem Landvolk zum Schrecken. In langen Zügen wallen Mönche durch Erdklüfte unter Seen und Flüssen nach den Kirchen der Umgegend. Sie feiern in St. Bartholomä, im Münster zu Berchtesgaden und im hohen Dome zu Salzburg zur Mitternachtsstunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienst. Mit scheidender Nacht aber eilen Reiter und Mönche in den Berg zurück. Hier harren sie ihrer Erlösung. Wenn Unglaube und Gewalt auf Erden den höchsten Grad erreicht haben, die Völker in wildem Streit liegen und sich anschicken, auf der weiten Ebene von Wals die letzte Schlacht zu schlagen, dann wird Kaiser Friedrich hervorbrechen mit den Seinen und der guten Sache den Sieg erringen.

231. Otto von Wittelsbach bei der Veroneser Klause.
(1155.)

Aus: „Bayerland“.

1. Der junge Kaiser Rotbart, das Haupt von Sorgen schwer,
aus Welschland kam gezogen mit seinem kleinen Heer.
Mußt' ungebrochen lassen manch trotz'gen Widerstand;
denn Fehden gab's zu schlichten daheim im deutschen Land.
2. Wo zwischen engen Wänden die Etsch sich brausend zwängt,
hin zur lombard'schen Eb'ne die rauhen Fluten drängt —
man heißt's die Berner Klause — auf lotrecht steilem Grat
lag ein gar trotz'ger Haufe zu wildverweg'ner That.
3. „Eh' wir vorbei euch lassen,“ rief da der keckste Wicht,
„Herr Kaiser, zahlt in Golde flugs euer Vollgewicht,

und jeder eurer Mannen, eh' kommt er nicht davon,
läßt er nicht Roß und Rüstung uns hier als Wegelohn!"
4. Und ob die freche Rede auch männiglich empört,
es ward mit Stein und Pfeilen der Durchgang keck verwehrt.



Manch wuchtig Felsstück donnert hernieder in den Grund,
und mancher Welschlandfahrer ward da zu Tode wund.
5. Da sprach der Kaiser zürnend: „In meines Heeres Bann,
der mir zur Romfahrt folgte, wo ist der kühne Mann,
der gleich dem Weihen stoße auf diese Krähenbrut,
die mir den Durchzug wehret mit keckem Frevelmut?"
6. Und aus der Fürsten Kreise der Wittelsbacher trat,
Otto, der kühne Degen, ein Mann der raschen That.
Der sprach: „Auf höchster Spitze gewahr' ich einen Steig;
er führt zum Krähenneste im luftigen Bereich.
7. Hab' ich erst jene Höhe, so ist die Zwingstatt mein;
scheint sie auch unersteiglich, sie muß erklommen sein!

Gebt mir zweihundert Mannen, kniefest und Schwindels bar:
mit ihnen will ich öffnen den Pfad euch, Herr, fürwahr!“

8. Das war ein heißes Klettern in Waffen und in Wehr,
mit Stricken ward gefüget zur Leiter Speer an Speer;
nun Schulter über Schulter klimmt es den Fels hinan,
bis nach manch saurer Stunde das schwere Werk gethan.

9. Und wie des Reiches Banner der Pfalzgraf nun enthüllt,
der Deutschen wilder Schlachtruf weithin die Luft erfüllt.
Wie Rachegeister stürmt es hernieder jetzt den Pfad,
schlägt in der Frevler Reihen wie Wetter in die Saat.

10. Wen da das Schwert verschonte, den stürzt' man vom Gestein.
Im Grunde lag der Trotz'gen zerschmettertes Gebein.
Ein überlebend Häuflein, ihm ward zum Lohn der Strang.
Nur zweien von fünfhundert die Rettung da gelang.

11. Den barg die Felsenspalte vor jedem Späherblick;
des Kaisers mild Erbarmen, es ward des andern Glück.
So waltete zur Stelle ein fürchterlich Gericht;
doch Pfalzgraf Ottos Name erstrahlt im hellen Licht.

12. Des Kaisers kühnster Kämpe und treuester Genoß,
lag oft mit ihm zu Felde der Wittelsbacher Sproß,
und ward, da sich der Welfe um Land und Glück gebracht,
mit Bayerns Herzogshute zu dessen Heil bedacht.

232. Heinrich der Löwe.

(1195.)

Julius Mosen.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
der alte Welfe aus:
Heinrich der Löwe ruhet
nach manchem harten Strauß.
Es liegt auf Heinrichs Grabe,
gleichwie auf einem Schild,
ein treuer Totenwächter —
des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
von seines Herzogs Seit',
von ihm, der aus den Krallen
des Lindwurms ihn befreit.
Sie zogen mit einander
nach Braunschweig in das Land.
Wo auch der Welfe wandelt,
der Löwe ziehet mit,
zieht mit ihm, wie sein Schatten,
auf jedem Tritt und Schritt.
Doch als des Herzogs Auge
in Todesnöten brach,
der Löwe still und traurig
bei seinem Freunde lag.
Vergebens fing den Löwen
man in den Käfig ein.
Er brach die Eisenstäbe,
beim Herren mußt' er sein.
Beim Herzog ruht der Löwe,
hält jeden andern fern.
Doch nach drei Tagen fand man
ihn tot beim toten Herrn.
Drum mit des Herzogs Namen
geht stolz Jahrhundert' lang
der Löwe wie beim Leben
noch immer seinen Gang.

233. Seyfried Schweppermann.

(1322.)

Franz Graf von Pocci.

1. Der Kaiser Ludwig zog zur Schlacht
hinaus mit seinen Treuen;
denn gegen Östreichs Übermacht
wollt' er den Kampf erneuen.
Gen Mühldorf zog er rasch heran
mit ihm der alte **Schweppermann**.

2. „Ihr seid ein biedrer, frommer Held,
den Sieg wird Gott euch schenken;
drum, wackrer Freund, wie's euch gefällt,
mögt ihr das Treffen lenken.“
So sprach der Kaiser. „Führt uns an,
ihr, mein getreuer Schweppermann!“



3. Und dieser ordnete die Schlacht,
weil es der Kaiser heischte.
Auf alles war er wohlbedacht,
daß ihn der Feind nicht täuschte.
Doch eh' das Treffen nun begann,
da betete der Schweppermann.

4. Und blutig war der Sieg und schwer,
gar mancher sank zur Erde.
Es klangen Schilde, Helm und Speer;
es wieherten die Pferde.
Doch ruhig folgte seinem Plan
der alte, kluge Schweppermann.

5. Doch endlich wankt' der Feind und wich;
die Siegstrompeten klangen;
denn Östreichs Herzog Friederich
der Schöne war gefangen.
Den Sieg und ew'gen Ruhm gewann
der tapfre, fromme Schweppermann.

6. Zum Herzog sprach der Kaiser nun:
„Gott grüß euch, lieber Vetter!
Ihr machtet tüchtig uns zu thun;
doch seht, hier ist mein Retter!"
Und dankerfüllt umarmt sodann
der Kaiser seinen Schweppermann.

7. „Nicht mir, mein Kaiser, danket dies,
euch schützt' der Herr dort oben,
der euch heut seine Gunst erwies;
mich müßt ihr nimmer loben;
ihn aber betet dankbar an!"
sprach der bescheidne Schweppermann.

8. „Ja," rief der Kaiser, „Gott sei Dank!
doch kommt nun, uns zu laben!
Was gibt es wohl für Speis' und Trank?" —
„Nur Eier sind zu haben!" —
„So gebt ein Ei für jedermann,
doch zwei dem frommen Schweppermann!"

234. Die Familie Fugger.

M. Britzelmayr.

Schon vor Jahrhunderten blühte die Kunst der Leinweberei in Schwaben. Die Weberzunft war eine der ersten in Augsburg. Sie hatte schon in der grofsen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde tapfer mitgefochten.

Da lebte um die Mitte des 14. Jahrhunderts in dem Dörfchen Graben, etwa sechs Stunden südlich von Augsburg, ein Leinweber, Hans Fugger. Sein Sohn zog nach Augsburg. Neben seinem Handwerke trieb er Handel mit Leinwand. Er gelangte durch Fleiſs und Redlichkeit zu hohem Ansehen. Seine Nachkommen betrieben den Leinwandhandel in ausgedehnter Weise.

Später beuteten sie Bergwerke in Spanien und Österreich aus. Auch begannen sie überseeische Unternehmungen. Ihre Schiffe brachten Schätze aus Ostindien.

Die Familie erwarb ungeheure Reichtümer. Sie wurde vom Kaiser in den Patrizierstand erhoben und erhielt später die Grafen-, dann die Fürstenkrone.

Das Geschlecht der Fugger zeichnete sich stets durch Gemeinsinn und durch Wohlthätigkeit aus. Es leistete seiner Vaterstadt wiederholt groſse Dienste und hat sich insbesondere durch die Stiftung der Fuggerei ein schönes Denkmal gesetzt.

235. Christoph der Kämpfer.

(1475.)

Alexander Schöppner.

1. Zu Landshut in dem Schlosse schallt der Hochzeit Jubel laut;
des Polenkönigs Tochter ward dem Herzog angetraut.
2. Da fanden sich von nah und fern der tapfern Ritter viel,
auf Rossen hoch und blank in Stahl, zum edeln Waffenspiel.
3. Vor allem kam ein Ritter stark vom Polenlande her.
Der führt' den Degen so behend und schwang so leicht den Speer.
4. Durch einen Herold gab er kund: Wer ihn besiegen wollt',
der möge tausend Gulden bar empfahn, des Sieges Sold.

5. Doch keinem von den Herren all gelüstet nach dem Geld.
Da springt erzürnt ein Herzog auf: Herr Christoph war der Held.



6. Und mächtig schwingt er seinen Speer zum Kampf mit starker Hand.
Ein Stoß — es lag der Polenheld getroffen in dem Sand.
7. Da bliesen die Trompeten hell zu Herzog Christophs Ehr':
Es war kein Held im Bayerland so ritterlich als er.

236. Aus dem Bauernkriege.

M. Britzelmayr.

Während des Bauernkrieges kamen aufständische schwäbische Bauern in zügellosen Schwärmen an den Lech. Herzog Ludwig IX. schlug alsbald ein Lager dortselbst, um Bayern zu decken.

Die Bauern stürmten wie Rasende vor. Brand und Plünderung bezeichneten ihren Weg. Bei 14000

setzten nahe dem Gebirge über den Fluſs. Sie forderten die bayerischen Landleute zum Beitritte auf. Diese aber schworen, bis in den Tod ihrem Landesfürsten treu zu bleiben.

Auf dem Peiſsenberge und auf anderen Höhen thaten sich mehrere Hundert bayerische Bauern bewaffnet zusammen. Sie waren entschlossen, den Feind abzuwehren. Als die schwäbischen Bauern solchen Mut und solche Treue sahen, wandten sie sich und zogen aus Bayern zurück.

237. Weihnachten 1705.

Franz Bonn.

1. Zu Sendling war's, in der Heiligen Nacht,
da fielen der Bauern achthundert,
bis zum letzten sich wehrend der Übermacht —
und was da die bayrische Treue vollbracht,
laut sei es gelobt und bewundert!

2. Es färbte vom Herzblut sich rot der Schnee;
da war kein Wanken und Weichen.
Sie starben alle in stummem Weh —
zuletzt der Schmied vom Kochelsee —
auf den Gräbern ruhten die Leichen!

3. Und wenn die Geschichte von Helden spricht,
die herrlichsten Thaten zu melden,
vergißt sie sicher auch Sendling nicht.
Von euch doch meldet noch kein Bericht,
ihr Frauen und Mütter der Helden!

4. Ihr habt sie ermutigt zum heiligen Streit;
ihr habt sie geküßt, als sie gingen;
ihr gabt bis zur Grenze des Dorfs das Geleit,
und eure Liebe war ihnen zur Seit',
da die Schatten des Tods sie umfingen.

5. Wie harrtet daheim ihr, die Heilige Nacht
durchwachend in Sorgen und Kummer!
In Thränen habt ihr der Euern gedacht,
indes in der Wiege lagen so sacht
die Kindlein in seligem Schlummer.



6. O heilige Thränen, o heiliger Schmerz,
die ihr weintet, den ihr empfunden!
Das Opfer, das Frauen- und Mutterherz
dort brachten, erhaben flammt's himmelwärts,
wie der Helden blutende Wunden.

238. Die Teuerung in den Jahren 1770 und 1771.

M. Britzelmayr.

In den Jahren 1770 und 1771 brach eine furchtbare Teuerung über Bayern herein. Mifswachs und Kornwucher hatten sie hervorgerufen.

Als Kurfürst Max III. einmal ausgefahren war, wurde sein Wagen von einer Menge Hungriger umringt. Sie hoben die Hände auf und riefen: „Hilfe, gnädigster Herr! Wir haben kein Brot, wir müssen Hungers sterben!“

Voll Betrübnis blickte Max um sich. Dann rief er: „Beruhigt euch, meine Kinder, ihr sollt Brot erhalten, ich will für euch sorgen.“

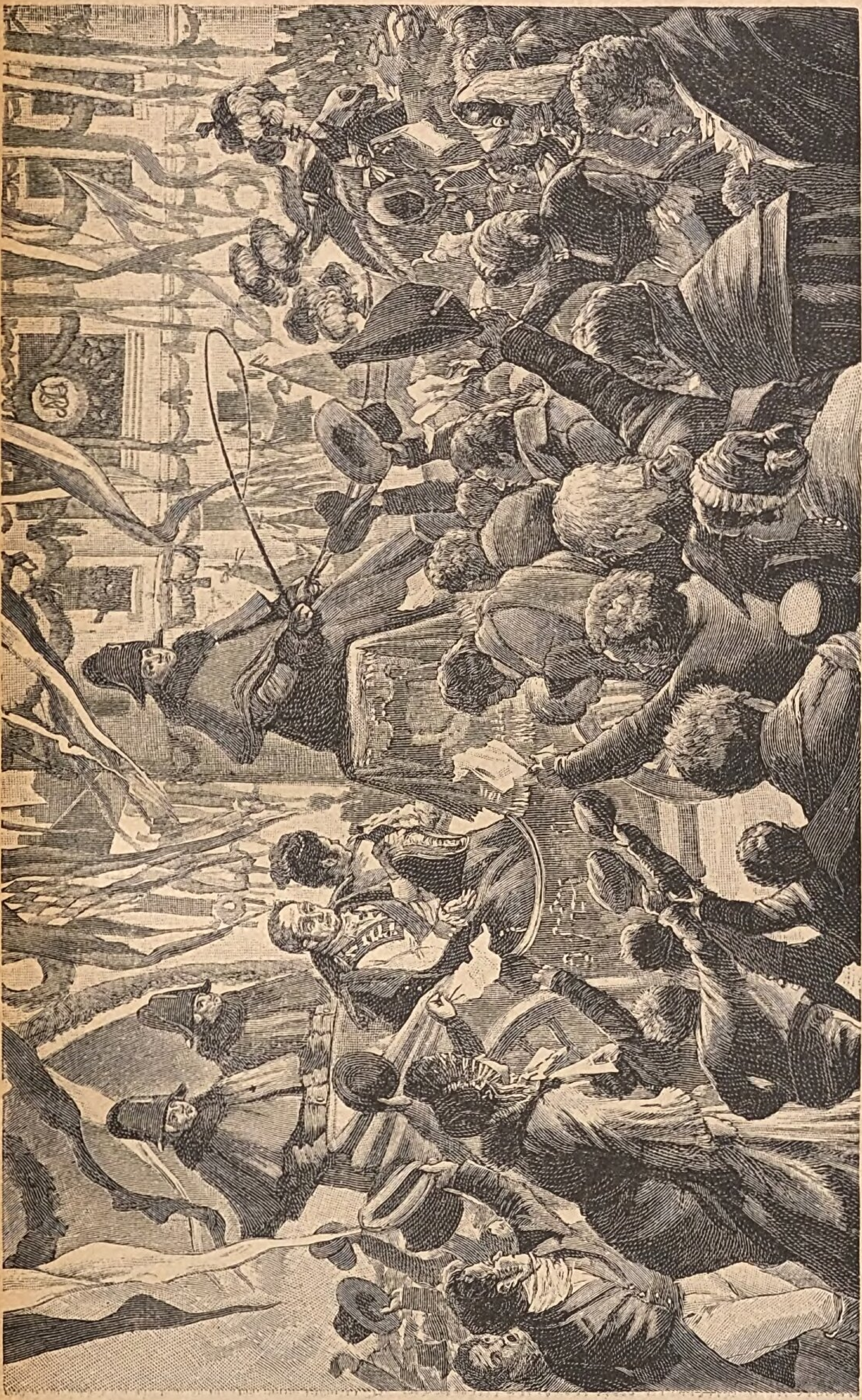
Der Kurfürst handelte nun rasch. Er liefs Geld aufnehmen und dafür ungarisches Getreide kaufen. Dasselbe wurde teils unentgeltlich an die Armen abgegeben, teils auf den Schrannen des Landes zu niedrigen Preisen feilgeboten. Ferner mufste auf den Befehl des Kurfürsten in seinen Waldungen eine Menge Wild geschossen und das Fleisch unter die Notleidenden ausgeteilt werden.

Die Menschenliebe und Güte des Fürsten hat in der damaligen harten Zeit viel Elend gelindert, viele Arme vom Hungertode gerettet.

239. Maximilian Josephs Einzug in München.

Aus: „Wandbilder des bayerischen Nationalmuseums von Spruner.“

Umjubelt von dem treuen Bayernvolke traf Kurfürst Maximilian Joseph IV. vier Tage nach Karl Theodors Tode am 20. Februar 1799 in München ein. Den festlichen Einzug mit den Seinigen verschob er bis nach den ersten Trauerwochen. Begleitet von dem dreizehnjährigen Kronprinzen Ludwig, der elfjährigen Auguste und dem



erst vierjährigen Prinzen Karl, fuhr er seiner Gemahlin Karolina bis Schwabhausen entgegen. So vereinigt, folgte der feierliche Einzug der fürstlichen Familie durch das Karlsthor in die Hauptstadt München.

Wie ein Vater zu seinen Kindern, nicht wie ein gebietender Herr kam Max Joseph, und wie ein Vater wurde er auch empfangen. Rings um ihn brausten die Wogen der Freude, die seinem Volke aus dem innersten Herzen kam. Der Wagen, in welchem der Landesvater seinen Einzug hielt, konnte durch die dichten Volksmassen nur Schritt für Schritt fahren. Da drängte sich der Brauer Pschorr an den Wagen und streckte dem Fürsten voll überströmenden Freudegefühls die Hand mit den Worten entgegen: „O Maxl! weil nur du da bist, jetzt geht alles gut!“

Jedermann wollte einen Blick aus den liebevollen Augen des neuen Herrn, ein freundliches Lächeln der schönen Landesmutter erhaschen.

Selten ist wohl ein neuer Regent mit so allgemeiner Begeisterung aufgenommen worden. — Eine glänzende Beleuchtung der Stadt schloß den unvergeßlichen Tag.

240. Die Kinderprozession.

Ludwig Aurbacher.

Am 3. Dezember 1800 morgens haben die Bewohner in der Gegend von St. Wolfgang bei Hohenlinden nicht vermuten können, daß es mittags um ihre ruhigen Hütten so stürmisch hergehen werde zwischen den Kaiserlichen und Franzosen, und sie schickten daher, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher, von ihren Einödhöfen zwei bis drei Stunden Wegs entfernt, im Walde wohnte. Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder mittags ganz ruhig in der Stube und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagbrot, das sie von zu Hause mitgenommen hatten, und dachten an nichts. Da hörte man auf einmal

in der Nähe piff, paff! und aus der Ferne bumm, bumm! Und der Klausner, der gleich vermutete, was das bedeute, ging hinaus und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das Treffen schon nahe sei und daß die Kinder nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren könnten. In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der wohl der beste war, den er in dieser bedrängten Lage fassen konnte. Er holte das Kruzifix aus dem Kirchlein und stellte die Kinder Paar und Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, über das Schlachtfeld, an Panduren*) und Franzosen vorbei, und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zuleide und ließen sie nun in Frieden ziehen. Und so kamen sie glücklich in St. Wolfgang an, wo die armen Waislein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis gegen Abend ihre Eltern kamen und sie heimführten. Die Eltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude, daß keines von ihren Lieben verloren gegangen war.

241. König Max Joseph I. nimmt sich einer verwaisten Familie an.

Hans Reidelbach.

Als in einem kalten Winter der Schliersee mit einer Eisdecke überzogen war, fuhr der Vater einer zahlreichen Familie mit seiner Frau auf einem Rennschlitten über ihn zum Gottesdienste. Plötzlich brach das Eis unter dem Schlitten. Da der Mann dies fühlte, faßte er rasch in zärtlichster Fürsorge sein Weib und schleuderte es mit einem kräftigen Schwunge weit weg von der gefahrdrohenden Stelle aus dem Schlitten. Dieser aber brach durch die heftige Bewegung um so rascher ein. Im Nu sank der Mann mit

*) Österreichische Krieger (Fußvolk) aus ungarischen Ländern.

dem Gefährte in die Tiefe, während die Frau durch seine aufopfernde That gerettet war.

Bald verbreitete sich die Nachricht von diesem schrecklichen Unglück durch die ganze Umgegend bis zum Throne des allgütigen Landesvaters, der eben tiefe Trauer über den Tod einer geliebten Prinzessin im Herzen trug.

Als der König den Jammer und die unglückliche Lage der ihres Mannes in so schrecklicher Weise beraubten Witwe vernahm und der kleinen, armen Waisen gedachte, sagte er: „Gott hat mir ein Kind genommen, ich will diesen verlassenen Waisen ein Vater werden.“

Sogleich wurde eine namhafte Unterstützung aus der Privatkasse des Monarchen der armen Frau zugesandt. Ferner übernahm der König in väterlicher Weise die Erziehung und Ausbildung der Waisen, so daß die Mutter, die nun ihre Kinder der besten väterlichen Fürsorge anvertraut wußte, ruhig und getrost der Zukunft entgegensehen konnte.

242. König Ludwig I., der zweite Gründer Münchens.

Mit Benützung der Festschrift von Dr. Häutle.

1. Schon als Kronprinz hatte sich dieser kunstsinnige Fürst des öftern geäußert: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat.“ Zur Regierung gelangt, begann er diesen Vorsatz zu verwirklichen. Er zog zahlreiche Künstler in seine Hauptstadt, verkehrte in leutseligster Weise mit ihnen und gab ihnen Aufträge zur Ausführung großartiger Bauten und herrlicher Gemälde und Bildhauerwerke. Es entstanden der Königsbau der neuen Residenz, die Allerheiligen-Hofkirche, die Sammlungen älterer und neuer Gemälde (Pinakotheken), die schönen Tempel in

griechischer Bauart, welche den Königsplatz schmücken und zur Aufnahme von Bildhauerwerken und Gemälden bestimmt sind, — die St. Bonifaz- und die Maria-Hilf-Kirche, die Ruhmeshalle auf der Theresienwiese und vieles andere. Die Ludwigsstraße mit ihren beiden prächtigen Abschlüssen, der Feldherrnhalle und dem Siegesthor, ist zum großen Teil des Königs Werk. Hier erbaute er die Hochschule



(Universität), die Hof- und Staats-Büchersammlung (Bibliothek) und die Ludwigskirche. Auch die schönen Bogengänge, welche den Hofgarten und den südlichen Friedhof umschließen, sind auf seine Anordnung entstanden. So kam es, daß München bald zu den bedeutendsten Städten Deutschlands zählte, und daß es wegen seiner Kunstschätze von vielen Fremden besucht wird.

2. Aber auch außerhalb der Hauptstadt errichtete Ludwig herrliche Denkmäler der Kunst, so die Walhalla bei Regensburg und die Befreiungshalle bei Kelheim.

Über diesen Bestrebungen vergaß aber der König niemals, das Wohl seiner Unterthanen auch auf andern Gebieten zu fördern. Davon legen die ersten deutschen Eisenbahnen und der Donau-Main-Kanal ein sprechendes Zeugnis ab. Und wie sehr der edle Herrscher für die Einigkeit des großen deutschen Vaterlandes besorgt war, sollt ihr im spätern Unterricht erfahren.

243. Glück im Unglück.

Hans Reidelbach.

Auf einem Spaziergange durch die Vorstadt Au bei München ward einst König Ludwig I. von einem heftigen Platzregen überrascht. Er hatte keinen Regenschirm bei sich und sah sich so genötigt, in dem nächstbesten kleinen Hause so lange Unterkunft zu suchen, bis das Wetter ausgetobt hatte. Als er in die Wohnung trat, fand er darin eine arme Familie in verzweiflungsvoller Lage. Ein Gerichtsdiener hatte gerade kurz vorher den spärlichen, fast wertlosen Hausrat gepfändet, und Mutter und Kinder weinten nun über ihre traurige Lage. „Tröstet euch,“ sprach der König, „der liebe Gott hat diesen Regen geschickt und mit demselben Hilfe.“ Hierauf beschied der edle Monarch, der auch jetzt, wie gar oft, ohne alles Geld ausgegangen war, die armen Leute ins Wittelsbacher Palais und gab ihnen eine so reichliche Unterstützung, daß sie nicht nur ihr gepfändetes Mobiliar auslösen, sondern auch außerdem ihre Verhältnisse nachhaltig verbessern konnten.

244. Aus dem Leben König Maximilians II.

Nach Heigel und Spruner.

König Maximilian II. war an Neigung in vielem das Gegenteil seines erlauchten Vaters. Ihn beseelte nur eine einzige Leidenschaft, der Trieb zu lernen und über die Hauptpflichten des Menschen nachzudenken. Darum war

dem Könige eine traulich-ernste Unterhaltung mit Gelehrten der erwünschteste Genuß.

Am Ende jeden Tages hielt er Umschau in seinem Innern und schrieb gewissenhaft nieder, was er dort Gutes oder Übles gefunden. Und diese Übung, fortgesetzt seit den ersten Jünglingsjahren, machte ihn auch täglich besser, milder und wohlwollender. Der stete Gedanke, Gott für alle



Handlungen verantwortlich zu sein, erfüllte ihn mit dem strengsten Pflichtgefühle.

Er las gerne das Leben und die Schicksale großer Männer, um ihre Tugenden und ihre Fehler und Schwächen kennen zu lernen, erstere nachzuahmen, letztere zu meiden.

Gegen seinen greisen Vater zeigte er so kindliche Ehrfurcht, daß er dessen Wünschen auch dann entsprach, wenn sie seine eigenen durchkreuzten.

Unvergeßlich werden jedem Bayern die edlen Worte bleiben, die Max II. bei wichtigen Anlässen sprach: „Für Gott und mein Volk!“ — „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!“ und: „Das Glück des Volkes ist das seiner Fürsten!“

Seiner klugen Mäßigung gelang es bald, die bei seinem Regierungsantritte gestörte Ruhe des Landes wieder herzustellen. Die Versprechungen, die er bei seiner Thronbesteigung gegeben hatte, erfüllte er gewissenhaft. In rascher Folge erließ er eine Reihe höchst wichtiger Gesetze und Verordnungen. Die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen und die Schwurgerichte wurden eingeführt. Die gutsherrliche Gerichtsbarkeit ward aufgehoben. Durch die Abschaffung, Festsetzung und Ablösung der Grundlasten wurden die Bauern zu freien Grundbesitzern gemacht. Gleiche Fürsorge fanden Gewerbe und Handel, Wissenschaft und Kunst. Auch dem Volksschulwesen wandte der König sorgende Aufmerksamkeit zu.

Sein Volk dankte ihm dies landesväterliche Wohlwollen für alle Stände durch unwandelbare Liebe und Treue. Als Max II. plötzlich schwer erkrankte und unerwartet schnell starb, waren Bestürzung und Trauer im Lande sehr groß. Seine letzten Worte lauteten: „Unser Herrgott wird es recht machen mit mir; ich habe immer das Beste gewollt.“ Sein Andenken bleibt gesegnet bis in ferne Zeiten.

245. Aus der neuesten Geschichte Bayerns.

Nach Heigel und Riedl.

König Ludwig II. wurde durch das frühe Hinscheiden seines edeln Vaters in sehr jugendlichem Alter auf den Thron berufen. Er zeigte sich als ein würdiger Sohn des Verstorbenen, als ein hochsinniger und kunstliebender Fürst. In die ersten Jahre seiner Regierung fielen zwei folgenschwere Ereignisse, die blutigen Kriege von 1866 und 1870/71. Sie schufen das neue deutsche Reich, dem auch das Königreich Bayern angehört.

Die innigsten Dankesgefühle des treuen Bayernvolkes gegen sein angestammtes Herrscherhaus kamen recht zum Ausbruche, als am 16. September 1880 die Feier des

700 jährigen Wittelsbacher Jubiläums überall in den bayerischen Landen festlich begangen wurde. Die Unterthanen warfen bei dieser Gelegenheit mit berechtigtem Stolze einen Rückblick auf die Geschichte des wittelsbachischen Herrschergeschlechtes.

Vor einem Jahrtausend bestieg ein Wittelsbacher zum erstenmale den bayerischen Thron. Seit sieben Jahrhunderten



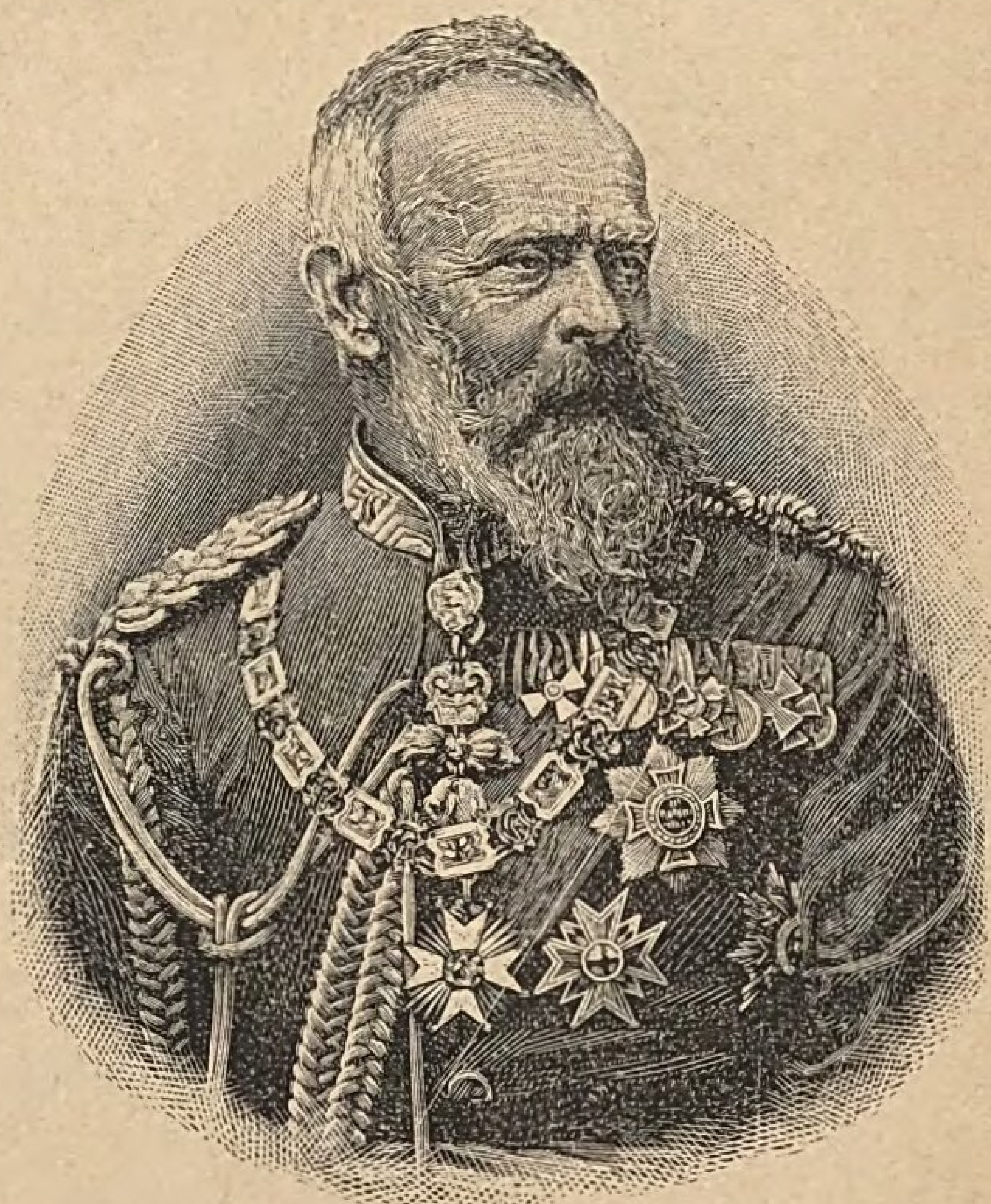
herrschen Wittelsbacher in ununterbrochener Reihenfolge über das bayerische Volk, während in allen übrigen europäischen Staaten die Regentenhäuser wechselten.

Die Wittelsbacher waren niemals Fremdlinge. Die Geschichte ihres Wohls und Wehs ist die Geschichte unsers Vaterlandes. Darum Heil dem Hause Wittelsbach! Heil unserm Fürstenhaus! In diesen Ruf stimmt alt und jung im Bayerlande ein, solange noch Dankbarkeit und Treue dem Herzen heilig sind.

Der bayerische Volksstamm bildet noch auf dem Boden einen gesunden, lebenskräftigen Staat, wo er in grauer

Vorzeit zuerst festen Fuß gefaßt hatte. Wie eng auch Bayern auf der Weltkarte begrenzt erscheint, — für uns ist es die Welt.

Die letzten Jahre König Ludwigs II. wurden durch schwere Krankheit getrübt, die ihn an der Ausübung der Regierung hinderte. Seine Königliche Hoheit, **Prinz Luitpold,** übernahm daher 1886 die Reichsverwesung. Der unglückliche,



kranke König fand in den Wogen des Starnberger Sees, an dessen Ufern er so gerne geweilt, den Tod (13. Juni 1886).

Sein Bruder wurde als Otto I. König von Bayern. Da er aber wegen andauernden Leidens die Regierung nicht führen kann, so übernahm sein Oheim Prinz Luitpold die Regentschaft aufs neue. Seit 1886 übt letzterer als Prinzregent mit milder, aber entschiedener Hand die königliche Gewalt aus.

Gott segne Bayern und sein Fürstenhaus!

Wittelsbach.

Franz Dittmar.

In Trümmern liegt Schloß Wittelsbach:
es sank ins Thal der hohe Turm,
und aus den alten Mauern brach
sich Stein um Stein der wilde Sturm.

Doch fester hält als Fels und Stein,
was Treue bindet, Pflicht und Recht,
und unerschütterlich wird's sein,
wenn so gegründet ein Geschlecht.

So stehst du da für alle Zeit
im Wetter und im Sturmgebraus
auf Bayerntreue, dir geweiht,
o Wittelsbacher Königshaus!

Für Bayern.

Michael Öchsner.

Gott mit dir, du Land der Bayern,
deutsche Erde, Vaterland!
Über deinen weiten Gauen
ruhe seine Segenshand!
Er behüte deine Fluren,
schirme deiner Städte Bau
und erhalte dir die Farben
seines Himmels — Weiß und Blau!

Gott mit uns, dem Bayernvolke,
daß wir, unsrer Väter wert,
fest in Eintracht und in Frieden
bauen unsers Glückes Herd,
daß mit Deutschlands Bruderstämmen
einig uns der Gegner schau',
und den alten Ruhm bewähre
unser Banner — Weiß und Blau!

Gott mit ihm, dem Bayernfürsten!
Segen über sein Geschlecht!
Denn mit seinem Volk im Frieden
wahrt er dessen heilig Recht.
Gott mit ihm, dem Landesvater!
Gott mit uns in jedem Gau!
Gott mit dir, du Land der Bayern,
deutsche Heimat — Weiß und Blau!

Inhaltsverzeichnis.

Die poetischen Stücke sind mit einem Sternchen bezeichnet.

2. Sommer.

3. Herbst.

4. Winter.

II. Aus Heimat und Vaterland.

1. Heimatkunde und Geographie.

2. Geschichte.

Verzeichnis der Abbildungen.

Lesebuch für die Volksschulen des Regierungsbezirkes Oberbayern Bearbeitet von mehreren Schulmännern Ministeriell genehmigt

Bd.: 2

München 1896